Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

253ster bis 257ster Band.

Enthält:

Die Ansiedler in Canada.

Fünf Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1845.

G.n.3180

Die Ansiedler in Canada.

Von

Capitän Marryat.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

Ludwig Hauff.

Fünf Theile.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Erstes Kapitel.

Es war im Jahre 1794, daß eine englische Familie auswanderte, um sich in Canada anzusiedeln. Diese Provinz war uns von den Franzosen, welche sie zuerst colonisirten, mehr als dreißig Jahre vor dem erwähnten Zeitraume abgetreten worden. Ich muß aber hiebei bemerken, daß das Auswandern und das Ansiedeln in Canada zu jener Zeit eine ganz andere Sache war, als es gegenwärtig ist. Die Schwierigkeiten des Transportes, die Gefahren, welchen man ausgesetzt war, waren viel größer, denn damals waren noch keine Dampfboote, welche die Strömungen und den reißenden Lauf der Flüsse bekämpften. Die Indianer hausten noch in Ober-, und manche Abtheilungen derselben auch in Unter-Canada und die Gegend war mit vielen wilden Thieren aller Art angefüllt, die zum Theile nützlich, zum Theile gefährlich waren. Die Anzahl der Europäer war gering, und die meisten unter ihnen waren Franzosen, die sich nicht besonders darüber freuten, daß die Colonie von den Engländern erobert worden war. Wohl hatte sich eine große Anzahl englischer Ansiedler eingefunden und verschiedene Niederlassungen angelegt; allein da die französischen Colonisten bereits Besitz von den besten Ländereien in Untercanada ergriffen hatten, so mußten diese neuen Ansiedler nach Obercanada hinaufgehen, wo, obschon das Land besser war, die Entfernung von Quebec und Montreal so wie anderer bevölkerter Theile, weit größer und wo es viel schwerer war, sich irgendwo Hülfsquellen zu eröffnen, oder den erforderlichen Schutz zu erlangen.

Ich erwähne dieses Alles, weil gegenwärtig die Umstände so ganz verschieden sind; und nun werde ich die Ursache erzählen, welche diese Familie veranlaßte, ihre Heimath zu verlassen und sich solchen Mühseligkeiten und Gefahren auszusetzen.

Herr Campbell war von gutem Hause, aber da er der Sohn einer der jüngeren Linien der Familie war, so besaß sein Vater keine Reichthümer, und Herr Campbell sah sich folglich genöthigt, zu irgend einem Geschäfte seine Zuflucht zu nehmen. Herr Campbell wählte das eines Wundarztes, und nachdem er, wie es bestimmt ist, die Spitäler durchgemacht hatte, errichtete er sein eigenes Geschäft und war in wenigen Jahren als ein in seinem Fache sehr geschickter Mann betrachtet. Seine Praxis nahm fortwährend zu, und ehe er dreißig Jahre alt war, hatte er geheirathet.

Herr Campbell hatte eine einzige Schwester, welche bei ihm wohnte, denn Vater und Mutter waren beide todt. Aber fünf Jahre nach seiner Heirath verliebte sich ein junger Gentleman in sie, bot ihr seine Hand, und diese wurde angenommen, obgleich er nicht reich war, den er hatte einen über jeden Einwurf erhabenen Charakter und gute Aussichten. Miß Campbell vertauschte ihren Namen mit dem Namen „Percival“ und verließ ihres Bruders Haus, um ihrem Gatten zu folgen.

Die Zeit verging schnell, und nach Verlauf von zehn Jahren befand sich Herr Campbell in einem blühenden Geschäfte, zugleich aber auch in der Nothwendigkeit, eine Familie zu ernähren, denn seine Gattin hatte ihn mit vier Knaben beschenkt, von welchen der jüngste erst wenige Monate alt war.

So glücklich Herr Campbell in seinen eigenen Angelegenheiten war, so traf ihn doch ein schweres Mißgeschick und dieses bestand in dem Schicksale seiner Schwester, der Mrs. Percival, welche er auf das innigste liebte. Dieses Mißgeschick war mit Umständen

verknüpft, welche es um so peinlicher machten; das Geschäftshaus, mit welchem Herr Percival associrt war, fallirte, und immerwährende Plage und Angst, welche Herr Percival auszustehen hatte, zogen ihm ein heftiges Fieber zu, welches nur mit seinem Tode endigte. In diesem traurigen Zustande, als eine Wittwe mit einem zwei Jahre alten Kinde, einem kleinen Mädchen, und mit der Aussicht, aufs Aeußerste eingeschränkt zu werden; wurde Mrs. Percival in das Haus ihres Bruders gebracht, welcher, gleich seiner Gattin, alles mögliche that, um ihr in ihrer traurigen Lage Trost und Schutz zu gewähren. Allein sie hatte soviel bei dem Unglücke ihres Gatten gelitten, daß, als die Zeit nahte, ihre Kraft zu Ende war, und daß sie starb, indem sie einer zweiten Tochter das Leben gab.

Herr und Frau Campbell wurden demnach mit der Sorge für diese zwei kleinen verwaisten Mädchen belastet, und zogen diese auf wie ihre eigenen Kinder.

So war der Stand der Dinge nach Ablauf von zehn oder elf Jahren nach Herrn Campbells Hochzeit, als ein Umstand eintrat, der ebenso unerwartet als willkommen war.

Herr Campbell hatte die Runde seiner Geschäftsbesuche beendigt, das Mittagessen war vorüber, und er saß noch bei Tische mit seiner Frau und mit seinen ältern Kindern, denn es waren die heiligen Christfeiertage, und da war Alles zu Hause. Die Kindsfrau war eben mittels der Klingel gerufen worden, um die beiden kleinen Mädchen und den jüngsten Knaben hereinzubringen, als der Postbote an der Thüre pochte und das Dienstmädchen einen Brief mit einem großen schwarzen Siegel hereinbrachte. Herr Campbell öffnete denselben und las was folgt:

„Sir, — wir haben das große Vergnügen, Ihnen kund zu thun, daß nach dem Tode des Herrn Sholto Campbell zu Wexton-Hall, Cumberland, welches sich am neunzehnten des letzten Monats ereignete, auf Sie,

in Folge Mangels directer Erben, die Intestaterbfolge fiel, weil Sie der nächste Verwandte sind. Der muthmaßliche Erbe ging auf der See, oder in Westindien zu Grunde, und man hat seit fünfundzwanzig Jahren nichts von ihm gehört. Wir hoffen, die ersten zu seyn, Ihnen zu der Erwerbung eines Eigenthums, welches jährlich 14,000 Pfund einträgt, Glück zu wünschen. Man hat kein Testament bei dem Tode des Herrn Sholto Campbell vorgefunden, und es ist festgestellt, daß nie eines gemacht worden ist. Wir haben daher die Siegel auf das persönliche Eigenthum desselben gelegt, und stehen zu Ihren Befehlen. Wir haben nur noch beizufügen, daß, wenn es unsern Geschäftskreis betrifft, und wir nicht bereits verpflichtet sind, Sie über die Dienste verfügen mögen

Ihrer ganz gehorsamsten

„Harwey, Parton, Thorpe u. Comp."

„Was hast Du, mein Theurer?" rief Mrs. Campbell, welche die ganz ungewöhnliche Aufregung ihres Gatten wahrnahm.

Herr Campbell mochte nicht antworten, reichte aber den Brief seiner Gattin hin.

Mrs. Campbell las ihn und legte ihn dann auf den Tisch.

„Nun, meine Liebe!" rief Herr Campbell freudig, indem er von seinem Sitze aufstand.

„Es ist eine sehr plötzliche Ueberraschung," bemerkte Mrs. Campbell gedankenvoll und langsam. „Ich habe oft gefühlt, daß uns eine Unannehmlichkeit begegnen könnte. Ich vertraue auf Gott, daß er uns das Glück möge ruhig ertragen lassen, ebenso wie die schwere Aufgabe hinsichtlich der Beiden, mein theurer Campbell."

„Du hast recht, Emilie," entgegnete Herr Campbell, indem er sich wieder setzte; „wir sind und waren lange glücklich."

„Dieser plötzliche Reichthum kann zu unserem Glücke nichts beitragen, mein theurer Gatte. Ich fühle, es

wird vielmehr zu unserer Liebe beitragen, denn er setzt uns in den Stand, für das Glück Anderer zu sorgen, und mit solchen Gefühlen laß uns denselben dankbar annehmen."

„Ganz richtig, Emilie, aber wir müssen unsere Pflicht in diesem Leben erfüllen, bis es Gott beliebt, uns abzurufen. Bis hieher bin ich in meinem Geschäfte aufs Höchste durch meine Mitmenschen gesegnet worden, und wenn ich nun bei diesem Wechsel der Dinge nicht mehr aus meinem warmen Bette eile, um den Leidenden beizustehen, so habe ich doch jedenfalls die Mittel, andere zu verwenden, die dieses thun. Wir müssen uns selbst berücksichtigen, jedoch mit einem Blicke auf Ihn, der diesen großen Reichthum uns geschenkt hat, und wir müssen ihn, so viel als möglich, zu Seinem Dienste verwenden."

„Mein Gatte sprach, wie ich fühlte, daß er sprechen werde," sagte Mrs. Campbell, indem sie aufstand und ihn umarmte. „Wer so fühlt, wie Du, kann nie zu reich seyn."

Ich darf nicht zu lange bei diesem Theile meiner Erzählung verweilen. Ich habe daher nur zu bemerken, daß Herr Campbell von Wexton-Hall Besitz nahm und in einer Weise lebte, welche seinem vermehrten Reichthum entsprach. Zugleich ließ er aber nie eine Gelegenheit vorüber gehen, Gutes zu thun, und in dieser Beziehung stand ihm seine Gattin hülfreich zur Seite. Sie hatten noch keine drei oder vier Jahre hier gewohnt, als sie schon in der ganzen Umgebung als Beglückende betrachtet wurden, indem sie die Industrie ermuthigten, den Unglücklichen beistanden, den Nothleidenden halfen, Armenhäuser und Schulen gründeten und Alles, was in ihrer Macht stand, thaten, um Wohlstand und Glück auf manche Meilen um Hall her zu verbreiten. Zu der Zeit, als Herr Campbell Besitz ergriff, befand sich das Erbgut in einem sehr vernachläßigten Zustande, und es mußten bedeutende Summen

auf dasselbe verwendet werden, wenn sich sein Werth vergrößern sollte.

Das ganze reiche Einkommen des Herrn Campbell wurde nützlich und vortheilhaft verwendet, und der in seinen Glücksumständen eingetretene Wechsel hatte also am meisten die Aussichten seiner Kinder geändert. Heinrich, der älteste, welcher für das Geschäft seines Vaters bestimmt war, wurde zuerst in eine Privat-Erziehungs-Anstalt und dann in ein Colleg gebracht. Alfred, der zweite Knabe, hatte das Seewesen sich auserkoren und am Bord einer schönen Fregatte sich eingeschifft. Die beiden andern Knaben, der eine Percival genannt, erst zwei Jahre alt, als sein Vater Besitz von dem Erbgute ergriff, und der andere, John, welcher erst wenige Monate alt war, blieben zu Hause und erhielten ihre Erziehung von einem jungen Geistlichen, welcher in der Nähe von Hall wohnte, während eine Gouvernante für Mary und Emma Percival, zwei wahrhaft schöne und verständige Mädchen, bestimmt worden war.

So war der Stand der Dinge, als Herr Campbell zehn Jahre im Besitz von Werton war, und als eines Tages Herr Harrwey, der Chef der Firma, welche ihm seine Erbfolge in das Gut angekündigt hatte, gemeldet wurde.

Herr Harrwey kam, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß ein Reclamant erschienen sey, er gab ihm Kunde von dessen Absicht, eine Kanzlei-Bill zur Erlangung des Guts zu erwirken, indem er, wie er behaupte, der Sohn der Person sey, welche als Präsumtiv-Erbe betrachtet worden und die man so manche Jahre für todt gehalten habe. Herr Harrwey bemerkte, daß, obgleich er es für seine Pflicht erachtet, Herrn Campbell von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen, er denselben als eine Sache ohne alle Folge betrachte, und daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch dieselbe ein Betrug versucht werde, der von irgend einem Winkeladvokaten ausgehe,

um einen Vergleich herbeizuführen. Er bat Herrn Campbell, sich diesem Umstande nicht zu sehr hinzugeben und sich darüber nicht zu ärgern, und versprach, Herrn Campbell auf der Stelle in Kenntniß zu setzen, wenn er mehr darüber hören würde. Mit der Meinung des Herrn Harrwey zufrieden, zog Herr Campbell diesen Umstand bei sich selbst in Ueberlegung und erwähnte von ihm nicht das geringste gegen seine Gattin.

Noch waren aber nicht drei Monate verflossen, als Herr Campbell einen Brief von seinem Anwalte erhielt, in welchem dieser ihn benachrichtigte, daß der Erbschaftsprätendent nun mit dem größten Eifer auftrete, und daß er, es schmerze ihn, es sagen zu müssen, eine häßliche Erscheinung (um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) sey, dann daß jedenfalls die klagende Parthei versuche, durch den Rechtsstreit Herrn Campbell bedeutende Kosten zu verursachen. Der Anwalt forderte von Herrn Campbell Instructionen und versicherte dabei wiederholt, daß, so kunstreich die Sache auch angelegt worden, er sie dennoch als einen betrügerischen Versuch betrachte. Herr Campbell antwortete und bevollmächtigte den Anwalt, jede mögliche Vorkehrung zu treffen und alle nothwendigen Ausgaben zu bestreiten. Eine Rücksicht, welcher sich Herr Campbell hingab, bestimmte ihn, seine Gattin von dem, was vorging, nicht in Kenntniß zu setzen. Es konnte in ihr ein trauriges Gefühl erzeugen, und deßwegen beschloß er, sie für jetzt in Unwissenheit zu lassen.

Zweites Kapitel.

Nach Verlauf mehrer Monate schrieb Herr Harrwey wieder an Herrn Campbell und versicherte ihn, daß der Anspruch der entgegengesetzten Parthei, welche

er früher für betrügerisch erklärt hatte, so klar sey, daß er die schlimmsten Folgen fürchte.

Es zeigte sich, daß der Intestaterbe, welcher vor Herrn Campbell stand, in Indien sich verheirathet hatte und auch, wie vorausgesetzt worden war, gestorben sey. Aber es war vollständiger und genügender Beweis vorhanden, daß die Heirath gültig, und daß der Kläger der Sohn sey. Es unterliege keinem Zweifel, bemerkte Herr Harrwey, daß Herr Campbell die Zurückgabe des Eigenthums auf einige Zeit verzögern könne, daß er sie aber doch am Ende bewerkstelligen müsse.

Sobald Herr Campbell diesen Brief erhielt, ging er zu seiner Gattin und setzte sie von Allem in Kenntniß, was sich seit einigen Monaten ereignete, und was die Ursache gewesen war, ihr nichts von dem Empfange des Briefes des Herrn Harrwey zu sagen, den er jetzt in der Hand hielt, um sie über ihre Meinung hinsichtlich des Gegenstandes zu befragen. Nachdem Mrs. Campbell diesen Brief gelesen hatte, antwortete sie:

„Es scheint, mein theurer Mann, daß wir wohl berufen waren, Besitz von diesem Gute zu ergreifen und es mehrere Jahre statt eines andern zu behalten; jetzt sind wir aber berufen, es dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben. Du fragst mich um meine Meinung, aber gewiß ist keine Veranlassung hiezu gegeben. Wir müssen nun, da wir wissen, daß die Klage gerecht ist, handeln, wie wir wünschen würden, daß gegen uns gehandelt werde."

„Das ist's, meine Theuerste, wir müssen es ohne weiteren Streit zurückgeben. Es war gewiß mein Gedanke, seit ich den Brief des Herrn Harrwey gelesen habe. Aber es ist hart, ein Bettler zu werden."

„Es ist hart, mein theurer Gatte, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen müssen, aber es ist zugleich auch der Wille des Himmels. Wir erhielten das Gut in der Voraussetzung, daß es unser Eigenthum sey; wir haben, ich hoffe es, dasselbe während dieser Zeit nicht

mißbraucht, vielmehr in guten Stand gesetzt, und wenn es der Wille des Himmels ist, daß wir desselben beraubt werden sollen, so laß uns die Ueberzeugung haben, daß wir gewissenhaft und gerecht handelten und daß Er uns in dem, was wir ferner zu ertragen haben, Trost verleihen wird."

„Ich will auf der Stelle schreiben," entgegnete Herr Campbell, „und Herrn Harrwey benachrichtigen, daß ich nur so lange gestritten habe, als die Sache zweifelhaft erschien, daß ich aber jetzt, nachdem er mich benachrichtigt, daß mein Gegner gesetzlicher Erbe sey, bitte, daß jede weitere Procedur unterbleibe, und daß ich gesonnen bin, ihm unverzüglich den Besitz abzutreten."

„Thue das, mein Theurer," entgegnete seine Gattin, indem sie ihn umarmte. „Mögen wir auch arm seyn, so habe ich doch das Vertrauen, daß wir immer noch glücklich seyn werden."

Herr Campbell setzte sich nieder, schrieb einen Brief mit Instructionen an seinen Anwalt, siegelte denselben und schickte damit einen Diener auf die Post.

Sobald der Diener die Thüre des Zimmers geschlossen hatte, bedeckte Herr Campbell sein Gesicht mit seinen Händen.

„Es ist in der That eine schwere Prüfung," sagte Mrs. Campbell, indem sie ihre Hand auf ihren Gatten legte, „aber Du hast Deine Pflicht gethan."

„Ich sorge nicht für mich selbst; ich denke an meine Kinder."

„Diese müssen arbeiten," versetzte Mrs. Campbell; „Beschäftigung ist Glück."

„Ja, das geht wohl für die Knaben; aber diese armen Mädchen! Welche Aussicht bleibt ihnen?"

„Ich hoffe, daß diese nicht so schlimm daran sind, Campbell, und daß sie sich mit Ergebung fügen und für uns eine Quelle der Zufriedenheit seyn werden. Ueberdieß sind wir ja nicht absolute Bettler."

„Das hängt von unserm Gegner ab. Er kann alle rückständigen Renten verlangen, und wenn er es thut, sind wir mehr als Bettler. Indessen, Gottes Wille geschehe; sollen wir allein Gutes empfangen und nicht auch Schlimmes?"

„Laß uns hoffen, mein Theurer," entgegnete Mrs. Campbell in liebevollem Tone; „laß uns auf das Beste hoffen!"

„Wie wenig erkennen wir, stockblinde Sterbliche, die wir sind, was für uns gut ist," bemerkte Herr Campbell. „Hat nicht diese Erbschaft verursacht, daß ich mein Geschäft als Wundarzt aufgab, was in aller Ehrbarkeit einen hinreichenden Unterhalt für meine Kinder gewährte; nun verlieren meine Kinder, was ich gesät habe. Ich bin zu alt, um mein Geschäft wieder aufzunehmen, und wenn ich es thäte, haben nicht die Umstände die Praxis geändert, die ich hatte. Du siehst, daß das, was uns als das einzige und höchste Glück im Leben erschien, sich als das Gegentheil bewährte."

„So weit, als unser beschränkter Gesichtskreis über die Dinge uns urtheilen läßt, räume ich es ein," entgegnete Mrs. Campbell. „Aber wer weiß es, was sich ereignet haben möchte, wenn wir im Besitze geblieben wären. Alles ist verborgen vor unserm Blicke. Er thut, was Er das Beste für uns hält, und an uns ist es, uns mit Ergebung zu unterwerfen. Komm, mein Theuerster, laß uns hinaus gehen, die Luft ist frisch und wird Deine geröthete Stirne kühlen."

Zwei Tage nach dieser Unterredung traf ein Brief von Herrn Harrwey ein und setzte ihn in Kenntniß, daß er von dem Entschlusse Herrn Campbells, auf das Gut ohne weiteren Streit zu verzichten, dem Gegner Nachricht gegeben habe, daß die Erwiderung desselben sehr ehrenwerth sey, daß er nicht im Sinne habe, irgend einen Anspruch wegen der rückständigen Renten zu machen und bitte, daß Herr Campbell und Familie Wexton-Hall für drei Monate als zu ihrer Verfügung ge-

stellt betrachten möchten, damit sie im Stande seyen, ihre Anordnungen zu treffen und über ihre Geräthschaften zu verfügen und so weiter.

Der Inhalt dieses Briefes war eine große Erleichterung für Herrn Campbell, der bisher nicht im Stande war, zu erkennen, was sein zukünftiges Schicksal seyn möchte, und er war dankbar für das artige Betragen des neuen Eigenthümers, daß er keinen Anspruch wegen der rückständigen Renten mache, indem ihn ein solcher in die höchste Armuth versetzt haben würde. Er schrieb sogleich an Herrn Harrwey, bat ihn um Uebersendung einer Rechnung der gesetzlichen Kosten, damit diese so bald als möglich bezahlt werden könnten. In drei Tagen kam diese und mit ihr ein Brief, in welchem ihm Herr Harrwey meldete, daß in Folge der schnellen und bereitwilligen Abtretung des Eigenthums an den Kläger, sobald die Klage als begründet sich gezeigt, und weil derselbe davon Kenntniß erhalten hatte, wie sehr das Gut in den zehn Jahren, während welchen Herr Campbell es besessen, verbessert worden sey, der neue Eigenthümer veranlaßt wurde, auf eine so liberale Weise sich zu benehmen. Dies war wahrhaft belohnend für Herrn Campbell, denn die gerichtlichen Kosten waren enorm und stiegen auf nahe an tausend Pfund hinauf.

Herr Campbell las die Totalsumme und warf die Menge Papiere verzweifelt auf den Tisch.

„Wir sind ganz ruinirt, meine Theure!" sagte er traurig.

„Sollen wir nicht hoffen?" entgegnete Mrs. Campbell. „Allen Ereignissen müssen wir, da wir das schlimmste wissen, fest in das Angesicht sehen."

„Ich habe nicht so viel Geld, mein theures Weib, daß ich diese Rechnung von nahe an tausend Pfund bezahlen kann."

„Es mag so seyn," entgegnete Mrs. Campbell.

„aber da sind noch unsere Möbeln, die Pferde, die Wagen, Alles das ist zuverlässig mehr werth."

„Aber wir haben noch andere Rechnungen zu bezahlen; Du vergißt diese."

„Nein, das thue ich nicht; ich habe sie alle gesammelt, und diese betragen nicht mehr als 300 Pfund, so weit ich urtheilen kann; aber wir haben nicht Zeit zu verlieren, mein Theurer, und wir müssen Muth schöpfen."

„Was willst Du denn beginnen, Emilie?" sagte Herr Campbell.

„Wir müssen nicht mehr Kosten auf uns laden, unsere gegenwärtige Einrichtung muß sogleich abgeändert werden. Sende morgen früh alle Diener fort, und erkläre ihnen, was sich ereignet hat. Diesen Abend will ich es den beiden Mädchen und der Miß Paterson zu wissen thun, welche auf der Stelle entlassen werden muß, da wir nicht länger eine Gouvernante halten können. Wir müssen allein den Koch, eine Hausmagd, einen Laufer, und einen Stallknecht zurückbehalten, der nach den Pferden sieht, so lange sie nicht verkauft sind. Sende einen Brief an Herrn Bades und gib ihm Nachricht von einer baldigen Versteigerung der Möbeln. Auch mußt Du an Heinrich schreiben, weil er nicht länger in dem Colleg bleiben kann; wir haben Zeit die Fülle, um unsere Plane für die Zukunft zu entwerfen, von welchen auch unser zukünftiges Schicksal abhängt."

Herr Campbell bestätigte das Urtheil seiner Gattin. Miß Paterson war auf's tiefste betrübt, als ihr Mrs. Campbell die Neuigkeit mittheilte. Mary und Emma Percival empfanden tief für die Wohlthäter ihrer Kindheit, dachten aber nicht an sich selbst, sie fühlten nur, daß Mrs. Campbell so treulich für sie gesorgt, daß sie von ihrer Jugend auf so trefflich von ihr gepflegt worden. Sobald sie unterrichtet waren, was sich ereignet habe, eilten sie auf das Zimmer des Herrn

Campbell, hingen sich an seinen Nacken und erklärten, daß sie alles thun wollten, was sie vermöchten, um ihn glücklich zu machen, daß sie für ihn arbeiten wollten, wenn es nöthig sey, vom Morgen bis in die Nacht.

Am nächsten Tage war der ganze Haushalt in dem Speisezimmer versammelt und durch Herrn Campbell von dem in Kenntniß gesetzt, was sich ereignet hatte, und es wurde den Versammelten die Nothwendigkeit ihrer unmittelbaren Entlassung gezeigt. Ihr Dienstlohn wurde berechnet und ausbezahlt, bevor sie das Zimmer verließen, was alle mit vielfachem Ausdrucke des Schmerzes thaten. Miß Paterson bat, ihr zu gestatten, noch einige wenige Tage länger als eine Freundin zu bleiben, und da sie es wohl verdiente, so wurde ihre Bitte bewilligt.

„Dank dem Himmel," sagte Herr Campbell, nachdem der ganze Haushalt entlassen war, „das ist vorüber. Es ist eine große Last von meinem Herzen."

„Onkel, hier ist ein Brief von Alfred," sagte Emma Percival, indem sie in das Zimmer trat. „Er ist gerade zu Portsmouth angekommen und sagt, das Schiff sey beordert, unmittelbar bezahlt zu werden und sein Kapitän sey zu einem Schiff von fünfzig Kanonen bestimmt und wolle ihn mit sich nehmen. Er sagt, er wolle in einigen Tagen hier seyn und ...."

„Und was, Theuerste?" sagte Mrs. Campbell.

„Er sagt, die Zeit sey ihm zu kurz, aber er hoffe, Du würdest nichts dagegen haben, wenn er zwei Kameraden mitbringe."

„Armer Junge, es thut mir leid, daß Dir dieß abgeschlagen werden muß," entgegnete Herr Campbell. „Du mußt ihm schreiben, Emma, und ihm sagen, was sich ereignet hat.

„Ich soll ihm schreiben, Onkel?"

„Ja, theure Emma, schreibe ihm," entgegnete

Mrs. Campbell, „Dein Onkel und ich haben zu viel zu besorgen.“

„Ich werde es, weil Sie es wünschen,“ sagte Emma und die Thränen traten ihr in die Augen, als sie das Zimmer verließ.

„Herr Bates, der Auctionator, wünscht Sie zu sprechen, Sir,“ sagte der eintretende Laufer.

„Bitten Sie ihn, daß er herein komme,“ antwortete Herr Campbell.

Herr Bates, der Auctionator, trat ein und überreichte Herrn Campbell einen Brief und dieser bat ihn, einen Stuhl zu nehmen, während er den Brief lese. Der Brief war von Herrn Douglas Campbell, dem neuen Eigenthümer des Gutes, und ersuchte Herrn Bates, dem Herrn Campbell zu versichern, daß, wenn er wünsche, daß die Meubles und dergleichen gegen eine Schätzung zurückblieben, Herr Bates eine großmüthige Schätzung aufstellen und auf ihn wegen der Bezahlung trassiren solle.

„Das ist in der That sehr rücksichtsvoll von Herrn Douglas Campbell,“ bemerkte Mrs. Campbell, „und es kann, mein Lieber, keine Erinnerung dagegen statt finden. Sagen Sie meinen besten Dank dem Herrn Douglas Campbell für seine Gefälligkeit und wenn Sie, Herr Bates, die Schätzung morgen oder die nächsten Tage vornehmen können, so werde ich es für eine besondere Gunst betrachten.“

„Ich werde es thun,“ entgegnete Herr Bates, welcher sich erhob und sich beurlaubte.

Sobald als die Schätzung beendigt war, bemühte sich Herr Campbell, einen Ueberschlag über das zu machen, was ihm als Eigenthum blieb und fand, daß die ganze Summe bloß auf siebzehn oder achtzehnhundert Pfund sich belaufe.

Drittes Kapitel.

Es mag seltsam erscheinen, daß Herr Campbell, nachdem er zehn Jahre im Besitz der Erbschaft gewesen war, und im Betracht, daß er für junge Kinder zu sorgen hatte, nicht über eine größere Summe verfügen konnte; indessen kann dieses leicht erklärt werden. Ich habe bereits eben gesagt, daß die Erbschaft in einem sehr schlimmen Zustande war, als Herr Campbell in deren Besitz gelangte, und daß er sich gezwungen sah, einen großen Theil des Einkommens auf dieselbe zu verwenden. Ferner hatte er eine sehr beträchtliche Summe für Gründung von Armenhäusern und Schulen ausgegeben; Werke, welche er nicht aufschieben wollte, weil er sie als religiöse Verpflichtungen betrachtete. Die Folge davon war, daß er nur ein Jahr vor der Erhebung der Klage durch den Erben begonnen hatte, für seine jüngern Kinder zu sorgen, und da die Erbschaft jetzt um zweitausend Pfund jährlich mehr ertrug, als zu der Zeit, in welcher er in den Besitz derselben kam, hatte er sich entschlossen, fünftausend Pfund jährlich zurückzulegen und dieß auch seit fünf Monaten gethan. Die enormen Gerichtskosten hatten indessen diese Summen geschmälert und zwar mehr, als wir bereits gesagt haben, und daher wurde er mit sammt seinen Hunderten leicht ein armer Mann, wenn ihm das Eigenthum genommen wurde.

Am Tage nach der Abschätzung erschien der älteste Sohn, Heinrich; er schien sehr bestürzt, mehr als seine Eltern, und die, welche ihn kannten, vorausgesehen hatten. Es wurde indessen mehr dem Gefühle für seinen Vater und seine Mutter, als für sich selbst zugeschrieben.

Die Berathungen, welche zwischen Herrn und Mrs. Campbell über ihre künftigen Plane gepflogen wurden, waren vielfach; aber keiner von allen war ausführbar, oder schien nur einigermaßen vortheilhaft. Mit den

einzigen siebenzehn bis achtzehnhundert Pfunden, welche ihnen blieben, war wenig anzufangen. Herr Campbell erkannte, daß die Rückkehr zu seinem Geschäfte mit einiger Aussicht auf Erhaltung seiner Familie nicht möglich sey. Sein ältester Sohn Heinrich mochte eine Anstellung erhalten; aber er war für nichts geeignet, als für die Barre oder für den geistlichen Stand; und wo waren die, die ihn unterhielten, bis er sich selbst unterhalten konnte? Alfred, der nun ein Unterschiffer war, erhielt sich, es ist wahr, selbst; aber es mußte sehr schwierig seyn, und es war für ihn wenig Aussicht auf Beförderung. Dann waren die beiden andern Knaben da, und die beiden Mädchen, welche mächtig heranwuchsen, kurz, eine Familie von acht Köpfen. Eine so geringe Summe in Fonds anzulegen, war nutzlos, weil sie von den Interessen nicht leben konnten, welche sie geben sollten. Sie prüften den Gegenstand nach allen Richtungen, aber ohne Erfolg, und als die Nacht eintrat, legten sie mehr und mehr verzagt ihr Haupt auf das Kissen. Sie waren schon bereit, Hall zu verlassen, und noch wußten sie nicht, wohin sie ihre Schritte richten sollten. Dieß währte schon eine Woche, als sie von ihrem Sohne Alfred umarmt wurden, welcher in aller Eile und sobald, als das Schiffsvolk ausbezahlt worden war, sich auf den Weg gemacht hatte, mit ihnen sich zu vereinigen. Als die erste Freude des Wiedersehens zwischen ihnen, die so lange getrennt gewesen, vorüber war, sagte Herr Campbell:

„Alfred, es thut mir leid, daß ich Deinen Kameraden nicht einmal einen Fischfang geben kann.“

„Was liegt daran? Ich und wir alle sind um Ihretwillen da, mein theurer Vater, meine theure Mutter; aber was ist es, was kann nicht geändert werden, auch wenn wir das Beste thun wollten? Doch wo ist Heinrich, wo sind meine Cousinen?“

„Sie sind in den Park spazieren gegangen, Alfred,

Du hättest besser gethan, sie aufzusuchen; sie sind sehr ängstlich, Dich zu sehen."

„Ich will es, Mutter, lassen Sie uns über das Umarmen und Küssen los gehen, und dann werden wir vernünftig seyn, wenn Gott will, für eine halbe Stunde," sagte Alfred, indem er seine Mutter wiederholt küßte, und dann aus dem Zimmer eilte.

„Sein Geist ist jedenfalls nicht niedergedrückt," bemerkte Mrs. Campbell; „ich danke Gott dafür!"

Alfred fand bald seinen Bruder und seine Cousinen, Mary und Emma, und als das Umarmen und Küssen vorüber war, stellte er Fragen über den wirklichen Stand der Angelegenheiten seines Vaters.

Nach einer kurzen Unterredung sagte Heinrich, dessen Geist sehr niedergedrückt war:

„Mary und Emma, vielleicht wollt Ihr hineingehen; ich wünsche, mit Alfred allein zu sprechen."

„Heinrich, Du bist sehr betrübt," bemerkte Alfred, nachdem sich seine Cousinen entfernt hatten. „Stehen die Dinge wirklich so schlimm?"

„Sie stehen schlimm genug, Alfred; aber was meinen Geist so sehr niederdrückt, ist das, daß ich fürchte, meine Thorheit habe es schlimmer gemacht."

„Wie so?" entgegnete Alfred.

„Die Sache ist, daß mein Vater bloß siebzehnhundert Pfund hat, eine Summe, die gering genug ist, um in der Welt zu leben; aber was mich bekümmert, ist dieses. Als ich im Colleg war und nicht an eine solche Wandelung des Glücks dachte, da anticipirte ich meinen Jahresgehalt, weil ich glaubte, ich würde ihn zu Weihnachten bezahlen können, und ich machte eine Schuld von zweihundert Pfund. Mein Vater ermahnte mich immer, den mir ausgesetzten Jahresgehalt nicht zu überschreiten, und dennoch that ich es. Jetzt kann ich den Gedanken nicht ertragen, in dem Colleg Schulden zu haben, und zu gleicher Zeit meinem Vater einen harten Schlag zu versetzen, indem ich ihm zumuthe,

meine Schulden zu bezahlen. Dieß ist es, was mich so unglücklich macht. Ich kann mich nicht überwinden, es ihm zu sagen, weil ich überzeugt bin, daß er so ehrenwerth ist, sie bezahlen zu wollen. Ich ging mit mir selbst zu Rathe, aber in der That weiß ich nicht, was ich thun soll. Ich thue nichts, als daß ich mir alle Tage Vorwürfe mache, und ich kann bei Nacht nicht schlafen. Ich war sehr thöricht, aber ich bin überzeugt, daß Du meine gegenwärtigen Gefühle freundlich beurtheilen wirst. Ich wartete, bis Du nach Hause kamst, weil ich wußte, Du könntest über die Sache besser mit dem Vater sprechen und daß ich vor Scham und Qual sterben würde."

„Sieh, Heinrich," entgegnete Alfred, „ein Ueberschreiten des Gewöhnlichen, wie wir es hier sehen, ist ein wahrhaft gemeines Ding, und wenn man Alles betrachtet, so darf man deßwegen keinen großen Gram haben, wenn Du annimmst, daß Du den Willen und den Vorsatz hattest, zu bezahlen; laß Dir das nicht so am Herzen liegen. Ich glaube in der That, daß Du Deine rechte Hand darum geben würdest, nicht so gehandelt zu haben, weil sich die Umstände jetzt so gewendet haben. Aber dennoch ist kein Grund dazu vorhanden, sich deßhalb so sehr zu grämen. Ich habe eine dreijährige Löhnung erhalten, und das Prisengeld für die letzten achtzehn Monate, und es gebührt mir noch mehr für einen französischen Kaper. Alles zusammen beläuft sich auf zweihundertfünfzig Pfund, welche ich meinem Vater zum Geschenk geben wollte, da er jetzt unter dem Winde ist. Aber ich will es nun anders machen; ich gebe sie entweder Dir, um Deine Schulden zu bezahlen, oder ich gebe sie ihm, damit er es thut, wenn Du es nicht thun willst; hier ist es; nimm, was Du brauchst, und händige mir den Rest ein. Der Vater weiß nicht, daß ich Geld habe, und er soll es auch jetzt nicht erfahren, so wenig als daß Du Schulden hast."

„Ich danke Dir, mein theurer Alfred! Du machst Dir keinen Begriff, welche Last auf meiner Seele lag; nun kann ich meinem Vater in das Angesicht blicken.“

„Ich hoffe, Du wirst es; wir Seeleute sind mit solch zarten Gefühlen nicht geplagt, Heinrich. Ich hätte ihm die Wahrheit längst sagen sollen, ehe ich sie Dir sagte. Ich konnte es aber nicht über mein Herz bringen. Wenn dieses Mißgeschick sich während des letzten Kreuzzuges ereignet hätte, da würde ich gerade in Deiner Lage gewesen seyn; denn ich hatte eine Schneiderrechnung zu bezahlen, so lange wie eine Fregattenwimpel, und nicht genug in meiner Tasche, um auch nur das Frühstück einer Maus zu bezahlen. Nun laß uns zurückgehen, und Du sey so fröhlich als möglich, und ermuntere ihn etwas.“

Alfreds munterer Geist mußte gewiß Alle erheitern, und nach dem Thee trat Herr Campbell, welcher mit seiner Gattin in Berathung getreten war, sobald der Bediente das Zimmer verlassen hatte, mit einer vollständigen Darlegung der Gedanken hervor, bei welchen wir ihn gelassen haben, und erklärte, daß er in dieser schwierigen Lage die Meinung der ganzen Familie zu wissen wünsche und daß er sicherlich keinen Entschluß fasse, ohne daß sie darüber beschlossen und ihn gebilligt hätten. Heinrich, welcher seinen Geist mittelst der von Alfred empfangenen Hülfe gesammelt hatte, war begierig, zuerst zu sprechen und entgegnete:

„Theurer Vater, theure Mutter, wenn Sie mit sich nicht über einen Plan übereinkommen können, so fürchte ich, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß ich Ihnen beistehen kann; aber ich muß wenigstens sagen, daß ich, was auch beschlossen seyn mag, sehr erfreut seyn werde, meine Pflicht gegen Sie, gegen meine Brüder und meine Schwestern zu erfüllen. Meine Erziehung war nicht von der Art, daß sie auch einem armen Manne wahrhaft nützlich seyn kann; doch, ich bin bereit, mit

meinen Händen und mit meinem Kopfe zu arbeiten, so weit es meine Fähigkeiten erlauben."

„Davon bin ich überzeugt, mein theurer Junge," entgegnete sein Vater. „Nun, Alfred, müssen wir auf Dich, als unsere letzte Hoffnung sehen, denn Deine zwei Cousinen sind nicht im Stande, uns einen Rath zu geben."

„Gut, mein Vater, ich habe eine ziemliche Zeit darüber nachgedacht und einen Vorschlag zu machen, welcher Ihnen Anfangs unausführbar scheinen wird, während er mir doch als unsere einzige und unsere beste Hoffnung erscheint. Die wenigen hundert Pfund, welche Sie gerettet haben, sind in dieser Gegend von keinem Nutzen, ausgenommen, Sie auf ein oder zwei Jahre vor dem Hunger zu schützen. In einer andern Gegend haben sie den Werth von mehreren Tausenden. In dieser Gegend hat eine große Familie eine Menge Lasten und Ausgaben, in einer andern Gegend aber sind Sie ein um so reicherer Mann, je mehr Sie Kinder haben. Wenn Sie daher einstimmen wollen, Ihre Familie und Ihre gegenwärtigen Mittel in eine andere Gegend zu versetzen, so werden Sie ein reicher Mann werden, während Sie hier ein armer sind."

„Welche Gegend ist es, Alfred?"

„Ei, nun, Vater, der Zahlmeister auf unserem Schiffe hat einen Bruder, welcher, sobald als die Franzosen aus Canada vertrieben worden waren, dahin kam, um sein Glück zu versuchen. Sein ganzes Vermögen bestand bloß in dreihundert Pfund; jetzt war er kaum vier Jahre da. Ich las einen Brief von ihm, welchen der Zahlmeister erhielt, als die Fregatte in Portsmouth einlief, und in diesem schrieb er, daß es ihm gut gehe, und daß er für reich gelte, daß er eine Meierei von fünfhundert Morgen habe, von welchen zweihundert angebaut seyen, und wenn er nur genug Kinder hätte, die ihm helfen könnten, so wollte er binnen kurzer Zeit so viel Geld erwerben, daß er mehr Land unmittelbar

ankaufen könne. Das Land ist dort zu einem Dollars der Morgen zu haben, und Sie mögen nun prüfen und wählen. Mit Ihrem Gelde werden Sie ein großes Eigenthum kaufen. Mit Ihren Kindern werden Sie es gehörig bebauen, und in wenigen Jahren werden Sie jedenfalls behaglich, wo nicht im Ueberflusse leben. Ihre Kinder werden für Sie arbeiten, und Sie werden Befriedigung in dem Bewußtseyn finden, unabhängig und glücklich zu leben."

„Mein theurer Sohn, ich erkenne an, daß Du da einen Plan entworfen hast, der viel Empfehlendes für sich hat, aber da gibt es noch Bedenken."

„Bedenken!" entgegnete Alfred. „Ja, allerdings, deren gibt es; wenn die Ländereien bebaut wären, daß der Same nur aufzugehen brauchte, dann würden gar Viele darnach greifen; aber, mein theurer Vater, ich kenne keine Bedenken, welche nicht besiegt werden können. Lassen Sie uns diese Bedenken betrachten. Zuerst schwere Arbeit, gelegenheitlich Beraubung, ein Haus von Holz, harte Winter, Absonderung von der Welt, hie und da Gefahr vor wilden Thieren und wilden Menschen; ich räume ein, daß es ein trauriger Wechsel gegen ein solches Herrenhaus ist, wie dieses mit seinen schönen Möbeln, mit seiner vortrefflichen Küche, mit der gebildeten Gesellschaft und dem unendlichen Interesse, welches man für eine Gegend hat, mit der wir in täglicher Verbindung stehen. Nun, was die schwere Arbeit betrifft, so wollen Heinrich und ich so viel als möglich thun, um Ihre Hände zu schonen. Ist der Winter hart, so ist kein Mangel an Brennholz; wenn die Hütte rauh ist, so werden wir sie zuletzt behaglich machen; wenn wir abgeschieden von der Welt sind, so haben wir Gesellschaft genug an uns selbst; wenn wir in Gefahr sind, so haben wir Feuergewehre und tapfere Herzen, uns selbst zu vertheidigen, und in der That, ich kann nicht einsehen, wie wir wahrhaft

glücklicher, wahrhaft behaglicher und jedenfalls wahrhaft unabhängiger seyn können."

„Alfred, Du sprichst, als wenn Du mit uns gehen wolltest," sagte Mrs. Campbell.

„Und glauben Sie denn, meine theure Mutter, daß ich es nicht wolle? Glauben Sie, daß ich hier bleiben wolle, während Sie dort sind und meine Gegenwart Ihnen nützlich seyn kann. Nein, nein, ich liebe den Dienst, das ist gewiß; aber ich kenne auch meine Pflicht, und diese ist: meinem Vater und meiner Mutter beizustehen, und in der That, ich ziehe dieses vor. Die Ideen eines Seekadeten von Unabhängigkeit sind in der That groß, und ich halte die Wilden Amerika's für freier und unabhängiger, als daß ich länger im Dienste bleiben und von jedem jüngeren Lieutenant vielleicht zwanzig Jahre lang mit mir spielen lassen wollte. Wenn Sie gehen, so gehe ich auch, das ist gewiß; in der That, ich würde elend seyn, wenn Sie ohne mich gehen wollten, und ich würde jede Nacht träumen, daß ein Indianer mit Mary davongelaufen, oder daß ein Bär meine kleine Emma aufgefressen habe."

„Wohlan, ich will mein Glück mit dem Indianer versuchen!" entgegnete Mary Percival.

„Und ich mit dem Bären," sagte Emma, „vielleicht will er mich bloß herzen, wie Alfred that, als er nach Hause kam."

„Schönen Dank, mein Fräulein, für den Vergleich!" erwiederte Alfred lachend.

„Alfred, ich erkenne in der That, daß Dein Vorschlag reifere Ueberlegung verdient," bemerkte Mrs. Campbell. „Dein Vater und ich wollen uns darüber berathen, und vielleicht sind wir bis Morgen früh zu einem Entschlusse gekommen. Nun werden wir am Besten thun, wenn wir Alle zu Bette gehen."

„Ich werde gewiß von dem Indianer träumen," sagte Mary.

„Und ich werde von dem Bären träumen," fügte Emma hinzu, indem sie schelmisch auf Alfred blickte.

„Und ich werde von einem wahrhaft schönen Mädchen träumen, welches ich zu Portsmouth sah," sagte Alfred.

„Ich glaube Dir nicht," versetzte Emma.

Herr Campbell klingelte nun den Bedienten, das Familiengebet wurde gelesen und Alle zogen sich guten Muthes zurück.

Am nächsten Morgen waren Alle früh bei der Hand; nachdem Herr Campbell etwas in der Bibel gelesen hatte, was seine unabänderliche Regel war, und nachdem er ein Dankgebet gesprochen, setzten sie sich zum Frühstücke nieder. Nachdem das Frühstück vorüber war, sprach Herr Campbell:

„Meine lieben Kinder, nachdem Ihr uns in der vergangenen Nacht verlassen hattet, hielt ich mit Eurer Mutter eine lange Berathung und wir kamen zu dem Beschlusse, daß uns kein anderer Ausweg bleibe, als der, welchen uns Alfred gezeigt hat. Wenn Ihr daher Alle unserer Meinung seyd, so sind wir entschlossen, unser Glück in Canada zu versuchen."

„Ich bin gewiß dieser Meinung," entgegnete Heinrich.

„Und Ihr, meine Mädchen?" sprach Herr Campbell.

„Wir wollen Ihnen bis an das Ende der Welt folgen, Onkel," entgegnete Mary, „und so viel wir mit unserem geringen Verstande und unsern geringen Kräften vermögen, Ihnen Ihre Sorgen für uns zwei arme Waisen lohnen."

Herr und Mrs. Campbell umarmten ihre Nichten, denn sie waren durch Mary's Antwort sehr gerührt.

Nach einer Pause sagte Mrs. Campbell:

„Und nun, da wir zu einem Entschlusse gekommen sind, müssen wir unsere Anordnungen unmittelbar treffen. Was sollen wir hinsichtlich unserer selbst verfü-

gen? Kommt, Alfred und Heinrich, was schlagt Ihr vor?"

„Ich muß unmittelbar nach Oxford zurückkehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen und über meine Bücher und anderes Eigenthum zu verfügen."

„Hast Du genug Geld, mein lieber Junge, um Alles zu bezahlen?" sagte Herr Campbell.

„Ja, mein theurer Vater," entgegnete Heinrich, indem er ein wenig erröthete.

„Und ich," sagte Alfred, „ich glaube, daß ich hier von keinem Nutzen seyn kann, daher meine ich, daß ich diesen Nachmittag mit der Landkutsche nach Liverpool gehen sollte, denn von da aus schiffen wir uns am Besten ein. Ich werde zunächst an unsern Zahlmeister schreiben, ob er uns nicht Belehrung ertheilen kann, und ich will auch suchen, so viel als es mir möglich ist, Erkundigung von andern Leuten einzuziehen. Sobald als ich etwas mitzutheilen habe, werde ich schreiben."

„Schreibe, so bald Du angekommen bist, Alfred, Du magst etwas mitzutheilen haben, oder nicht, wir müssen jedenfalls wissen, daß Du glücklich angekommen bist."

„Ich werde es thun, meine theure Mutter."

„Hast Du Geld, Alfred?"

„Ja, hinreichend, Vater, ich reise nicht mit vier Pferden."

„Gut, so wollen wir denn hier bleiben, um einzupacken, Alfred, und so bald Du in Liverpool angekommen bist, mußt Du für uns eine bescheidene Wohnung miethen, in welcher wir sogleich absteigen können. Zu welcher Zeit segeln die Schiffe nach Quebec?"

„Gerade um diese Zeit, mein Vater, es ist jetzt März, und sie wollen nun jede Woche absegeln. Je früher wir daran sind, desto besser ist es, denn wir können dann um so behaglicher im Winter wohnen."

Wenige Stunden nach dieser Unterredung verließen Heinrich und Alfred Hall, um nach ihren verschie-

denen Bestimmungen abzugehen. Herr und Mrs. Campbell und die beiden Mädchen hatten drei oder vier Tage vollauf mit dem Einpacken zu thun. Es hatte sich schon in der Nachbarschaft die Kunde verbreitet, daß sie nach Canada auswandern wollten, und die Pächter, welche von Herrn Campbell die Ländereien gepachtet hatten, kamen alle herbei und boten ihre Wagen und ihre Pferde zum Transporte der Effecten nach Liverpool ganz unentgeldlich an.

In der Zwischenzeit traf ein Brief von Alfred ein, welcher nicht säumig gewesen war. Er hatte mit allen Kaufleuten, welche mit Canada Geschäfte hatten, Bekanntschaft gemacht, und war durch diese bei einigen Personen eingeführt worden, welche vor wenigen Jahren sich dort angesiedelt hatten und im Stande waren, jede Auskunft zu ertheilen. Diese unterrichteten ihn über das, was das Räthlichste bei diesem Versuche sey, wie sie von ihrer Landung an zu Werke gegangen, und, was noch von größerer Bedeutung war, die Kaufleute gaben ihm Empfehlungsbriefe an die englischen Kaufleute zu Quebec, welche ihm gewiß jeden Beistand bei der Ansiedelung, sowie bei dem Ankaufe der Ländereien und bei dem Transporte der Effecten nach der Gegend leisten würden. Alfred hatte hierauf ein Schiff gemiethet, welches in drei Wochen absegelte, und den Preis der Ueberfahrt für den Fall festgesetzt, daß sie in dieser Zeit zur Abreise bereit seyen. Er schrieb Alles ausführlich seinem Vater und wartete auf dessen Antwort, um Alles dessen Wünschen gemäß einzurichten.

Heinrich kam von Oxford zurück, hatte seine Rechnungen bezahlt und brachte seine Hefte und andere Bücher mit sich. Er war guten Muthes und leistete seinen Aeltern die größte Hülfe.

Alfred hatte in Allem, was er unternahm, ein so reifes Urtheil, daß ihm sein Vater sogleich schrieb, er möge das Schiff, welches er benannt hätte, und besonders die Cajüte miethen, und für alle die verschiedenen

Gegenstände sorgen, welche sie angewiesen worden waren mit sich zu nehmen, und er trassirte auf ihn zum Behufe der Zahlung, damit die Leute nicht auf das Geld zu warten hätten. In vierzehn Tagen waren sie alle bereit; die Wagen waren mit ihren Effecten einige Tage zuvor abgefahren. Herr Campbell schrieb einen Brief an Herrn Douglas Campbell, dankte ihm für seine Gefälligkeit und Rücksicht und setzte ihn davon in Kenntniß, daß sie an dem folgenden Tage Wexton-Hall verlassen würden. Bloß darum bat er ihn, als um eine Gunst, daß der Schullehrer und die Schullehrerin an der Dorfschule beibehalten würden, was von Bedeutung war, damit der Unterricht der Jugend nicht vernachläßigt werde. Dann fügte er noch bei, daß er aus den Zeitungen entnommen, daß sich Herr Douglas Campbell ohnlängst verheirathet, und daß er und Mrs. Campbell ihm und seiner Gattin alles mögliche Glück wünschen und dergl.

Nachdem er diesen Brief abgeschickt hatte, war vor seiner Abreise von Hall nichts zu thun, ausgenommen die wenigen Diener, welche noch da waren, zu bezahlen und zu entlassen, denn Mrs. Campbell hatte sich entschlossen, keinen derselben mitzunehmen. Am Nachmittage gingen sie das Letztemal durch den Park. Mrs. Campbell und die Mädchen liefen durch alle Zimmer von Hall, um sich zu überzeugen, daß Alles sauber, reinlich und nett sey. Die armen Mädchen seufzten, als sie an dem Piano und der Harfe in dem Prachtsaale vorübergingen, denn diese waren ihre alten Freunde.

„Kümmere Dich nicht, Mary," sagte Emma, „wir haben unsere Guitarren und können in den Wäldern von Canada Musik ohne Harfe und ohne Piano machen."

Am folgenden Morgen fuhr die Chaise, welche so geräumig war, daß alle darin Platz hatten, aus Halls Thor und alle befanden sich darin; ihre Pächter aber und die armen Leute standen ringsumher, alle hielten

aus Ehrfurcht die Hüte in den Händen und wünschten ihnen alles Glück nach, als sie durch die Allee und durch die Thore des Parks fuhren. Hall und der Park lagen schon lange hinter ihnen, bis sie ein Wort wechselten. Sie trockneten ihre Thränen, aber ihre Herzen waren zu voll, als daß sie sprechen konnten. Am folgenden Tage langten sie in Liverpool an, wo Alfred für eine Wohnung gesorgt hatte.

Alle Gegenstände wurden an Bord gebracht, und das Schiff lief aus dem Strome aus. Da sie nichts weiter zu besorgen hatten, und der Capitän wünschte, von dem nächsten günstigen Winde Gebrauch zu machen, schifften sie sich vier Tage nach ihrer Ankunft zu Liverpool ein. Ich will sie nun am Borde des „Kaufmanns von London," wie das Schiff hieß, allein lassen, wo sie alle ihre kleinen Vorbereitungen unter Oberaufsicht Alfreds zu ihrer bevorstehenden Abfahrt machten, und ich will indessen eine kleine Schilderung ihrer Charaktere, ihres Alters und der Sinnesart der Familie geben.

Viertes Kapitel.

Herr Campbell war eine Person von vielfach liebenswürdigen Eigenschaften; er war religiös, ein guter Mann, liebte seine Frau zärtlich und gab ihren Meinungen stets den Vorzug vor den seinigen. Er war wahrhaft väterlich gegen seine Kinder, die er sehr liebte, ohne zu nachsichtig gegen sie zu seyn. Er war zwar kein Mann von sehr energischem Charakter, doch war er gefühlvoll und wohl unterrichtet. Seine Herzensgüte setzte ihn oft der Gefahr aus, belogen zu werden, und da er nie einen Betrug argwohnte, so konnte es nicht fehlen, daß er fortwährend betrogen wurde; sein

Charakter war daher der eines einfachen, guten, ehrbaren Mannes.

Mrs. Campbell paßte vollkommen als dessen Gattin, denn sie hatte all' die Energie und all' die Entschlossenheit des Charakters, welche zeitweise ihrem Manne fehlten. Dennoch war nichts Männliches in ihren Manieren und in ihrem Auftreten; sie war im Gegentheile sehr zart in ihren Formen und sehr sanft in ihrem Benehmen. Sie besaß eine große Festigkeit und Selbstständigkeit und hatte alle ihre Kinder bewundernswürdig erzogen. Gehorsam gegen ihre Aeltern war das Prinzip, welches ihnen nach der Furcht Gottes eingeprägt worden war; denn sie wußte zu wohl, daß ein ungehorsames Kind niemals glücklich seyn kann. Wenn je ein Weib geschickt war, die Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihnen drohten, zu beseitigen, so war es Mrs. Campbell, denn sie besaß Muth und Geistesgegenwart, Thätigkeit und Gewandtheit.

Heinrich, der älteste Sohn, war nun gerade zwanzig Jahre alt. Er besaß viel von dem Charakter seines Vaters, er war ohne Laster, neigte sich aber mehr zur Unthätigkeit, als zu etwas Anderem. Viel war seiner Erziehung und seinem Leben im Colleg zuzuschreiben, mehr aber seinen natürlichen Anlagen.

Alfred, der Seemann, war ganz das Gegentheil, voll von Energie, thätig in jeder Beziehung, geduldig und arbeitsam, wo es nöthig war, und nahm nie etwas in die Hand, ohne es wo möglich zu vollenden. Er war ungestüm, aber nicht roh, und in Sprache und Manieren wahrhaft kindlich; dabei war er aber voll Selbstvertrauen und erschrak vor nichts.

Mary Percival war ein wahrhaft liebenswürdiges, äußerst überlegendes Mädchen, schüchtern, ohne blöd zu seyn, und mischte sich selten in die Unterhaltung, ausgenommen, wenn sie allein mit ihrer Schwester Emma war. Sie war voll ehrerbietiger Anhänglichkeit an ihren Onkel und ihre Tante, und zu viel mehr fähig,

als sie selbst dachte, denn sie war sehr bescheiden und demüthig. Ihre Sinnesart war zart und in ihrem Gesichte ausgeprägt. Sie zählte nun siebzehn Jahre und wurde allgemein bewundert.

Emma, ihre Schwester, erst fünfzehn Jahre alt, war von einer ganz verschiedenen Gemüthsart, natürlich, fröhlich, geneigt, an Allem sich zu ergötzen, freudig wie die Lerche, und vom Morgen bis in die Nacht singend. Ihr Charakter, dessen Ausbildung sie der Sorge und Aufmerksamkeit der Mrs. Campbell verdankte, war eben so liebenswürdig, als der ihrer Schwester, und ihr lebhaftes Temperament verleitete sie selten zu einer Unbescheidenheit. Sie war das Leben in der Familie, wenn Alfred weg war, denn dieser allein war ihrem Temperamente gleich.

Percival, der dritte Knabe, war nun zwölf Jahre alt. Dieser war ein ruhiger, gewandter Bursche, sehr gehorsam und sehr aufmerksam auf Alles, was man ihm sagte, sehr begierig, Belehrung zu erhalten, und wahrhaft natürlich wißbegierig.

John, der vierte Knabe, zählte zehn Jahre, war kühn, eine Art von John Bull als Knabe, nicht sehr begierig zu lernen, aber in jeder Beziehung wohlgeartet. Er zog Alles seinem Buche vor, zugleich war er aber gehorsam und suchte auf Alles seine Aufmerksamkeit zu lenken, so viel er es vermochte, so wie er Alles leistete, was man von einem Knaben in seinem Alter erwarten konnte. Er war in jedem Dinge sehr langsam, sehr ruhig und sprach selten, wenn er nicht angesprochen wurde, er war nicht einfältig, obwohl ihn viele Leute dafür hielten, gewiß aber war er ein sehr sonderbarer Knabe und es war schwer zu sagen, was aus ihm werden würde.

Ich habe nun die Familie beschrieben, wie sie zu der Zeit erschien, als sie sich an Bord des „Kaufmanns von London" einschiffte, und ich habe nur noch beizufügen, daß am dritten Tage nach ihrer Einschiffung

ein günstiger Wind die Segel schwellte und daß sie durch den britischen Kanal flogen.

Der „Kaufmann von London“ segelte nach Cork, wo das nordamerikanische Convoi sich sammelte. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte der Krieg zwischen diesem Lande und Frankreich begonnen, welches unter allen Schrecken der Revolution litt. Bei ihrer Ankunft in Cork erholte sich unsere Gesellschaft etwas von der Seekrankheit, welcher alle von ihrer Einschiffung an unterworfen waren. Sie warfen hier den Anker neben mehr als hundert andern Kauffahrtei-Schiffen, unter welchen man die stolzen Maste und Segel eines großen Schiffes von fünfzig Kanonen und zwei schlanke Fregatten bemerkte, welche bestimmt waren, sie nach ihrem Bestimmungsorte zu begleiten.

Der übrige Theil der Gesellschaft, welcher immer noch litt, zog sich bald zurück, aber Alfred blieb auf dem Decke, und indem er auf die Brustwehr des Schiffs sich lehnte, waren seine Augen und seine Gedanken unabläßig auf die flatternden Wimpeln der Kriegsschiffe gerichtet, und eine Thräne rollte über seine Wangen, als erinnere er sich daran, daß er seiner Lieblingsbeschäftigung nicht mehr folgen dürfe. Das Opfer, welches er seiner Familie brachte, war unstreitig groß. Früher hätte er leicht darauf verzichtet, als er noch nicht wußte, daß es so ihm gefalle. Er hatte seinem Vater nicht erzählt, daß er das Lieutnantsexamen bestanden hatte, bevor er in Portsmouth belohnt wurde, und daß sein Capitän, welcher wahrhaft väterlich gegen ihn gesinnt war, ihm versprochen hatte, daß er bald im Dienste befördert werden solle. Er hatte ihm nicht erzählt, daß all' sein Wünschen, all' sein tägliches Hoffen, das angelegentlichste Sehnen seines Lebens das war, eine Capitänsstelle zu bekommen, und eine schöne Fregatte zu commandiren, und daß dieses durch das Opfer vernichtet worden sey, welches er ihm und seinem Wohle gebracht. Er hatte dieß Alles in sich ver-

schlossen, und stellte sich, als wenn er es nicht fühle; aber nun, da er allein war, und die Wimpeln allein sich seinem Blicke darboten, konnte sein Schmerz nicht gesehen werden. Er seufzte tief, und indem er sich mit gekreuzten Armen abwandte, sprach er zu sich selbst: „Ich habe meine Pflicht erfüllt. Es ist hart, nachdem ich so lange gedient habe und da gerade jetzt die Zeit kommt, in welcher ich mit Recht auf meine Belohnung warten kann, den Dienst zu verlassen, statt mich durch meinen Eifer auszuzeichnen und einen Ruf zu erlangen, den ich, wenn es Gott gefiel, auch erlangt hätte. Es ist hart, ihn jetzt zu verlassen, und in die Wälder verbannt zu werden mit einer Axt in der Hand; aber wie konnte ich meinen Vater verlassen, meine Mutter, meine Brüder und meine Schwestern, die so vielen Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt sind, während ich einen starken Arm habe, um ihnen zu helfen. Nein! Nein! Ich habe meine Pflicht gegen die gethan, welche auch gegen mich ihre Pflicht erfüllt haben, und ich vertraue, daß mein eigenes Bewußtseyn mir meine Belohnung geben, und die Reue vertreiben wird, der wir uns nur zu leicht hingeben, wenn wir an das gedenken, was unsere früheren Aussichten waren.... Ich sehe, mein guter Junge," sagte Alfred nach einer Weile zu einem Manne in einem Boote, „ein Schiff von fünfzig Kanonen, wie heißt dasselbe?"

„Ich weiß nicht, welches Schiff fünfzig Kanonen, oder welches hundert hat," antwortete der Irländer, „aber wenn Sie das größte von den dreien meinen, das heißt der „Portsmouth."

„Der Portsmouth! dasselbe Schiff, welches Kapitän Lumley befehligt!" rief Alfred, „ich muß an seinen Bord gehen."

Alfred eilte in die Cajüte und bat den Capitän des Transportschiffes, welcher Wildson hieß, ihm das kleine Boot zu geben, um an den Bord des Kriegsschiffes zu gehen. Seine Bitte wurde gewährt und

Alfred war bald am Borde des Portsmouth. Hier waren mehrere seiner alten Kameraden auf dem Halbverdeck und bewillkommten ihn herzlich, was ihm eine große Freude verursachte. Schnell sandte er nun eine Botschaft an den Stevard und ließ bitten, daß ihn Capitän Lumley sprechen möge, worauf unmittelbar die Weisung erfolgte, er habe sich in die Cajüte zu verfügen.

„Gut, Herr Campbell," sagte Capitän Lumley, „wenn Sie sich auch erst zuletzt mit uns vereinigen, so ist es doch besser als niemals. Sie kommen gerade noch recht, ich habe schon gedacht, Sie wollten auf die einfältige Grille der Ihrigen eingehen, von der Sie mir in Ihrem Briefe sagten, und wollten den Dienst gerade da verlassen, wo sich Ihnen eine so herrliche Aussicht auf Beförderung darbietet. Was konnte diesen Gedanken in Ihrem Kopf erzeugen?"

„Nichts, Sir," entgegnete Alfred, „als meine Pflicht gegen meine Aeltern; es ist ein sehr trauriger Schritt für mich, doch ich bitte Sie, zu urtheilen, ob ich anders handeln kann."

Alfred setzte nun dem Capitän Lumley Alles das auseinander, was sich ereignet hatte, den Entschluß, welchen Vater und Mutter gefaßt hatten und der ihn an den Bord des Holzschiffes brachte, um mit diesem seiner neuen Bestimmung entgegen zu gehen.

Capitän Lumley hörte Alfreds Erzählung ohne Unterbrechung an, und sagte dann nach einer Pause:

„Ich denke, Sie handeln recht, mein Junge, und ich muß Sie ehren; wohin Sie auch gehen mögen, ich zweifle nicht, daß Ihr Muth und Ihr Schutz von der größten Bedeutung seyen; es ist Schade, daß Sie jetzt den Dienst verlassen sollen."

„Ich fühle das innig, Sir, ich versichere Sie, aber...."

„Aber Sie opfern sich selbst, ich weiß das, ich bewundere den Entschluß Ihres Vaters und Ihrer Mut-

ter, Wenige können den Muth haben, solch einen Schritt zu wagen, besonders wenige Frauen. Ich werde hinüber kommen, um meine Verehrung zu bezeugen. In einer halben Stunde bin ich fertig, und Sie sollen mich begleiten und einführen. In der Zwischenzeit können Sie Ihre alten Kameraden sprechen."

Alfred verließ, von der Güte des Capitäns Lumley sehr geschmeichelt, die Cajüte und trat zu seinen früheren Kameraden hinaus, mit welchen er zusammen blieb, bis der Bootsmann pfiff, in die Capitänsbarke hinabzusteigen. Der Capitän kam nun auf das Verdeck, und gleich nachdem er gekommen war, befanden sie sich im Boote. Der Capitän folgte, und bald waren sie auf dem „Kaufmann von London." Alfred führte Capitän Lumley bei seinem Vater und bei seiner Mutter ein, und nach Verlauf einer halben Stunde hatten sie gegenseitig Gefallen an sich gefunden, und die vertrauteste Freundschaft war geschlossen, als Capitän Lumley bemerkte:

„Ich begreife, daß Ihnen der Beistand Ihres Sohnes bei Ihrer Ankunft in Canada nothwendig ist; aber Sie können ihn dennoch von seiner Anwesenheit auf diesem Schiffe dispensiren. Der Grund dieser Bemerkung ist nicht, daß er den eingeschlagenen Weg verlassen soll. Einer meiner Lieutnants wünscht das Schiff wegen Familienangelegenheiten zu verlassen. Er hat mich um die Erlaubniß hiezu gebeten, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, die Bitte ihm abzuschlagen, weil wir auf dem Punkte sind, abzusegeln, und weil es mir unmöglich ist, einen andern herbeizuschaffen. Aber um Ihres Sohnes willen, will ich es ihm jetzt erlauben, und Alfred, wenn er an Bord des Portsmouth kommen will, die Lieutnantsstelle übertragen. Sollte sich irgend etwas auf der Ueberfahrt ereignen, und dieses ist nicht unmöglich, so will ich ihm seine Beförderung zusichern; es unterliegt keinem Zweifel, daß ich seine Anstellungsordre bestätigt erhalte.

Zu Quebec soll er das Schiff verlassen und mit Ihnen gehen. Ich habe nicht im Sinne, ihn von der Erfüllung seiner Pflicht zurückzuhalten, aber Sie werden berücksichtigen, daß wenn er diese Stelle erhält, er für die Zukunft auf halben Sold gesetzt wird, was, wenn er in Canada mit Ihnen bleibt, eine große Unterstützung seyn wird, und wenn sich die Dinge so gut gestalten sollten, daß Sie nach einem Jahre oder nach zweien ohne ihn zurecht kommen können und ihm erlauben, in den Dienst wieder einzutreten, dann ist es für ihn der bedeutungsvollste Schritt, und er wird, wie ich nicht zweifle, bald dazu gelangen, ein Schiff zu befehligen. Ich will Ihnen bis morgen Zeit geben, sich zu entschließen. Alfred kann morgen an Bord kommen und mir Ihren Entschluß sagen."

„Mich dünkt, Capitän Lumley," entgegnete Mrs. Campbell, „ich sollte Ihnen erklären, daß mein Mann durchaus keinen Grund hat, nur einen Augenblick zu zögern und daß wir den Uebertritt unseres Sohnes, während unserer Ueberfahrt, nicht hindern. Ich würde gewiß ein sehr schwaches Weib seyn, wenn ich für eine solche Wohlthat nicht ein solches Opfer brächte und zugleich Ihnen höchst dankbar für die Gesinnungen gegen unser Kind wäre, ich glaube daher auch, daß es Herr Campbell nicht für nöthig finden wird, eine Bedenkzeit bis auf morgen zu nehmen; doch überlasse ich ihm, selbst zu antworten."

„Ich kann Sie versichern, Capitän Lumley, daß Mrs. Campbell nur meine eigenen Gefühle ausgesprochen hat und daß wir entschlossen sind, Ihr Anerbieten mit der größten Dankbarkeit anzunehmen."

„So hat also Alfred," entgegnete Capitän Lumley, „morgen früh am Bord des Portsmouth zu erscheinen und er wird hier die Anstellungsordre für sich bereit finden. Ich glaube, wir werden den nächsten Tag absegeln, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig ist, und wenn ich nicht noch eine andere Gelegenheit

habe, Ihnen meine Verehrung zu bezeugen, so müssen Sie mir jetzt erlauben, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich werde während der Ueberfahrt meine Augen besonders auf Ihr Schiff richten und jedenfalls wird es Alfred thun, davon bin ich fest überzeugt."

Capitän Lumley drückte Herrn und Mrs. Campbell die Hand, verbeugte sich gegen den übrigen Theil der Gesellschaft in der Cajüte, und verließ das Schiff. Als sie über das Verdeck gingen, bemerkte er gegen Alfred: „Ich begreife, daß Sie etwas Anziehendes in Ihrer Gesellschaft finden, es ist entsetzlich melancholisch, wenn man daran denkt, daß Ihre schöne Cousinen in den Wäldern von Canada begraben werden sollen. Also, morgen um neun Uhr erwarte ich Sie. Adieu!"

Die Ideen, welche in Alfred während der Ueberfahrt aufstiegen, waren nicht angenehm; Herr und Mrs. Campbell waren sehr glücklich über die Aussicht, die sich Ihnen selbst durch den Vortheil ihres Sohnes eröffnet hatte, und sahen voll guten Muthes auf ihn und auf den folgenden Morgen.

„Capitän Wilson, Sie segeln so gut, daß ich hoffe, daß Sie sich während der ganzen Ueberfahrt fest an uns halten werden," bemerkte Alfred.

„Ausgenommen, wenn Sie in ein Gefecht mit einem Feinde gerathen, denn dann werde ich mich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung halten, Herr Alfred," entgegnete Capitän Wilson lachend.

„Das ist natürlich. Kanonenkugeln wurden nicht für Damen erfunden, obschon sie keine Einwendung gegen Bälle haben*). Nicht wahr Emma? Gott behüte, nicht mehr. Du kannst oft mit dem Fernglase mich sehen, wenn Du Lust dazu fühlst."

Alfred stieg in das Boot hinab und war bald am Bord des Portsmouth. Am folgenden Tage segelten

*) Das Wortspiel bezieht sich auf: kanon-bals (Kanonkugeln) und bals (Bälle).

sie bei frischem Winde und günstigem Wetter ab. Der Convoi war nun auf 120 Segel angewachsen.

Wir müssen während der Ueberfahrt nach Quebec Herrn und Mrs. Campbell nebst Familie verlassen und Alfred auf den Portsmouth folgen.

Mehrere Tage war das Wetter günstig, obgleich der Wind nicht immer gut war. Der Convoi blieb in der besten Ordnung, der „Kaufmann von London“ fuhr nie von dem Portsmouth weg und Alfred brachte, wenn er nicht auf der Wache oder sonst beschäftigt war, einen großen Theil seiner Zeit damit zu, das Schiff durch sein Fernglas zu beobachten und die Bewegungen seiner Cousinen und der übrigen Familie zu bewachen. Am Borde des „Kaufmanns von London“ war man auf eine ähnliche Weise beschäftigt, und oft flatterte ein Sacktuch als Zeichen des Grußes und der Erkennung. Als sie endlich an die Sandbänke von Neufundland kamen und in einen dichten Nebel sich eingehüllt befanden, da feuerte das Kriegsschiff fortwährend Kanonen ab, um den Kauffahrern zu zeigen, in welcher Richtung sie zu segeln hätten, und die Kauffahrteischiffe läuteten ihre Glocken, um sich gegenseitig zu warnen, damit sie nicht aneinander stießen.

Der Nebel hielt zwei Tage an, und er währte da noch, als die Gesellschaft am Bord des „Kaufmanns von London, gerade als sie beim Mittagessen in der Cajüte saß, einen Lärm und ein Geräusch von dem Decke her hörten. Capitän Wilson sprang hastig auf, und bemerkte, daß sein Schiff von einem französischen Caper geentert worden sey, daß dieser Mannschaft darauf geworfen und Besitz ergriffen habe. Es war hier nicht zu helfen und er konnte nichts anders thun, als in die Cajüte gehen und seine Passagiere in Kenntniß setzen, daß sie gefangen seyen. Der Schrecken, den sie bei dieser Nachricht empfanden war so groß, als man sich denken kann; aber Klagen und Thränen waren hier nutzlos. Eins war gewiß, daß diese Nachricht sie des Appetits zu dem

Mittagessen beraubte und daß dieses bald von dem französischen Offizier und seiner Mannschaft aufgezehrt wurde, nachdem sie das Boot verlassen und das Schiff in eine entgegengesetzte Richtung gebracht hatten. Capitän Wilson, welcher auf das Verdeck zurückgekehrt war, kam nach einer Viertelstunde von da zurück und benachrichtigte die Gesellschaft, die in Folge des Schreckens über die plötzliche Wendung ihres Schicksals schweigend da saß, daß der Wind sehr flau sey, daß es ihm vorkomme, als wenn sich der Nebel ein wenig aufkläre, und daß, wenn dieses der Fall, große Hoffnung vorhanden sey, daß sie bald aus der Gefangenschaft befreit würden. Diese Nachricht schien die Hoffnungen des Herrn und Mrs. Campbell neu zu beleben, und sie wurden mehr und mehr ermuthigt, als sie den Donner der Kanonen aus einer nicht großen Entfernung hörten. Nach wenigen Minuten wurde die Kanonade wirklich furchtbar und die Franzosen, welche am Bord waren, fingen an, Zeichen der Unbehaglichkeit zu geben. Die Sache war, daß eine französische Escadre aus einem Linienschiffe von 60 Kanonen und 2 Corvetten bestehend den Convoi beobachtet hatte und ihm während des Nebels nahe gekommen war. Sie hatten mehrere Schiffe gekapert und in Besitz genommen, bis sie entdeckt worden waren. Zuletzt aber trieb das Sechszig-Kanonenschiff ganz nahe an den Portsmouth, und Alfred, welcher die Wache hatte und auf der Lauer lag, bemerkte, ungeachtet des Nebels bald, daß es kein Schiff von dem Convoi sey. Er rannte fort, um den Capitän zu benachrichtigen und die Mannschaft wurde auf der Stelle an ihre Plätze beordert, ohne die Trommel zu rühren oder sonst ein Geräusch zu machen, damit der Feind nicht erkenne, daß er so nahe sey. Die Raaen wurden gebraßt, um den Lauf des Portsmouth zu hemmen, so daß das feindliche Schiff näher kommen konnte. Stillschweigen herrschte ringsum, nicht ein Flüstern wurde gehört, und als das französische Schiff näher kam, bemerkten sie ein Boot,

welches von demselben ausgesetzt war, um ein anderes Schiff zu entern, und sie hörten, wie die Befehle in französischer Sprache ertheilt wurden. Dies war für Capitän Lumley hinreichend. Er drückte das Steuerruder nieder und schleuderte eine volle Ladung auf den Feind, welcher auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet war, obgleich seine Kanonen geladen waren und Alles zum Gefechte vorbereitet war. Die Antwort auf die Lage war der Schrei: „Es lebe die Republik!“ und in wenigen Sekunden befanden sich beide Schiffe in ernstlichem Gefechte, der Portsmouth hatte den Vortheil, daß er am Bug seines Gegners lag.

Es ist oft der Fall, daß eine heftige Kanonade aus einer Todesstille hervorgeht, so war es auch hier, und die beiden Schiffe blieben in ihrer früheren Stellung, ausgenommen, daß die des Portsmouth günstiger wurde, indem er voll stand gegen das französische Schiff, so daß seine Batterieseite den Gegner überschüttete, ohne daß dieser vermochte, das Feuer aus mehr, als vier oder fünf Geschützen zu beantworten.

Der Nebel wurde immer dichter, die beiden Schiffe hatten sich gegenseitig beträchtlich genähert, aber es war unmöglich, etwas zu unterscheiden. Alles, was man von dem Deck des Portsmouth sehen konnte, war der Kluverbaum, und der Toppmast am Bugsprit des Franzosen, der Rest des Bugsprits, und der ganze Rumpf war in undurchdringliches Dunkel gehüllt; indessen war es für die Kanoniere genug, um ihre Geschütze zu richten, und das Feuer von dem Portsmouth war sehr schnell, besonders, da man nicht wußte, welche Wirkung es that. Nach einer halbstündigen, unaufhörlichen Kanonade hatten sich die beiden Schiffe so genähert, daß der Kluverbaum des Franzosen zwischen das vordere und starke Tackelwerk des Portsmouth stieß. Capitän Lumley gab sogleich Befehle, das Bugsprit des Franzosen an den großen Mast zu spüren, und dieses war durch den ersten Lieutenant, Alfred, und seine Seeleute

ohne irgend einen Verlust ausgeführt, denn der Nebel war immer noch so dick, daß die Franzosen auf ihrem Vordercastell nicht erkennen konnten, was mit ihrem Bugsprit-Toppmaste vorgehe.

„Nun ist es unser!" sagte Capitän Lumley zu dem ersten Lieutenant.

„Ja, Sir, schnell genug. Ich denke, wenn sich der Nebel verzieht, so werden sie ihre Flagge herabnehmen."

„Nicht eher Rast, als bis sie herunter ist!" entgegnete Capitän Lumley. „Feuer auf dasselbe von der Mitteldeck! Laßt ihm keine Zeit, Athem zu schöpfen. Herr Campbell, sagen Sie dem zweiten Lieutenant, daß zuerst die Vorderdeck-Kanonen mehr rückwärts gerichtet werden. Ich sage: nicht ohne Rast!" wiederholte Capitän Lumley gegen den ersten Lieutenant. „Diese Republikaner wollen einen großen Lärm schlagen, und sogar auf dem Wasser."

„Es hellt sich ein wenig auf, Sir, und zwar auf der Nordseite," sagte der Schiffsmeister.

„Ich sehe — ja es ist so," entgegnete Capitän Lumley. „Wohlan, je früher, je besser; wir wollen sehen, was er von allen den Schüssen bekommen hat, die wir ihm entgegengeschickt haben."

Ein weißer silberner Streif zeigte sich nordwärts am Horizonte, nach und nach dehnte er sich aus, wurde röthlich und breiter, bis zuletzt der Vorhang gelüftet ward, und einige Füße auf dem klaren blauen Wasser sichtbar wurden. Als es fortfuhr, sich zu nahen, bekam das Licht mehr Lebhaftigkeit, der Raum dehnte sich etwas aus, und das Wasser wurde unruhig durch den sich erhebenden Wind, bis zuletzt der Nebel sich aufrollte, als wenn er nach und nach aufgewickelt worden wäre, dann in einer breiten Wolke leewärts dahin schwebte, so daß sich der Zustand und die Stellung des ganzen Convoi's und der Schiffe, aus dem dieser bestand, zeigte. Die englischen Seeleute am Borde des

Portsmouth ermunterte die Rückkehr des Tagslichtes, obgleich es ziemlich beschränkt war. Capitän Lumley fand, daß er sich wirklich im Mittelpunkte des ganzen Convoi's befinde, welcher rund um ihn her still lag, mit Ausnahme von ungefähr fünfzehn Schiffen, welche auf wenige Meilen entfernt lagen, jedoch mit ihren Spitzen in entgegengesetzter Richtung. Das waren augenscheinlich solche, welche gekapert worden waren. Die zwei Fregatten, welche als Arrieregarde des Convoi's aufgestellt worden, waren immer noch zwei oder drei Meilen entfernt, setzten aber alle Segel bei, um herbei zu kommen und dem Portsmouth beizustehen. Manches Schiff des Convoi's, welches in der Feuerlinie war, schien an seinen Masten und Tauen gelitten zu haben, ob sie aber nicht auch eine Beschädigung im Rumpfe erhalten hatten, das war unmöglich zu sagen. Das französische Linienschiff hatte durch das Feuer des Portsmouth sehr gelitten. Der große Mast desselben und das Besamsegel hingen auf die Seite, die vordern Stück-Pforten waren größtentheils zerschmettert und Alles schien am Borde in der größten Verwirrung zu seyn.

„Es kann nicht lange widerstehen," bemerkte der Capitän, „immer zugefeuert, meine Jungen!"

„Die Circe und der Vixen kommen uns zu Hülfe," bemerkte der erste Lieutenant. „Wir brauchen sie nicht und sie würden bloß eine Entschuldigung für die Franzosen seyn, daß sie der Uebermacht unterlegen seyen. Wenn sie die gekaperten Schiffe wieder nehmen würden, dann würde es von Nutzen seyn."

„Das ist wahr, Herr Campbell; geben sie ihnen das Signal, die Kaperschiffe zu verfolgen."

Alfred beeilte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, die Flaggen flatterten gerade von dem Hauptmaste, als er einen Schuß durch den Arm bekam; denn die Franzosen, welche nicht im Stande waren, den größten Theil ihrer Geschütze zu gebrauchen, bestrichen,

als der Nebel verschwunden war, unaufhörlich mit ihrem Musketenfeuer die Decks des Portsmouth. Alfred verlangte bloß von dem Schiemann sein Sacktuch, um es sich um den Arm zu binden; nachdem dieses geschehen war, fuhr er fort, seine Pflicht zu thun. Die Franzosen machten nun einen Versuch, ihr Schiff los zu machen und die Befestigungen ihres Bugspriets zu zerhauen, aber die Soldaten des Portsmouth waren darauf vorbereitet, und nachdem ungefähr zwanzig flotte Bursche an den Spürren und Fallreepstreppen zu Grunde gegangen waren, wurde der Versuch aufgegeben und vier Minuten später war die französische Flagge abgenommen. Sie wurde von ihrem Bugspriet durch den ersten Lieutenant und eine Abtheilung seiner Seeleute gerissen. Die Trooptaue wurden ausgeworfen, die Schiffe hingen an einander und die englischen Seeleute erhoben ihren dreimaligen Freudenruf zu Ehren des Siegs.

Fünftes Kapitel.

Das französische Schiff von sechszig Kanonen versuchte ein Leonidas zu seyn. Es war mit zwei großen Fregatten ausgeschickt worden, um den Convoi aufzufangen, aber es war von seinen beiden Gefährten durch einen Windstoß getrennt worden. Seine Mannschaft war in der That stark, die am Borde des Portsmouth war unbedeutend. In ein Paar Stunden war der Portsmouth und seine Prise bereit, mit dem Convoi weiter zu fahren, aber er blieb noch halten, um auf die Fregatten zu warten, welche in der Jagd auf die Kaperschiffe begriffen waren. Alle die gekaperten Schiffe waren eiligst herbeigekommen, mit Ausnahme des „Kaufmanns von London,“ welcher so ausgezeichnet gut segelte.

Zuletzt schwebte er herbei, zur großen Freude Alfreds, welcher, sobald die Kugel ausgezogen und sein Arm eingerichtet worden war, sein Fernrohr auf die Jagd gerichtet hatte. Bevor die Nacht eintrat, war der ganze Convoi wieder gesammelt und segelte seiner Bestimmung entgegen. Der nächste Morgen war klar und die Luft gemäßigt. Mrs. Campbell, welche gleich allen übrigen sehr beängstigt wegen Alfred war, bat den Kapitän Wilson, gegen den Portsmouth zu fahren, damit sie Gewißheit erhalte, ob er gesund sey. Kapitän Wilson that, wie sie gebeten, und schrieb mit Kreide in großen Lettern auf den Logbord die Worte: „Alles wohl?" und hielt sich an die Seite, so daß er nahe an dem Portsmouth vorüber kam. Alfred war nicht auf dem Deck, das Fieber hatte ihn gezwungen, in seiner Hängmatte zu bleiben, aber Capitän Lumley machte die nämliche Antwort auf den Logbord des Portsmouth, und Herr und Mrs. Campbell waren zufrieden gestellt.

„Wie gerne würde ich ihn sehen!" sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Madame," bemerkte Capitän Wilson, „aber sie haben am Bord des Portsmouth gerade jetzt zu viel zu thun, sie müssen den angerichteten Schaden ausbessern, nach den Verwundeten sehen. Sie haben eine große Anzahl von Gefangenen an Bord, sie können sehen, welche große Menge noch an den Flaggenstöcken ist, sie haben also keine Zeit zu Komplimenten."

„Das ist wahr," entgegnete Herr Campbell, „wir müssen also warten, bis wir zu Quebec ankommen."

„Wir sehen also Alfred nicht?" sagte Emma.

„Nein, Miß, weil er Beschäftigung genug hat, und ich darf das sagen, ohne nach ihm gefragt zu haben. Sie haben geantwortet, daß Alles wohl ist, und das ist genug. Nun müssen wir die Segel anholen, und Capitän Lumley würde mir nicht danken, wenn ich wieder kommen würde, um ihn zu fragen."

„Ich bin zufrieden gestellt, Capitän Wilson, und ich bitte Sie, nichts zu thun, was dem Capitän Lumley mißfällt, wir werden Alfred, ich wage es zu sagen, bald durch das Fernglas sehen."

„Ich sehe ihn jetzt," sagte Mary Percival, „er hat sein Fernrohr und er richtet es auf mich."

„Gott sey Dank, nun bin ich beruhigt!"

Der Portsmouth fiel von dem französischen Linienschiffe ab, sobald als dasselbe Nothmaste hatte und segeln konnte, und der Convoi nahte sich der Mündung des St. Lorenzo.

„Capitän Wilson," sagte Percival, welcher seine Augen auf das Wasser gerichtet hatte, „was sind das für Thiere, die auf und nieder tauchen, so große weiße Dings?"

„Diese nennt man die weißen Wallfische, Percival," entgegnete Capitän Wilson, „sie sind nicht häufig zu sehen, ausgenommen hier."

„Was ist denn die Farbe der andern Wallfische?"

„Die nordischen Wallfische sind schwarz und werden die schwarzen Wallfische genannt, aber die südlichen Wallfische, oder die Kaschelotten, sind nicht von so dunkler Farbe."

Capitän Wilson gab nun auf Percivals Frage eine Schilderung des Fangs der Wallfische, über die er entzückt war. Er konnte dieses thun, weil er selbst mehrere Reisen auf den nördlichen Wallfischfang gemacht hatte.

Percival war von seinen Fragen nicht abzubringen und Capitän Wilson war so gefällig gegen ihn, daß er ihm immer antwortete. John staunte, wenn Capitän Wilson erzählte, sah sehr feierlich und sehr aufmerksam darein, sprach aber nicht ein Wort.

„Nun, John," sagte Emma zu ihm, nachdem die Unterredung beendigt worden war, „wovon hat Euch Capitän Wilson erzählt?"

„Von Wallfischen," entgegnete John, indem er an ihr vorüberging.

„Nun gut; aber kannst Du mir das Alles erzählen, John?"

„Ja," entgegnete John, indem er weiter ging.

„Miß Emma, der behält Alles, was er weiß, für sich selbst," bemerkte Capitän Wilson lachend.

„Ja, ich soll nichts von dem Wallfischfang erfahren, Sie müßten sich denn herablassen, mir selbst davon zu erzählen, das ist klar," entgegnete Emma, indem sie den ihr dargebotenen Arm des Capitäns Wilson nahm und dieser nun auf ihre Frage sogleich den Gegenstand wiederholte.

In drei Wochen, von dem Tage des Gefechts an gerechnet, warfen sie Anker vor der Stadt Quebec.

So wie die Anker geworfen waren, erhielt Alfred die Erlaubniß, am Bord des „Kaufmanns von London" zu gehen, und nun erst erfuhr seine Familie, daß er eine Wunde erhalten hatte; er trug seinen Arm noch immer in der Schlinge, obgleich er fast geheilt war.

Ich übergehe die zahllosen Fragen über ihre Gefangenschaft und ihre Befreiung aus derselben, sowie über das Gefecht mit dem französischen Schiffe.

Während sie sich hierüber unterhielten, wurde gemeldet, daß Capitän Lumley in seinem Boote an Bord komme. Sie gingen nun auf das Verdeck des Schiffes, um ihn zu empfangen.

„Nun, Mrs. Campbell," sagte Capitän Lumley, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, „Sie müssen mir und den Meinigen Glück wünschen, daß wir ein Schiff genommen haben, das bei weitem größer war, als mein eigenes; und ich muß Ihnen Glück wünschen wegen des Benehmens Ihres Sohnes Alfred, und seiner gewissen Beförderung. Er hat sie reichlich verdient."

„Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Capitän Lumley, und bringe Ihnen eiligst meine Glückwünsche

dar," entgegnete Mrs. Campbell; „ich bedaure allein, daß mein Sohn verwundet wurde."

„Sie sollten im Gegentheil hiefür dankbar seyn, Mrs. Campbell," erwiderte Capitän Lumley, „es ist die glücklichste Wunde von der Welt, und es ist auch hiebei nicht das geringste zu beklagen, denn es setzt mich in den Stand, ihn mit Ihnen nach Canada gehen zu lassen, ohne daß bekannt wird, daß er den Dienst verlassen hat."

„Wie so, Capitän Lumley?"

„Ich kann ihn ausschiffen, um sich hier in Quebec in die Kranken-Quartiere zu begeben. Ich will, daß seine Wunde viel gefährlicher ist, als in der Wirklichkeit, und daß er auf halbem Sold so lange, als es ihm beliebt, bleiben kann, dann kann er stets wieder verwendet werden. Doch ich kann nicht länger bleiben, in Kurzem werde ich zu dem Gouverneur gehen, und ich denke, ich werde Sie im Vorübergehen sehen. Sie dürfen versichert seyn, daß ich, wenn ich Ihnen von irgend einem Nutzen seyn kann, gewiß keinen Anstand nehmen werde, den geringen Einfluß, den ich habe, auszuüben."

Capitän Lumley nahm von der ganzen Gesellschaft herzlich Abschied und sagte Alfred, daß er sich als von dem Schiffe entlassen betrachten und mit seiner Familie wieder vereinigen möge.

„Der Himmel sendet uns Freunde, wenn wir in der größten Noth sind, und diese am wenigsten erwarten," sagte Mrs. Campbell, als sie von dem Zugbord zurückging. „Wer hätte sich, als wir zu Cork ankerten, eingebildet, daß ein solches Glück auf uns warte, und daß in der nämlichen Zeit, in welcher Alfred sein Handwerk uns zu lieb aufgegeben hatte, seine Beförderung im Dienste ihn erwarte."

Bald darauf gingen Mrs. Campbell und Heinrich mit Capitän Wildson an's Land, um sich nach Quartieren umzusehen und die Empfehlungsbriefe zu über-

reichen, welche sie an alle Kaufleute zu Quebec erhalten hatten. Als sie mit einem Herrn Farguhar, welcher sich freundlich bereit erklärt hatte, ihnen beizustehen, nach Quartieren umsahen, kamen sie mit Capitän Lumley, welcher von dem Gouverneur zurückkehrte, zusammen.

„Ich bin erfreut, Sie anzutreffen, Mrs. Campbell," sagte Capitän Lumley, „ich fand, indem ich dem Gouverneur meine Ehrfurcht bezeugte, daß ein sogenanntes Admiralitätshaus sich hier befindet, welches für die ältern Offiziere von den Schiffen seiner Majestät durch die Regierung vollständig möblirt ist. Es steht zu meiner Disposition, und da der Gouverneur mich ersucht hatte, im Gouvernementshause zu wohnen, so bitte ich Sie, dasselbe als zu Ihren Diensten stehend zu betrachten. Sie werden hier mehr Bequemlichkeit finden, als in irgend einem Quartiere, und dadurch bedeutende Unkosten ersparen."

„Wir haben nicht nöthig, uns weiter umzusehen, Mrs. Campbell," sagte Herr Farguhar.

Mrs. Campbell drückte dem Capitän Lumley ihre Anerkennung aus, und kehrte mit dieser erfreulichen Nachricht an Bord des Schiffes zurück.

„O, Alfred, wie sehr sind wir Deine Schuldner! mein theurer Junge!" sagte Mrs. Campbell.

„Meine Schuldner? Mutter! Ich sollte eher denken, die des Capitäns Lumley."

„Ja, auch die des Capitäns Lumley, ich räume es ein, aber immer war es Dein vortreffliches Benehmen, wodurch Du ihn unter seinem Commando an Dich geknüpft hast, und diesem verdanken wir seine Bekanntschaft und all' die Gefälligkeiten, welche wir von ihm empfangen haben."

Am nächsten Tage wurde die Familie ausgeschifft und nahm Besitz von dem Admiralitätshause. Herr Farguhar verschaffte ihnen eine Dienstmagd, welche nebst einem Manne und einer Frau, denen die Aufsicht

über das Haus anvertraut war, allen Erwartungen entsprach. Mrs. Campbell brachte die Sache mit Capitän Wildson in Ordnung, der sich wahrhaft großmüthig weigerte, für Alfreds Ueberfahrt eine Bezahlung anzunehmen, weil dieser nicht an Bord des „Kaufmanns von London" geblieben sey, dagegen nahm er ihre Einladung an, zu Ihnen zu kommen, wenn er nur einige Zeit dazu finde; dann entfernte er sich, und sie waren nun allein in ihrer neuen Residenz.

In wenigen Tagen fand sich die Familie Campbell ganz behaglich in dem Admiralitätshause angesiedelt; aber sie hatte nicht im Sinne, hier länger zu bleiben, als es nöthig war, denn ihr Aufenthalt in Quebec war, ungeachtet dieser Begünstigung, mit Unkosten verknüpft, und Herr Campbell empfand wohl, daß er kein Geld habe, um es wegzuwerfen.

An einem der folgenden Tage nach ihrer Landung besuchte sie Capitän Lumley, nachdem er sie den Tag zuvor dem Gouverneur vorgestellt hatte, welcher den Besuch des Herrn Campbell entgegnete, und sich in Folge der Vorstellungen des Capitäns Lumley für ihr Wohl sehr zu interessiren schien. Es war daher nicht darüber zu erstaunen, daß sie sich von jemand mit Schmerz trennten, der sich ihnen als ein so gefälliger Freund bewiesen hatte, und die Ausdrücke der Dankbarkeit, welche er von der ganzen Gesellschaft erhielt, waren daher vielfach. Capitän Lumley drückte allen die Hand, versicherte Alfred, daß er nicht ermüden wolle, für sein Interesse zu sorgen, wünschte ihm allen möglichen Erfolg und verließ das Haus. Ein Stunde später war der Portsmouth unter Segel, und flog mit gutem Winde dahin.

An dem folgenden Tage bat der Gouverneur Herrn Campbell, zu ihm zu kommen, und als er dieses that, setzte ihm derselbe auseinander, daß er große Schwierigkeiten haben würde, daß es gefahrvoll und mit großem Ungemache verknüpft sey, wenn er den Plan

ausführen wollte, sich in Obercanada anzusiedeln. Er redete ihm zwar nicht ab, dieses zu thun, denn er hatte ihm nichts anzubieten, was ihn verleiten konnte, seinen Sinn zu ändern, doch er hielt es für Pflicht, ihn nach gemachten Erfahrungen zu warnen, damit er wohl vorbereitet sey.

„Ich fühle ein lebhaftes Interesse für jede englische Familie, welche hieherkommt, damit sie gut untergebracht wird und angewöhnt, und ich nehme um so größeres an der Ihrigen, da Sie aus einem so gemächlichen Leben in eine solche Lage versetzt worden sind. Das Interesse, welches mein alter Freund, Capitän Lumley, an Ihnen nimmt, ist gewiß hinreichend, um mich zu bestimmen, Ihnen jede in meiner Macht stehende Hülfe anzubieten und Sie mögen davon Gebrauch machen, Herr Campbell. Der Oberintendant ist unmittelbar hiehergekommen, und ich muß Sie ihm zunächst vorstellen, denn von ihm hängt es am meisten ab, daß Sie Land erhalten, und er kann Ihnen die beste Auskunft über die Gegend und die Localitäten geben. Aber Sie müssen sich erinnern, daß es nicht länger als dreißig Jahre ist, daß diese Provinzen an Großbritanien abgetreten wurden, und daß nicht allein die französische Bevölkerung, sondern auch die Indianer sehr feindselig gegen die Engländer gesinnt sind, denn die Indianer waren feste Verbündete der Franzosen, sind es noch, und verabscheuen uns. Ich habe über die Sache wohl nachgedacht, und ich hoffe, daß ich Ihnen Dienste leisten kann; ist es nicht der Fall, so will ich, ich versichere Sie, Ihrem Willen nicht den geringsten Zwang anthun, und Sie mögen jede Unterstützung, welche Ihnen gewährt werden kann, verlangen. Jedenfalls wird es starken Muth und geschickte Hände erfordern. Ihr Sohn Alfred wird Ihnen große Dienste leisten; doch wir müssen prüfen und Ihnen jede andere Hülfe verschaffen, die nur immer gewährt werden kann."

Eine lange Unterredung fand zwischen dem Gouverneur und Herrn Campbell statt, während welcher Letzterer viele werthvolle Anweisungen erhielt. Sie wurden indessen durch die Ankunft des Oberintendanten unterbrochen, und das Thema wurde wieder aufgenommen.

„Das Land, welches ich für Herrn Campbell vorschlagen möchte," bemerkte der Oberintendant nach einiger Zeit, „ist eine Abtheilung, welche von der Regierung als Reserve zurückbehalten wurde, in der Nähe des Ontario-Sees; es gibt Ländereien, welche näher bei Montréal liegen; aber alles Land von guter Beschaffenheit wurde dort verkauft. Dieses Land, will ich Ihnen bemerken, Herr Campbell, ist eigenthümlich gut, denn es hat ziemlich wenig von dem Feld, was wir Prairie nennen, oder natürliche Wiesen. Es hat vielmehr den Vortheil, daß es in einer langen Ausdehnung an dem Ufer hinzieht, daß ein kleiner Fluß auf einer Seite ist, und dann liegt es in keiner großen Entfernung, vielleicht vier oder fünf Meilen, vom Fort Frontagnac, und es wird leicht seyn, Hülfe von dort zu bekommen, wenn es erforderlich ist."

Der Oberintendant deutete auf einen Theil der Karte, nahe bei Presqu' ile de Quinte, als er diese Bemerkung dem Gouverneur machte.

„Ich stimme mit Ihnen überein," entgegnete der Gouverneur, „und bemerke, daß auf der andern Seite des Stromes überall Ansiedler sind."

„Ja, Sir," erwiderte der Oberintendant, „dieser Theil, welcher vorhin erwähnt wurde, war bestimmt, daß er eine Reserve des Gouvernements bleiben solle, und wenn eine Probe über die Güte des Landes erfordert würde, so würde sie in der Person gefunden werden, welche es früher inne gehabt hat. Der alte Jäger Malachi Bone hat es vier Jahre gehabt, und er kennt es nach allen seinen Theilen. Sie erinnern sich des Mannes wohl, Sir? Er war ein Führer für

die englische Armee vor der Einnahme von Quebec; General Wolfe hatte eine große Meinung von ihm, und seine Dienste waren so gut, daß er mit einer Fläche von hundert fünfzig Morgen belohnt wurde."

„Ich erinnere mich jetzt seiner," bemerkte der Gouverneur, „aber da ich ihn so viele Jahre nicht gesehen habe, so war er meinem Gedächtnisse entschlüpft."

„Es wird für Sie von großem Vortheile seyn, Herr Campbell, wenn Sie diesen Mann zum Nachbar haben."

„Nun," fuhr der Gouverneur fort, indem er sich an den Oberintendanten wendete, „kennen Sie nicht eine Person, welche Willens seyn möchte, dem Herrn Campbell zu dienen und auf welche man sich verlassen kann; sie müßte natürlich der Gegend kundig seyn und wirklichen Nutzen versprechen."

„Ja, Herr Gouverneur, ich kenne einen wahrhaft guten Mann, und Sie kennen ihn auch; aber Sie kennen bloß die schlimme Seite von ihm, denn er ist gewöhnlich in Unruhe, wenn Sie ihn sehen."

„Wer ist es?"

„Martin Super, der Schlingensteller."

„Wie, das ist der junge Bursche, der solche Unordnungen verursacht, und der, wenn ich mich recht erinnere, gegenwärtig wegen Schwelgerei im Gefängniß ist."

„Derselbe, Sir, aber Martin Super, obgleich ein schwindelköpfiger Bursche zu Quebec, ist ein Pfund Goldes werth, wenn er sich außer der Stadt befindet. Sie mögen es seltsam finden, Herr Campbell, daß ich Ihnen einen Mann anempfehle, welcher von einem so widerspenstigen Charakter zu seyn scheint; aber es ist Thatsache, daß die Schlingensteller, welche auf die Verfolgung des Wildes, wegen der Felle, ausgehen, nachdem sie Monate ausgewesen und, wie es sich denken läßt, jeder Entbehrung ausgesetzt waren, mit ihren Päcken von Fellen zurückkehrend, diese an die Kaufleute der

Stadt veräußern. So wie sie nun ihr Geld haben, lassen sie von ihren Gelagen, welche keiner Beschreibung fähig sind, so lange nicht ab, bis ihr Verdienst durchgebracht ist, und dann schicken sie sich wieder an, die Jagd auf das Wild zu wagen. Nun liebt übrigens Martin Super mehr die Kurzweil, wenn er nach Hause kommt, und da er ein ziemlich wilder Bursche ist, so ist er oft außer sich, wenn er zu viel getrunken hat, so daß er gelegenheitlich in das Gefängniß kam, weil er ein Schwelger war. Indessen kenne ich ihn gut, er war bei mir vor mehreren Monaten zur Aufsicht, und ich weiß, daß er ein braver Mann, standhaft und thätig in seinem Dienste ist."

„Ich glaube, Sie haben Recht, wenn Sie ihn empfehlen," bemerkte der Gouverneur. „Er wird nicht säumen, aus dem Gefängnisse zu gehen, und ich zweifle nicht, daß er es auf sich nehmen wird, Sie zu führen, weil er Aussicht hat, bei Ihnen, Herr Campbell, auf ein oder zwei Jahre Dienst zu finden. Was die Canadier betrifft, so sind sie wahrhaft harmlos, zu gleicher Zeit aber sehr unnütz. Es gibt darunter Ausnahmen, daran ist kein Zweifel, aber im Allgemeinen ist ihr Charakter keineswegs thätig und muthvoll. Wie ich vorhin sagte, sie bedürfen starke Herzen, und Martin Super ist eines derselben, das unterliegt keinem Zweifel. Vielleicht können Sie ihn für Herrn Campbell gewinnen."

Der Oberintendant versprach dieses zu thun und bald darauf verließ Herr Campbell den Gouverneur unter vielfachem Danke.

Herr Campbell, welcher allen möglichen Unterricht über das, was bei seinem Unternehmen das Nothwendigste sey, erhalten hatte, war vierzehn Tage lang thätig beschäftigt, um seine Einkäufe zu machen. Während dieser Zeit verwandte er mehr Aufmerksamkeit auf die in Quebec wohnenden Engländer und Franzosen. Alfred, dessen Wunde nun ganz geheilt war, entwickelte so viel

Thätigkeit, wie gewöhnlich, und Heinrich war seinem Vater von großem Nutzen, indem er Inventarien anfertigte, Listen machte und dergleichen. Auch Mrs. Campbell und die beiden Mädchen waren nicht unbeschäftigt; sie hatten rohe Manufakturwaaren der Gegend angekauft, und waren sehr eifrig daran, sie für sich selbst oder für die Kinder zurecht zu richten. Herr Campbell war eines Morgens bei Herrn Farguhar, dem Kaufmann, gewesen, um Nachfragen wegen der Ueberfahrt nach der neuen Besitzung anzustellen, denn er hatte seine Uebereinkunft mit dem Oberintendanten abgeschlossen, als der Gouverneur einen seiner Adjutanten schickte, um ihm zu sagen, daß er im Sinne habe, in ohngefähr zehn Tagen eine Abtheilung Soldaten nach dem Fort Frontignac abzusenden, indem er die Nachricht erhalten habe, daß die Garnison an einem dort ausgebrochenen Fieber erkrankt sey, und daß, wenn Herr Campbell sich selbst und seine Familie gleich seinem Gepäcke vor Unannehmlichkeiten bewahren wolle, er unter der Escorte des Offiziers und der Truppenabtheilung reisen solle. Dieses Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, und als Herr Campbell zu dem Gouverneur ging, um ihm seinen Dank abzustatten, sagte ihm der Letztere, daß in den Schiffen und Canoes für sie und all ihr Gepäcke vollständig Raum sey, daß er sich daher in dieser Hinsicht nicht weiter Mühe geben und keine Kosten verursachen solle.

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Tage fand sich der Oberintendant ein, und brachte Martin Super, den Schlingensteller, mit sich.

„Herr Campbell,“ sagte der Oberintendant, „dies ist mein Freund, Martin Super. Ich habe mit ihm ge-

sprochen und er hat eingewilligt, Ihnen auf ein Jahr zu dienen und er will bei Ihnen bleiben, wenn er zufrieden ist. Wenn er Ihnen so gut dient, als er mir gedient hat, während ich durch die Gegend reiste, so darf ich keinen Augenblick zweifeln, daß Sie in ihm eine kräftige Stütze finden."

Martin Super war ziemlich groß, schlank, schien indessen thätig und kräftig. Sein Kopf war kleiner, als es gewöhnlich ist, was ihm das Aussehen großer Leichtigkeit und Thätigkeit gab. Seine Gesichtszüge waren angenehm, indem sie eine ununterbrochene gute Laune ausdrückten, was auch mit seinem wirklichen Charakter übereinstimmte. Er war in eine Art Jägerrock von Dammhirschfellen gekleidet, trug blaue, tuchene Beinkleider, eine Mütze von dem Fell eines Waschbären und einen breiten Gürtel um seine Weste, in welcher sein Messer steckte.

„Nun, Martin Super, ich will Ihnen die Bestimmungen des Engagements mit Herrn Campbell vorlesen, damit Sie sehen, ob Alles so ist, wie Sie wünschen."

Der Oberintendant las das Engagement vor und Martin Super nickte mit dem Kopfe beifällig.

„Herr Campbell, wenn Sie damit zufrieden sind, so mögen Sie jetzt unterzeichnen. Martin wird dasselbe thun."

Herr Campbell unterschrieb seinen Namen und händigte die Feder Martin Super ein, welcher aber dann zuerst sprach:

„Herr Intendant, ich weiß nicht, wie man meinen Namen schreibt, und wenn ich es wüßte, so könnte ich ihn nicht schreiben, ich muß es also wie die Indianer machen und mein Totem beisetzen."

„Was ist Ihr Name bei den Indianern, Martin?"

„Der Maler," entgegnete Martin und machte dann unter Herrn Campbells Schrift eine Figur (einen Panther) und sagte dabei, „das ist mein Name, so gut als ich ihn schreiben kann."

„Sehr gut,“ entgegnete der Oberintendant, „hier ist das Dokument, Herr Campbell; meine Damen ich muß mich beurlauben, denn ich habe ein Geschäft. Ich will Ihnen Martin Super dalassen, Herr Campbell, denn Sie werden sich ohne Zweifel gerne ein wenig mit ihm unterhalten.“

Der Oberintendant entfernte sich und Martin Super blieb zurück. Mrs. Campbell war die erste, welche sprach:

„Super,“ sagte sie, „ich hoffe, wir werden gute Freunde werden; aber nun sagen Sie mir, was Sie mit Ihrem Totem wollen.“

„Ei nun, Ma'am, ein Totem ist das Kennzeichen eines Indianers und Sie wissen, daß ich fast ein Indianer bin. Alle indianischen Häuptlinge haben solche Totems, einer ist genannt die große Otter, ein anderer die Schlange, der dritte so und so, und sie unterzeichnen mit einer Figur, gleich dem Thiere, nach dem sie genannt werden, und dann sehen Sie, Ma'am, wir Schlingensteller, die wir fast immer mit ihnen leben, haben uns auch solche Namen gegeben, und sie haben mich den Maler genannt.“

„Warum gaben sie Ihnen den Namen Maler?“

„Weil ich zwei derselben an einem Tage tödtete.“

„Zwei Maler getödtet!“ riefen die Mädchen.

„Ja, Fräulein, und zwar mit meiner Flinte.“

„Aber warum tödteten Sie die Männer?“ sagte Emma.

„Die Männer getödtet! Ich sagte nichts von Männern; ich sagte, ich habe zwei Maler getödtet,“ versetzte Martin lachend und zeigte eine Reihe von Zähnen, so weiß wie Elfenbein.

„Was ist denn ein Maler, Super?“ fragte Mrs. Campbell.

„Ei nun ein Thier, und ein wahrhaft ungeschicktes Geschöpf zuweilen, ich kann es Ihnen sagen.“

„Das Zeichen gleicht einem Panther, Mama," rief Mary aus.

„Nun gut, Miß, es mag ein Panther seyn, aber wir kennen ihn nur unter dem andern Namen."

Herr Farguhar trat ein, und es wurde an ihn die Frage gerichtet; er lachte und erzählte ihnen, daß die Maler eine Art von Panther seyen, nicht gefleckt, sondern von schwarzbrauner Farbe, und zu Zeiten sehr gefährliche Thiere.

„Kennen Sie die Gegend, nach welcher wir gehen?" fragte er Heinrich Super.

„Ja, ich bin dort vor Monaten herumgeschlendert, aber die Biber sind jetzt selten."

„Gibt es noch andere Thiere dort?"

„Ja, niederes Wild, wie wir es nennen."

„Was sind das für Arten?"

„Ei nur die Maler, Bären und Bergkatzen."

„Dank, dank, das heißen Sie niederes Wild; was muß denn dann hohes Wild seyn?" sagte Mrs. Campbell.

„Büffel, meine Damen, ist, was wir hohes Wild nennen."

„Sind denn die Thiere, von welchen Sie sprechen, nicht gut zu essen, Super," sagte Mrs. Campbell, „oder gibt es denn kein Wild, welches gegessen werden kann?"

„O ja, eine Menge von Rothwild und kalekutischen Hähnen, und Bären, die gut zu essen sind, das meine ich."

„Ah, das lautet besser."

Nach einer Unterhaltung von einer Stunde wurde Martin Super entlassen, nachdem er die ganze Familie mit Ausnahme von Alfred, welcher nicht zu Hause war, höchlich ergötzt hatte.

Wenige Tage später wurde Martin Super, der nun in den Dienst getreten, und mit Alfred sehr beschäftigt war, der ihn bereits als Günstling angenommen hatte, zu Herrn Campbell gerufen, welcher mit ihm über die Artikel des Inventariums sprach, die es

enthielt, und der ihn fragte, was von diesen Dingen nothwendig, oder räthlich zum Mitnehmen sey.

„Sie sprachen so etwas von Feuergewehren," entgegnete Martin, „welche Sorte von Gewehren meinen Sie?"

„Wir haben drei Vogelflinten und drei Musketen, nebst Pistolen."

„Vogelflinten, das sind, glaube ich, Gewehre für Vögel; die sind zu nichts zu gebrauchen; Musketen, das sind Geräthschaften für Soldaten; nicht zu gebrauchen; Pistolen sind Buffer und nichts besser. Haben Sie keine Flinten? Ohne Flinten kann man nicht in die Wälder gehen. Ich habe eine, Sie aber müssen mehrere haben."

„Gut, ich glaube, Sie haben recht, Martin, das ist mir nicht beigefallen. Wie viele müssen wir haben?"

„Nun, gerade so viel, als Personen in der Familie sind. Wie stark ist Ihre Familie?"

„Wir sind fünf männliche und drei weibliche Personen."

„Also, Sir, sage ich zehn Flinten, das wird hinreichend seyn, zwei Lanzen dazu, für alle Fälle," versetzte Martin.

„Wie, Martin," sagte Mrs. Campbell, „Sie werden doch nicht meinen, daß die Kinder, diese jungen Mädchen, und ich mit Flinten schießen sollen?"

„Ich meine, Ma'am, daß ich, als ich so alt wie dieser kleine Knabe war," er deutete auf John, „mein Ziel wohl treffen konnte; und ein Weib muß wenigstens verstehen, mit einer Flinte umzugehen und sie zu laden, wenn sie auch dieselbe nicht abfeuert. Es ist eine tödtliche Waffe, Ma'am, und der größte Gleichmacher in der Welt, denn der Drücker geht los, wenn ein Kind daran zieht, und macht dem Leben des stärksten Mannes ein Ende. Ich wollte nicht sagen, daß wir gerade gezwungen seyen, auf diesem Wege davon Gebrauch zu machen, indessen ist es immer besser, der-

gleichen zu haben und andern Leuten wissen zu lassen, daß wir dergleichen haben, und daß sie immer geladen sind, wenn es erforderlich ist."

„Gut, Martin," sagte Herr Campbell. „Ich stimme mit Ihnen überein; es ist besser, vorbereitet zu seyn. Wir wollen also zehn Flinten mitnehmen, wenn wir sie kaufen können. Wie viel werden sie kosten?"

„Mit sechszehn Dollars will ich die beste kaufen, Sir; doch ich denke, daß ich besser dazu tauge, sie auszuwählen, als Sie, und ich will den Versuch machen, sie für Sie einzukaufen."

„Machen Sie es so, Super, Alfred wird mit Ihnen gehen, sobald als er zurückgekommen seyn wird, und Sie und er können dann die Sache in Ordnung bringen."

„Nun, Super," bemerkte Mrs. Campbell, „Sie haben uns Weiber durch den Gedanken sehr erschreckt, daß so viele Feuergewehre erforderlich sind."

„Wenn Pontiac noch am Leben wäre, meine Damen, würden sie alle erforderlich seyn; doch der ist nun todt; aber es sind immer noch viele auswärts liegende Indianer, wie wir sie nennen, da, die nicht besser seyn werden, und ich habe es immer gern, wenn ich die Flinten stets geladen sehe. Nun, Ma'am, nehmen Sie an, daß alle Männer in den Wald hinaus seyen, und daß während unserer Abwesenheit ein Bär komme; würde es nicht besser seyn, ein geladenes Gewehr für ihn zu haben, und wollten Sie, oder die jungen Frauenzimmer nicht vorziehen, den Drücker in Bewegung zu setzen, als von dem Bären in seiner Weise umarmt zu werden?"

„Martin Super, Sie haben mich vollständig überzeugt; ich will nicht allein lernen, ein Gewehr zu laden, sondern auch eines abzufeuern."

„Ich will die Knaben lehren, von demselben Gebrauch zu machen, Ma'am, und die werden dann zu Ihrer Vertheidigung bereit seyn."

„Machen Sie es so, Martin," versetzte Mrs. Campbell, „ich bin überzeugt, daß Sie vollkommen recht haben."

Als Super sich bald darauf entfernt hatte, bemerkte Herr Campbell:

„Ich hoffe, meine Theure, daß Du und die Mädchen durch Martins Bemerkung nicht erschreckt worden. Es ist nothwendig, wohlbewaffnet zu seyn, wenn man so abgeschieden und so fern von jeder Hülfe ist, wie wir seyn werden; aber daraus, daß wir gegen die Gefahr vorbereitet seyn müssen, folgt noch nicht, daß eine solche Gefahr wirklich unserer harre."

„Für mich selbst kann ich gut stehen, mein theurer Campbell," entgegnete dessen Gattin, „ich bin darauf vorbereitet, wenn es nöthig ist, der Gefahr entgegenzutreten und zu thun, was ein schwaches Weib thun kann. Ich fühle, daß das, was Martin sagte, nur zu wahr ist, daß, mit einer Flinte in der Hand, ein Weib oder ein Kind dem stärksten Manne gleich ist."

„Und ich, mein lieber Onkel," sagte Mary Percival, „ich werde, ich versichere Sie, mit Gottes Hülfe wissen, meine Schuldigkeit zu thun, so eigenthümlich auch die Umstände für ein Weib seyn mögen."

„Und ich, mein theurer Onkel," fügte Emma lachend bei, „ziehe unendlich vor, ein Gewehr abzufeuern, statt von einem Bären, oder einem Indianer umarmt zu werden, weil man unter zwei Uebeln immer das geringste wählen muß."

„Wohlan denn, ich sehe, Martin hat nicht übel, sondern er hat im Gegentheil gut gehandelt. Es ist immer das Beste, auf das Schlimmste gefaßt zu seyn und auf die Hülfe der Vorsehung in der Gefahr zu vertrauen."

Die Einkäufe waren nun alle gemacht, Alles war gepackt und zur Einschiffung bereit. Da erging eine zweite Botschaft von dem Gouverneur und setzte Herrn Campbell davon in Kenntniß, daß, wenn er nicht ei-

nige Kühe und Pferde eingekauft habe, der Offizier auf dem Fort Frontignac mehr Vieh habe, als erforderlich sey, und ihm damit aushelfen könne, was vielleicht besser seyn dürfte, als dergleichen so weit mit sich zu führen. Herr Campbell hatte von den Kühen gesprochen, aber die Sache nicht zu Ende gebracht, und er nahm daher freudig das Erbieten des Gouverneurs an. Diese Botschaft war mit einer Einladung an Herrn Campbell, die Damen, an Heinrich und Alfred begleitet, ein Abschiedsdiner im Gouvernementsgebäude am Tage vor ihrer Abreise anzunehmen. Die Einladung wurde angenommen, und Herr Campbell dem Offiziere vorgestellt, welcher die nach Fort Frontignac bestimmte Truppenabtheilung kommandirte; er erhielt von diesem die bestimmte Zusicherung, daß er Alles, was er könne, thun werde, um ihm das Leben angenehm zu machen. Die Güte des Gouverneurs endigte hiemit noch nicht, er bestimmte den Offizier, zwei große Zelte zum Gebrauch des Herrn Campbell mitzunehmen, welche nicht eher zurückgegeben werden sollten, als bis das Haus vollständig gebaut und die Ansiedlung vollendet seyn werde. Der Gouverneur schlug auch vor, daß Mrs. Campbell und die Schwestern Percival im Gouvernements-Gebäude zurückbleiben sollten, bis Herr Campbell die erforderlichen Vorbereitungen getroffen habe, sie aufzunehmen; aber Mrs. Campbell ging hierauf nicht ein, und lehnte unter vielfachem Danke das Anerbieten ab.

Siebentes Kapitel.

Es war jetzt bereits Mitte Mai's, es waren nur noch wenige Tage auf die Abreise, aber es war nicht das geringste Zeichen des Grünens zu sehen und die

Bäume waren noch nicht belaubt. Doch im Verlaufe der drei Tage, bevor sie Quebec verließen, trat die Vegetation so reißend schnell hervor, daß es schien, der Sommer sey plötzlich gekommen. Die Hitze war nun wirklich sehr groß, während es bei ihrer Landung durchdringend kalt war; aber in Canada, so wie im ganzen nördlichen Amerika, sind die Uebergänge von der Hitze zur Kälte, und von der Kälte zur Hitze reißend schnell.

Meine Leserinnen werden erstaunen, wenn sie hören, daß wenn der Winter in Quebec beginnt, alle zum Verbrauche während desselben erforderlichen Thiere auf einmal getödtet werden. Zahlreiche Heerden von vielleicht drei oder vierhundert Stieren werden geschlachtet und aufgehangen. Jede Familie tödtet ihr Rindvieh, ihre Schafe, Ferkel, kalekut'schen Hähne, ihr Geflügel und dergleichen, nnd alle werden in Bodenkammern aufgehangen, wo die todten Körper unmittelbar hart gefrieren und vollständig gut und frisch während der sechs oder sieben Monate des strengen Winters bleiben, welcher in diesem Clima herrscht. Wenn eine Portion Fleisch gekocht werden soll, wird sie nach und nach in lauwarmem Wasser aufgethaut und, nachdem dieses geschehen ist, an das Feuer gesetzt. Wenn das Fleisch in seinem gefrorenen Zustande unmittelbar an das Feuer gebracht wird, verdirbt es. Dann ist noch ein anderer seltsamer Umstand, welcher in dieser kalten Gegend getroffen wird. Ein kleiner Fisch, der Schneefisch genannt, wird während des Winters gefangen, indem man Löcher in das dicke Eis macht, diese Fische zu Tausenden an die Löcher kommen und mit Handnetzen heraus und auf das Eis gezogen werden, wo sie in wenigen Minuten so hart gefrieren, daß sie dieselben, wenn es ihnen beliebt, entzwei brechen können, wie einen morschen Stab. Das Rindvieh wird während der Wintermonate mit diesen F.schen gefüttert. Es hat sich aber erprobt, was wahrhaft seltsam ist, daß wenn diese Fische vier und zwanzig

Stunden oder länger gefroren sind und im Wasser nach und nach aufgethaut werden, wie man es mit dem Fleische macht, wieder aufleben und schwimmen, als wenn sie eben erst aus dem Wasser gekommen wären. Wir fahren indessen mit unserer Erzählung fort.

Herr Campbell fand, daß ihm nach Bestreitung aller seiner Ausgaben noch dreihundert Pfund geblieben waren, und dieses Geld hinterlegte er in der Bank von Quebec, um davon Gebrauch zu machen, wenn er es für nothwendig finden sollte. Seine Ausgaben waren wirklich sehr bedeutend gewesen; da war zuerst die Reise und Ueberfahrt einer so großen Familie. Dann hatte er in Liverpool eine große Quantität von Messerschmiedswaaren und Werkzeugen, Geräthschaften und so weiter eingekauft, welche Artikel hier alle wohlfeiler waren, als zu Quebec. In Quebec hatte er also noch Artikel von bedeutender Ausdehnung für das Haus, z. B. vollständig mit Glas versehene Fenster, Oefen, Bretter für den Fußboden, Speiseschränke, Scheidewände nebst Vorräthen und Töpfergeschirr aller Art einzukaufen, dann zwei kleine Wagen, verschiedene Kästen und eine Menge anderer Dinge, welche anzuführen zu weitläufig wäre. Die Kosten der Anschaffung derselben hatten ihm all sein Geld genommen bis auf die dreihundert Pfund, deren ich erwähnt habe.

Es war am dreizehnten Mai, daß die Einschiffung statt hatte, und am Nachmittage war Alles bereit, so daß Mrs. Campbell und ihre Nichten auf die Fahrzeuge gebracht wurden, welche an der Werfte lagen und die Truppen schon am Bord hatten. Der Gouverneur mit seinen Adjutanten und andere einflußreiche Personen von Quebec begleiteten sie dahin, und sowie Lebewohl gesagt war, wurde das Signal gegeben, die Soldaten in dem Fahrzeuge brachten drei Hurrahs und es ging von der Rhede in den Strom. Eine Zeitlang fand ein Schwenken der Sacktücher und dergleichen von Seiten derer statt, die an der Werfte waren auf gutes Glück

der Reisenden. Aber diese waren schon weit von ihnen entfernt und die Familie befand sich allein und abgesondert in der Cajüte und lauschte dem abgemessenen Tone der Ruderschläge schweigend.

Und es ist auch nicht zu wundern, daß Alles schwieg; denn Alle waren mit ihren Gedanken beschäftigt. Die Erinnerung an den schönen Park in Werton, den sie verlassen, nachdem sie dort so lange und so glücklich gelebt hatten, kam ihnen in den Sinn; Hall mit all seinem Glanze und all seiner Behaglichkeit stieg in ihrer Erinnerung auf; ein jedes Zimmer mit seinen Geräthschaften, ein jedes Fenster mit seiner Aussicht ging an ihrem Gedächtnisse vorüber. Sie hatten den atlantischen Ocean durchschnitten, und waren nun, fern von dem civilisirten Leben, fern von aller Bequemlichkeit, im Begriffe, sich in den Wäldern Canadiens zu verlieren, beschränkt auf ihre eigene Hülfe, auf ihre eigene Gesellschaft, auf ihre eigenen Anstrengungen. Es war der Anfang eines neuen Lebens, für welches sie sich nach dem luxuriösen Leben, welches sie bisher geführt, nur wenig geeignet fühlten.

Aber mochten auch ihre Gedanken und Erinnerungen sie schweigend und nachdenkend gemacht haben, sie erzeugten keine Verzweiflung und keinen Unwillen, es tröstete sie die Macht, welche allein schützen kann, die allein gibt und nimmt und mit uns macht, was sie für das Beste hält. Ihr Hoffen war bei allem dem kein grundloses, denn überall war Vertrauen, Entschlossenheit und Ergebung. Nach und nach wurden sie aus ihren Träumereien durch die Schönheit der Landschaften und die Neuheit dessen, was sie sahen, gerissen; die Gesänge der canadischen Bootsleute waren musikalisch und erheiternd, und je weiter sie kamen, desto mehr erlangten Alle ihren frohen Muth wieder.

Alfred war der Erste, der seine Melancholie verscheuchte und sie bei den andern zu verscheuchen suchte, und dieses war auch nicht ohne Erfolg. Der Offizier,

welcher das Truppendetachement befehligte und auf dem nämlichen Fahrzeuge mit der Familie war, hatte ihr Stillschweigen nach ihrer Abfahrt von der Werfte geehrt; vielleicht fühlte er mehr, als es schien. Sein Name war Sinclair und sein Rang der des ältesten Capitäns im Regimente. Ein schöner, blühender junger Mann, schlank und wohlgebaut und wahrhaft edel in seinem Benehmen.

„Wie wahrhaft schön das Laubwerk in dieser Gegend ist, Mutter," sagte Alfred, indem er zuerst das Schweigen unterbrach, „welch ein Contrast zwischen den Blättern des weißen Ahorn, so durchsichtig und gelb, wenn die Sonne sie bescheint, und den neuen Schößlingen der Pechtanne."

„Es ist in der That sehr merkwürdig," entgegnete Mrs. Campbell, „und die Aeste der Bäume, die fast bis auf den Spiegel des Wassers herabhängen ....."

„Und gleich den guten Samaritanern," sagte Emma, „ihre Arme ausstrecken, damit jeder Unglückliche, welchen der Strom mit fortgerissen hat, durch ihren Beistand sich selbst retten möge."

„Ich habe nicht gewußt," entgegnete Alfred, „daß Bäume so viel Liebe oder so viel Ueberlegung haben, Emma."

„Ich kann für ihre Liebe nicht gut stehen, aber an der Seite dieses klaren Wassers mußt Du ihnen Ueberlegung einräumen, Vetter," entgegnete Emma.

„Ich vermuthe, daß Du zu ihren Eigenschaften auch noch die Eitelkeit hinzufügen willst," antwortete Alfred, „denn gewiß wird Jeder glauben, der sie über dem Strom hängen sieht, daß sie sich selbst in dem glänzenden Spiegel besehen und bewundern."

„Sehr gut für einen Seecadetten; ich habe nicht gewußt, daß eine solch ausgesuchte Sprache bei den Hahnenkämpfen gebräuchlich ist," entgegnete das Mädchen.

„Vielleicht nicht, Cousine," antwortete Alfred, „aber

wenn Seeleute in der Gesellschaft von Damen sind, werden sie aus der Gesellschaft ausgestoßen."

„Gut, ich muß zugeben, Alfred, daß Du um einen großen Theil geschliffener wurdest, nachdem Du einen Monat am Ufer warst."

„Ich danke, Cousine Emma, für dieses unumwundene Geständniß," entgegnete Alfred lachend.

„Aber was ist das, auf diesem Punkte dort," sagte Mary Percival, „ist es ein Dorf, — eins, zwei, drei Häuser — gerade vor uns aufsteigend?"

„Das ist ein Floß, Miß Percival, welcher den Fluß herab kommt," sagte Capitän Sinclair, „wenn wir demselben näher kommen, werden Sie sehen, daß er vielleicht zwei Morgen groß Wasser bedeckt, und daß drei Viertheile daran gezimmertes Holz ist. Diese Flöße sind viele tausend Pfund werth. Sie werden zuerst aus Stämmen gebildet, durch Nägel befestigt und das Bauholz wird zwischen die Stämme gebracht. Hier sind vielleicht fünfzig oder hundert Menschen beschäftigt, um den Floß auf dem Strome zu leiten, und die Häuser, die Sie sehen, sind zur Bequemlichkeit dieser Leute erbaut. Ich habe auf manchen Flößen schon mehr als fünfzehn Häuser gesehen, welche den Werth von dreißig oder vierzig großen Schiffen enthalten."

„Es ist wirklich wunderbar, wie sie ihn auf dem Strom führen und leiten," sagte Herr Campbell.

„Es ist eine wahrhafte Geschicklichkeit, und es scheint seltsam, daß eine solche enorme Masse gelenkt werden kann; aber es ist so, wie Sie sehen werden. Da sind drei oder vier Ruder, welche an langen Schwengeln befestigt sind, und wie Sie bemerken, verschiedene Schwengel auf jeder Seite."

Die ganze Gesellschaft war nun auf die Hinterplatte des Fahrzeugs getreten, um auf die Leute auf dem Floße zu sehen, welche sich auf die Zahl von fünfzigen oder sechzigen belief. Er schwamm nun auf der Toppseite vorüber und wurde durch die Schwengel

geleitet, welche die vereinigte Kraft von sieben oder acht Männern regierte, die nun von dem einen Schwengel zu dem entgegengesetzten hinübereilten und gleich einem Steuermanne lenkten. Das Fahrzeug fuhr ihm etwas aus dem Weg, und der Floß kam dann ziemlich schnell vorüber. So wie es außer Zweifel war, daß ihre Fahrt nach Quebec nun gerade ging und ein frischer Wind über den Fluß sich verbreitete, zogen die Leute auf dem Floße zehn oder fünfzehn Segel an verschiedenen Masten auf, um sich in ihrer Thalfahrt zu erleichtern, und dieß erregte abermals die Bewunderung der Gesellschaft.

Die Unterhaltung wurde nun allgemein, bis die Fahrzeuge am Ufer des Flusses befestigt wurden, indem die Mannschaft ihr Mittagsmahl verzehrte, welches bereitet wurde, ehe man Quebec verließ. Nach einer Ruhe von zwei Stunden wurde weiter gefahren, und mit Eintritt der Nacht kamen sie zu St. Anna an, wo sie Alles zu ihrem Empfange vorbereitet fanden. Obgleich ihr Bett aus Blättern von Mais oder indianischem Korn bestand, so waren sie doch so ermüdet, daß sie dieselben sehr behaglich fanden, und bei Anbruch des Tages sehr erfrischt und beeilt waren, die Reise fortzusetzen. Martin Super, welcher mit den zwei jüngsten Knaben in einem besondern Boote war, hatte eine außerordentliche Sorge für die Bequemlichkeit der beiden jungen Damen nach ihrer Ueberschiffung gezeigt, und es bewährte sich, daß er lange schon die Herzen der beiden Knaben gewonnen hatte, indem er sie den Tag hindurch mit Anekdoten unterhielt.

Als bald nach der Einschiffung der Name Pontiac wiederholt durch Capitän Sinclair genannt wurde, bemerkte Mrs. Campbell:

„Unser Diener, Super, hat dieses Namens erwähnt, ich gestehe, daß ich nicht das Geringste von den canadischen Angelegenheiten weiß, und es ist mir nur so viel bekannt, daß Pontiac ein indianischer Häupt-

ling war. Können Sie, Capitän Sinclair, uns einige Auskunft hinsichtlich dieser Person geben, welche in der Provinz so wohl gekannt zu seyn scheint?"

„Ich schätze mich glücklich, Mrs. Campbell, wenn ich im Stande seyn sollte, Ihrem Wunsche entsprechen zu können. In einem Punkte kann ich allein mit Zuversicht sprechen, weil mein Onkel zu dem Detachement in dem Fort Detroit, welches zu jener Zeit so nahe daran war, genommen zu werden, gehörte, und in meiner Gegenwart oft diese Geschichte erzählt hat. Pontiac war Häuptling aller alten Seestämme der Indianer. Ich will den Namen dieser einzelnen Stämme nicht wiederholen und nur einen Stamm benennen, den der Ottawai. Er war zu der Zeit, als Canada uns von den Franzosen abgetreten wurde, der überwiegende. Zuerst war er sehr eingebildet und hochmüthig und verlangte die Souveränität über die Gegend, war aber dennoch sehr höflich gegen die Engländer, oder schien wenigstens so zu seyn. Die Franzosen hatten jedoch bei all' den nord'schen Stämmen uns in so schlimmen Ruf gebracht, daß sie zu der größten Feindseligkeit bestimmt wurden und unsern Namen zu hassen schienen. Sie sind nun geneigt, zu ruhen, und es ist jetzt zu hoffen, daß sie uns fürchten, und nach den verschiedenen Zusammentreffen mit uns, sich bequemen werden, ruhig zu bleiben. Sie haben vielleicht gehört, daß die Franzosen mehrere Forts erbaut haben, daß sie die meisten Gegenden im Innern und an den See'n beherrschen, und daß diese nun alle, nachdem jene das Land aufgaben, von unsern Truppen besetzt sind, um die Indianer unter Aufsicht zu halten. Alle diese Forts sind isolirt und Communicationen zwischen ihnen sind selten. Es war im Jahr 1763, daß Pontiac zuerst die Feindseligkeiten gegen uns begann, und dabei den Plan hatte, uns wo möglich von den See'n zu vertreiben. Das war ein tapferes Unternehmen, und daß ein Indianer mehr Feldherrntalent zeigte, als man er-

warten konnte, das war ihrem Kriegssysteme beizumessen, welches immer auf Kriegslist gebaut ist. Dieser Operationsplan war, alle unsere Forts zu gleicher Zeit zu überrumpeln, wenn es möglich war, und seine Anordnungen waren so vortrefflich, daß er fünf Tage nach der Entwerfung des Planes schon den Erfolg hatte, daß er sich im Besitze von zwei Drittheilen derselben befand, d. h. er überrumpelte zehn bis dreizehn Forts. Hierauf wurden die Angriffe durch andere Häuptlinge unter seiner Direction gemacht, weil Pontiac nicht bei allen gleichzeitigen Stürmen zugegen seyn konnte."

„Ließ er die Garnisonen ermorden, Capitän Sinclair?" sagte Alfred.

„Den größern Theil derselben, einige wurden verschont und später um hohe Preise ausgelöst. Ich muß, als einer besondern Veranlassung der Fortschritte dieses Häuptlings im Vergleich mit andern Indianern erwähnen, daß er sich zu jener Zeit der Creditbills und der Münzen aus Rinde bediente, diese mit seinem Totem bezeichnete, der Otter, und daß diese Bills alle bezahlt wurden und besser als die manches civilisirten Staates."

„Das ist wirklich merkwürdig von einem Wilden," bemerkte Mrs. Campbell, „aber wie hat Pontiac die Einnahme aller dieser Forts ausgeführt?"

„Die meisten derselben wurden durch eine eigenthümliche Kriegslist genommen. Die Indianer sind besonders und außerordentlich geschickt in einem Spiele, welches Baggatiway genannt und mit einem Ball und einer langen Handhabe, einer Art Rackete, gespielt wird. Sie theilen sich in zwei Parthien, und der Zweck einer jeden Parthie ist, den Ball in ihren eigenen Ring zu bringen. Es ist hie und da gleich dem Schleudern in England und Schottland. Mehrere Hunderte werden hiebei von beiden Seiten gewettet, und die Europäer waren so erfreut, bei den Indianern Thätigkeit und Gewandtheit in einem so hohen Grade bei diesem Spiele ent-

wickeln zu sehen, daß es sehr gewöhnlich war, sie zu bitten, dieses Spiel zu spielen, wenn sie sich in der Nähe des Forts befanden. Pontiac baute also hierauf seinen Plan, nach welchem die Indianer ihr Ballspiel unter den Forts begannen und, nachdem sie kurze Zeit gespielt, ihren Ball in das Fort schleudern sollten, worauf alle, wie natürlich, in das Fort gingen, daß sie dann, nachdem sie das zwei oder drei Mal gethan und das Spiel wieder angefangen hatten, um jeden Argwohn zu verscheuchen, dieses wiederholen und den Ball verfolgen sollten, bis sie durch die Thore gestürmt seyen, und wenn sie dann alle darin wären, dann sollten sie ihre verborgenen Waffen hervorbringen und die nichts ahnende Garnison niedermetzeln."

„Das war bestimmt eine sehr scharfsinnige Kriegslist," bemerkte Mrs. Campbell.

„Und sie hatte, wie ich schon bemerkte, Erfolg; drei Forts ausgenommen. Eines, auf welches Pontiac den Angriff selbst leitete und an dessen Eroberung ihm am meisten lag, war Dedroit, in welchem, wie ich schon sagte, mein Onkel garnisonirte. Doch dieser Angriff mißlang und zwar durch einen sehr eigenthümlichen Umstand."

„Ich bitte, erzählen Sie uns wie, Capitän Sinclair," sagte Emma. „Sie glauben nicht, wie sehr mich das interessirt."

„Und mich auch, Capitän Sinclair," fügte Mary bei.

„Ich schätze mich sehr glücklich, im Stande zu seyn, Ihnen einen Theil des etwas langweiligen Tages zu verkürzen, Miß Percival, und ich werde also mit meiner Erzählung fortfahren."

„Im Fort Dedroit lagen dreihundert Mann, als Pontiac mit einer großen Anzahl von Indianern dort ankam und unter den Wällen lagerte; aber er hatte seine Krieger so mit Weibern und Kindern vermischt und brachte so manche Gegenstände des Tauschhandels

mit, daß kein Verdacht gegen ihn geschöpft wurde. Die Garnison hatte noch nichts von der Einnahme der andern Forts gehört, welche bereits stattgehabt hatte. Die ungewöhnliche Anzahl von Indianern wurde zwar dem Major Gladwin, welcher das Fort befehligte, gemeldet; allein dieser hatte keinen Argwohn. Pontiac schickte ein Schreiben an den Major, daß er wünsche, eine Unterredung mit ihm zu haben, und zwar zu dem Zwecke, die Freundschaft zwischen den Indianern und den Engländern fester zu knüpfen. Der Major Gladwin willigte ein, und bestimmte den nächsten Tag zum Empfange Pontiacs und der übrigen Häuptlinge im Fort." –

„Es ist zu erwähnen, daß Major Gladwin ein indianisches Weib dazu verwendete, ihm ein paar indianische Schuhe (Moccassins) von einem merkwürdig schön gezeichneten Felle eines Elenthiers zu fertigen. Das indianische Weib brachte ihm diese Moccassins mit dem Ueberbleibsel des Fells. Der Major war so erfreut darüber, daß er ihr den Auftrag gab, noch ein Paar Moccassins aus demselben Felle zu fertigen, und er sagte ihr, daß sie die Ueberbleibsel des Fells für sich behalten könne. Nachdem das Weib diesen Auftrag erhalten hatte, ging sie von dem Major weg, aber anstatt das Fort zu verlassen, blieb sie zögernd darin, bis sie bemerkt und dann gefragt wurde, warum sie nicht gehe. Sie erwiderte, daß sie die Ueberbleibsel des Fells gern zurückgeben möchte, weil sie von so großem Werthe seyen, und als dieses seltsam erschien, wurde sie nochmals gefragt, und sagte dann, wenn sie mit diesem Fell weggehe, so würde sie nie mehr im Stande seyn, zurückzukehren. Major Gladwin schickte nach dem Weibe, damit er die Ausdrücke, welcher sie sich bedient hatte, selbst hörte, und es war klar, daß sie im Sinne habe, etwas mitzutheilen, daß sie aber furchtsam sey. Als sie aber in die Enge getrieben, dann wieder ermuthigt und des Schutzes versichert

worden war, eröffnete sie dem Major Gladwin, daß Pontiac und seine Häuptlinge morgen unter dem Vorwande, mit ihm zu sprechen, in das Fort kommen würden, daß aber dieselben die Läufe ihrer kurzen Flinten abgenommen hätten, um sie unter ihren Blankets (leinenen Kitteln) zu verbergen, und daß ihre Absicht sey, auf ein von Pontiac gegebenes Zeichen den Major Gladwin und alle bei der Unterredung befindlichen Officiere zu ermorden, während die andern Krieger mit verborgenen Waffen unter dem Vorwande des Handels in das Fort kommen, die Garnison angreifen und niedermetzeln sollten."

„Nachdem der Major Gladwin diese Eröffnung erhalten hatte, that er alles mögliche, um das Fort in Vertheidigungsstand zu setzen und traf jede erdenkliche Vorsorge. Er machte seine Offiziere und Soldaten mit dem Vorhaben der Indianer bekannt, instruirte die Officiere, wie sie sich bei der Zusammenkunft zu benehmen haben, und die Garnison, wie sie die angeblichen Verkäufer behandeln solle. Als es zehn Uhr war, kam Pontiac mit sechs und dreißig Häuptlingen und mit einem Gefolge von Kriegern zu der bestimmten Unterredung in das Fort, und sie wurden alle mit großer Artigkeit empfangen. Pontiac hielt die Anrede, und als er dazu kam, den Wampum *) zu überreichen und denselben der Major in Empfang nehmen sollte, was nach der Mittheilung des indianischen Weibes für die Häuptlinge und die Krieger das Signal war, das Niedermetzeln zu beginnen, zogen der Major und seine Officiere ihre Degen halb aus den Scheiden, und die Soldaten erschienen mit geladenen Musketen und aufgepflanzten Bajonneten außen vor dem Berathungszimmer, vollkommen in Bereitschaft. Pontiac, so tapfer

*) Schmuck der Indianer aus Muscheln und andern glänzenden Sachen bestehend, die an dem Leibgürtel getragen und als Zeichen der Freundschaft gegeben werden.

er war, wurde blaß und erkannte, daß er entdeckt sey, und um weiteren Verdacht von sich abzuwenden, endigte er seine Rede mit mehrfachen Versicherungen der Verehrung der Engländer. Major Gladwin setzte ihn, statt seine Rede zu erwiedern, unmittelbar in Kenntniß, daß er von seinem mörderischen Vorhaben Kunde habe. Pontiac verneinte dieses, aber der Major Gladwin ging auf den Häuptling zu, und indem er sein Blanket auf die Seite schob, zeigte er den kurzen Flintenlauf, und entließ Pontiac und die übrigen Häuptlinge, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Hierauf bedeutete Major Gladwin Pontiac, das Fort auf der Stelle zu verlassen, weil er außerdem nicht im Stande seyn würde, die Wuth der Soldaten zurückzuhalten, welche ihn und alle seine im Fort befindlichen Bursche niedermetzeln wollten. Pontiac und seine Häuptlinge warteten eine zweite Ermahnung nicht ab, sondern eilten, so schnell als möglich zu dem Thor hinauszukommen."

„War es von dem Major Gladwin klug, Pontiac und seine Häuptlinge fortzulassen, nachdem sie in das Fort mit der Absicht gekommen waren, ihn und seine Soldaten umzubringen? sagte Heinrich Campbell, „hätte der Major nicht ein Recht dazu gehabt, sie fest zu halten?"

„Ich denke, daß er volles Recht hiezu gehabt hätte, und so meinte auch mein Onkel; aber Major Gladwin dachte anders. Er sagte, daß er ihnen ein sicheres Geleit und Schutz zugesagt habe, ehe er von ihrer Verschwörung Kenntniß erhalten, und daß ihm seine Ehre nicht gestatte, von einem gegebenen Versprechen abzugehen."

„Jedenfalls hatte der Major, wenn er irrte, auf der rechten Seite geirrt," bemerkte Alfred. „Ich denke selbst, daß er zu gewissenhaft war, und ich an seiner Stelle würde einige, wenn auch nicht Pontiac selbst, als Geißeln und Bürgen für das gute Benehmen der übrigen Stämme zurückbehalten haben."

„Die Folge zeigte, daß Major Gladwin klug gehandelt hätte, wenn er so gethan haben würde, wie Sie meinten. Denn am folgenden Tage machte Pontiac, welcher durch die Güte des Majors Gladwin nicht entwaffnet war, einen wüthenden Angriff auf das Fort. Er bot alle mögliche Kriegslist dabei auf, aber der Angriff wurde abgeschlagen. Pontiac umzingelte hierauf das Fort, und, aller Unterstützung beraubt, hatte die Garnison große Noth zu ertragen. Doch ich muß nun abbrechen, weil wir jetzt an den drei Flüssen sind, wo wir diese Nacht zubringen müssen. Ich hoffe, daß Sie Ihr Lager nicht zu unbequem finden werden, Mrs. Campbell, und ich fürchte, daß Sie es, je weiter wir kommen, um so schlimmer finden werden."

„Darauf sind wir vollkommen vorbereitet, Capitän Sinclair," entgegnete Herr Campbell, „denn meine Gattin und meine Nichten haben zu viel gesunden Sinn, als daß sie in den Wildnissen von Canada Londons Gasthöfe erwarten sollten."

Das Fahrzeug war nun am Ufer und die Gesellschaft landete in dem verpalisadirten kleinen Dorfe der drei Flüsse.

Achtes Kapitel.

Capitän Sinclair hatte gesagt, daß sie am folgenden Tage eine stärkere Tagereise zu machen hätten, daß sie, so früh als möglich, bei Aufgang der Sonne, aufbrechen wollten, und in einer halben Stunde hatte Alles gefrühstückt und war in den Booten. Schon mehrmals hatten sich im Strome die Segel gehoben, aber der Wind war flau. Herr Campbell fragte, wie weit sie an diesem Tage zu reisen hätten.

„Nahe an fünfzig Meilen, wenn es möglich ist,"

entgegnete Capitän Sinclair. „Wir haben zwei und siebenzig Meilen in den zwei ersten Tagen gemacht, aber von hier nach Montreal ist es neunzig, und ich fürchte, den größten Theil des Tags über zuzubringen um daß wir an einer Lichtung halten werden müssen, die wir kennen und die ich für sicher halte. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß Sie sich auf Ihre Zelte und Ihre eigenen Bette für diese Nacht werden verlassen müssen, indem keine Wohnung auf dieser Seite des Flusses, die wir erreichen könnten, groß genug ist, uns aufzunehmen."

„Kümmern Sie sich nicht, Capitän Sinclair, wir werden ganz wohl schlafen," entgegnete Mrs. Campbell; „aber wo wird der übrige Theil schlafen? für die ist ja nur ein Zelt da."

„O, kümmern Sie sich um die Uebrigen nicht, wir sind an so etwas gewöhnt und Ihre Herren werden sich auch nicht darum kümmern; Alles schläft in den Fahrzeugen, ein Theil ist am Feuer, ein Theil wacht, und es schläft also nicht Alles."

Nach einer weitern Unterredung sagte Mary Percival zu Capitän Sinclair:

„Wie ich glaube, haben Sie, Capitän Sinclair, Ihre Erzählung von Pontiac nicht ganz beendet, als Sie dieselbe gestern da abbrachen, als das Fort Detroit blockirt wurde. Wollen Sie uns durch die Erzählung dessen, was sich weiter ereignete, verpflichten?"

„Mit dem größten Vergnügen, Miß Percival. Es war sehr schwierig, das Fort zu unterstützen, weil alle Verbindung abgeschnitten war; zuletzt sandte der Gouverneur seinen Adjutanten, Capitän Dalyell, welcher den Anschlag hegte, sich selbst mit zweihundert und fünfzig Mann in das Fort zu werfen; dieser machte, kurz auf einander, mehrere Angriffe auf die Lager der Indianer, aber Pontiac hatte Nachricht von seinem Vorhaben erhalten, legte ihm einen Hinterhalt, brachte den Truppen große Verluste bei, und Dalyell fiel in einem Gefechte, welches nahe bei einer Brücke statt hatte, die

noch die Bloodybrücke genannt wird. Pontiac schnitt den Kopf des Capitäns Dalyell ab und steckte ihn auf einen Pfahl."

„Das ist zu viel für Major Gladwins außerordentliches Ehrgefühl!" rief Alfred aus, „hätte er Pontiac als einen Gefangenen zurückgehalten, so hätte dieses Alles nicht stattgefunden."

„Ich pflichte Ihnen bei, Herr Alfred," entgegnete Capitän Sinclair. „Es hieß in der That einen Wolf los lassen, aber Major Gladwin war in der Meinung, recht zu handeln, und er kann daher nicht getadelt werden. Nach dieser Niederlage war die Entsetzung schwieriger als je, und die Garnison litt schrecklich. Verschiedene Schiffe, welche zur Unterstützung derselben ausgeschickt worden waren, fielen in Pontiacs Hände und dieser behandelte die Mannschaft wahrhaft grausam. Die Besatzung litt durch das beständige Wachen und den Mangel an Lebensmitteln, und war den größten Entbehrungen preisgegeben. Zuletzt kam ein Schooner mit Unterstützung, und diesen griff Pontiac, wie gewöhnlich, mit seinen Kriegern in ihren Canoes an. Der Schooner war gezwungen, Reißaus zu nehmen, aber die Indianer verfolgten ihn, und ihr unaufhörliches Feuern verwundete fast die ganze Mannschaft am Borde, bis zuletzt der Schooner geentert und genommen wurde. Als sie an den Schiffswänden und an den Schiffskanonen heraufkletterten, befahl der Capitän des Schiffs, der ein sehr entschlossener Mann war und den festen Vorsatz hatte, in die Hände der Indianer nicht zu fallen, einem Kanoniere, Feuer in das Magazin zu werfen und so Alles in die Luft zu sprengen. Diesen Befehl hörte einer von Pontiacs Häuptlingen, der englisch verstand, rief ihn den andern Indianern zu und sprang vom Schiffe. Die andern Indianer folgten ihm und eilten in ihre Canoes, oder schwammen so schnell als möglich vom Schiffe weg. Der Capitän benützte den günstigen Wind und gelangte wohlbehalten an das Fort, so wurde die Garnison un-

terstützt, so wurde die ganze Garnison durch den Muth dieses einzigen Mannes vom Untergange gerettet."

„Sie sagen, daß Pontiac nun todt sey, und Martin Super erzählte es uns ohnlängst auch. Wie ist er umgekommen, Capitän Sinclair?" fragte Mrs. Campbell.

„Er wurde durch einen Indianer getödtet, aber es ist schwer zu sagen warum. Vor vielen Jahren hatte er mit uns Freundschaft geschlossen, und eine sehr freigebige Pension von der Regierung erhalten; aber es scheint, daß sein Haß gegen die Engländer wieder erwachte und daß er bei einer von den Indianern gehaltenen Berathung den Vorschlag machte, uns aufs Neue anzugreifen. Nachdem er gesprochen hatte, stieß ihm ein Indianer sein Messer in das Herz, aber es ist schwer zu bestimmen, ob die That einem Privathasse, oder der Absicht zuzuschreiben ist, die Wiederholung eines Krieges zu vermeiden, der die Stämme schon so sehr zusammengeschmolzen hatte. Eines ist gewiß, daß der größte Theil der Abneigung der Indianer gegen die Engländer mit ihm zu Grabe gegangen ist."

„Ich danke Ihnen, Capitän Sinclair," sagte Mary Percival, „daß Sie uns diese schreckliche Geschichte erzählt haben. Pontiacs Leben ist ein sehr interessantes."

„In seinem Charakter ist viel zu bewundern und viel zu bedauern, und wir dürfen die Indianer nicht zu strenge beurtheilen. Er war geschaffen, um zu befehlen, er besaß großen Muth und große Geschicklichkeit in allen seinen Anordnungen, und er hatte den Takt, all die See-Stämme der Indianer zusammenzuhalten, was keine leichte Aufgabe war. Daß er das Streben hatte, uns aus diesen Ländern zu vertreiben, als deren Souverain er sich, und wahrhaft mit Recht, betrachtete, ist nicht zu wundern, besonders da unsere Anmaßungen täglich wuchsen. Der größte Fehler seines Charakters war in unsern Augen seine Verrätherei, aber wir müssen bedenken, daß die ganze Art der Indianer, Krieg zu führen, auf Kriegslist gebaut ist."

„Daß er das Fort angriff, nachdem er, obgleich seine Absicht bekannt war, so großmüthig entlassen worden, ist in der That sehr niedrig;" bemerkte Mrs. Campbell.

„Was wir als großmüthige Entlassung betrachten, hielt er wahrscheinlich für Thorheit und Schwäche. Die Indianer haben im Kriege keine Idee von Großmuth. Wäre Pontiac erschossen worden, so würde er muthig gestorben seyn, und er hatte keine Idee davon, daß, weil Major Gladwin es für unehrbar hielt, ihm das Leben zu nehmen, er darum verpflichtet sey, uns im Besitze seines Landes zu lassen. Wenn wir aber den Charakter der Indianer betrachten, so ist die Verrätherei kein Bestandtheil derselben, der ausgenommen im Kriege, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie zu jeder andern Zeit gastfreundlich und gut sind, wie sie selbst versichern, was zu Ihrer Beruhigung dienen mag. Es ist zu bedauern, daß sie keine Christen sind. Es sollte gewiß eine große Verbesserung eines Charakters herbeiführen, welcher in seinem unaufgeklärten Zustande noch so viel Bewunderungswürdiges hat."

„Wenn die Form der Anbetung und des Glaubens einfach ist, hat es seine Schwierigkeit, Convertiten zu machen, und der Indianer ist ein klarer Denker. Ich hatte einmal eine Unterredung über diesen Gegenstand mit einem der Häuptlinge. Nachdem wir einige Zeit gesprochen hatten, sagte er: „„Sie glauben an einen Gott — das thun wir auch; Sie geben ihm einen Namen, — wir geben ihm einen andern, wir sprechen nicht dieselbe Sprache, das ist der Grund. Sie sagen: wenn ihr Gutes thut, so geht ihr in das Land des guten Geistes ein — so sagen auch wir. Die Indianer und die Yankees (das ist die Engländer) beide versuchen, dasselbe Ziel zu erreichen, obgleich sie nicht denselben Weg einschlagen. Ich denke aber, daß es viel besser ist, wenn wir alle nicht mit einander gehen, wenn viel-

mehr jeder Mann sein eigenes Cannoe rudert. Das sind meine Gedanken."

„Es ist, wie Sie sagen, Capitän Sinclair, schwer, mit Männern zu disputiren, welche so scharf sehen und so praktisch in ihren Ideen sind," sagte Mrs. Campell. „Nichtsdestoweniger muß ein falscher Glaube oft auf falsche Wege führen, und was an dem Charakter der Indianer achtungswerth ist, wird durch Annahme der christlichen Principien und der christlichen Hoffnungen erhoben und gesteigert werden; so muß ich immer denken, daß es wahrhaft wünschenswerth ist, daß die Indianer Christen werden. Und ich vertraue, daß bei vorsichtigen und überdachten Maßregeln ein solches Resultat nach und nach herbeigeführt werden kann."

Es war zwei Stunden vor Sonnenuntergang, als sie bei der Stelle ankamen, an welcher sie diese Nacht zubringen wollten; sie landeten und alle Soldaten waren beschäftigt, das Zelt auf einem der drei Hügel aufzuschlagen, während Andere Holz sammelten, um Feuer anzuschüren. Martin Super brachte bald die Bettgeräthschaften und legte sie, durch Alfred und Heinrich unterstützt, in das Zelt. Capitän Sinclairs Flaschenkeller lieferte hinreichende Artikel, um Thee zu machen, und in weniger als einer halben Stunde war der Kessel über dem Feuer. Sobald sie an diesen Erfrischungen und an dem Inhalte eines von den drei Flüssen mitgenommenen, mit Nahrungsmitteln versehenen Korbes Antheil genommen hatten, zogen sich die Damen zurück, um schlafen zu gehen.

Zur Sicherung gegen irgend einige Eindringlinge stellte Capitän Sinclair Schildwachen an verschiedenen Stellen aus, und der übrige Theil der Truppen mit den andern männlichen Reisegefährten lagen um ein großes Feuer, welches aus zwei oder drei Baumstämmen angeschürt war und mehrere Ellen hoch in die Höhe flackerte. In kurzer Zeit war Alles stille und

Alle waren eingeschlafen, mit Ausnahme der Schildwachen, des Sergeanten, des Korporals und des Capitäns Sinclair, welche sich gegenseitig ablösten.

Die Nacht ging ohne alle Störung vorüber, und am folgenden Morgen schifften sie sich wieder ein und setzten ihre Reise fort. Vor Sonnenuntergang kamen sie in der Stadt Montreal an, wo sie den getroffenen Anordnungen zufolge einen Tag halten sollten. Herr Campbell hatte hier einige Einkäufe zu machen und er hatte im Sinne, sich zwei der kleinen canadischen Pferde anzuschaffen, doch nach den Bemerkungen des Capitäns Sinclair gab er diesen Gedanken auf. Capitän Sinclair bemerkte ihm nämlich, daß er weder Heu noch andere Nahrungsmittel für die Thiere habe und daß sie ihm also während des ersten Jahres viele Ausgaben machen würden, ohne von großem Nutzen für ihn zu seyn, und daß ferner aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn die Garnison des Forts Frontignac im folgenden Jahre abgelöst werde, die Offiziere erfreut seyn würden, ihre Pferde um einen geringeren Preis zu verkaufen, als diese in Montreal kosten würden. Sie hatten ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur und wurden mit aller Aufmerksamkeit empfangen. Die Bevölkerung war schon ziemlich französisch, und viele von den Einwohnern kamen aus Zuvorkommenheit, oder um ihre Neugierde zu stillen, herbei. Die französischen Damen zuckten die Achseln und riefen aus: „est-il possible?" als sie hörten, daß die Campbells bereit seyen, nach einer so fernen Stelle abzugehen und sich dort anzusiedeln. Die französischen Gentlemen sagten den Miß Campbells, daß es ein großes Opfer sey, solche Schönheit in der Wildniß zu begraben; allein was sie sagten, machte wenig Eindruck auf irgend Jemand. Capitän Sinclair machte das Anerbieten, noch einen Tag zu bleiben, wenn Herr Campbell es wünsche; dieser sehnte sich aber im Gegentheile so bald als möglich an seinem Bestimmungsorte anzukommen, und so schifften sie sich

am folgenden Morgen wieder ein, indem sie noch dreihundert und sechzig Meilen längs des Flusses hinaufzufahren hatten. Es würde zu viel Raum wegnehmen, wenn ich alles das erzählen wollte, was sich während dieser schwierigen Bergfahrt ereignete; aber sie waren hie und da gezwungen, zu landen und die Schiffsladungen aus den Booten zu tragen; ein oder zwei Fahrzeuge waren mit ihrer großen Last aufgesessen und ihre Entbehrungen wuchsen mit jedem Tage ihrer Reise. Ich habe zu viel zu erzählen, als daß ich auf diese Gegenstände eingehen könnte, besonders da ihre Einzelnheiten das Interessanteste sind, und ich will mich damit begnügen, zu sagen, daß sie nach sechzehn Tagen, in welchen sie mit mancher Gefahr zu kämpfen hatten, so ermüdet wurden, und von den Stichen der Musquitos, welche sie bei Nacht überfielen, sehr zu leiden hatten, wohlbehalten bei Fort Frontignac landeten und von dem Kommandanten mit wahrhafter Aufmerksamkeit empfangen wurden, indem derselbe Briefe von dem Gouverneur zu Quebec erhalten hatte, die ihn aufforderten, ihnen alle mögliche Hülfe zu leisten. Der Kommandant, Oberst Forster, zeigte dem Herrn Campbell und seiner Familie die Zimmer, welche für sie hergerichtet worden, und nun waren sie zum erstenmale seit so vielen Tagen allein und für sich selbst. Nach einer kurzen Unterredung, in welcher sie über die Güte sprachen, mit welcher sie aufgenommen worden, und über die Schwierigkeiten, welche sie auf ihrer langen und beschwerlichen Reise von Quebec aus bestanden hatten, bemerkte Herr Campbell:

„Mein theures Weib und meine theuren Kinder, wir haben verschiedene bedeutende Zufälle zu bestehen gehabt, es hat dem Allmächtigen gefallen, uns wohlbehalten über die ungestüme See zu führen, unsern Geist zu erheben, indem er uns unerwartet Freunde und Unterstützung schickte, und wir sind nun nur noch wenige Meilen von dem Orte unserer Bestimmung.

Aber laßt uns nicht glauben, daß unsere Gefahren und Schwierigkeiten beendigt seyen. Im Gegentheil, ohne daß ich wünsche, Euch verzagt zu machen, ich fühle, daß diese nun erst beginnen werden. Wir haben mancher Entbehrung, mancher Anstrengung und vielleicht auch mancher Gefahr entgegenzusehen, bevor wir in Sicherheit und in Gemächlichkeit leben können; aber wir müssen unser Vertrauen in die Vorsehung setzen, welche uns bisher so gnadenreich bewahrt hat, und wir müssen, wenn wir auch auf unsere eigene Kraft und unsere eigene Hülfe bauen müssen, von der Hülfe Gottes begleitet werden. Es ist lange her, daß wir ein Unglück gehabt, von dem wir uns jedoch wieder erholt haben. Laßt uns dieses Unglück ergreifen, um unsern Dank auszusprechen gegen Gott für das stets gnädige Willfahren unserer Bitten, und laßt uns flehen, daß er uns ferner seinen Schutz gewähre. Gerade in der Wildniß laßt uns auf ihn bauen, ihm vertrauen und ihn immer in unsern Gedanken bewahren. Wir müssen stets in unserem Sinne tragen, daß dieses irdische Leben bloß eine Pilgerschaft, daß, wenn seine Dauer kurz ist, wenn wir mit Trübsalen oder mit Leiden zu kämpfen haben, dieses ein Zweck und unzweifelhaft zu unserem Besten ist. Dieß ist unsere Weisheit sowohl, als unsere Pflicht, daß wir uns dem geduldig unterwerfen, was über uns kommen mag, daß wir nie unsern Muth verlieren oder zaghaft werden im Dulden, sondern vielmehr auf Seine Barmherzigkeit und Seine Macht vertrauen, der, wenn er es für gut findet, uns von allem Uebel befreien wird und befreien kann." Herr Campbell kniete jetzt nieder und um ihn her seine Familie, und in einem inbrünstigen, tiefgefühlten Gebete sprach er seinen Dank gegen die an ihm bewährte Barmherzigkeit und seine demüthige Bitte um fernere Hülfe aus. So beredt und so kraftvoll waren seine Worte, daß die Thränen aus den Augen seiner Gattin und seiner Nichten rannen, und als er geendet hatte, da wa-

ren die Herzen Aller so voll, daß sie sich ohne ein weiteres Wort, nachdem sie seinen Segen empfangen und einander gute Nacht gewünscht hatten, nach ihren Lagerstätten zurückzogen.

Neuntes Kapitel.

Die Gesellschaft war, nachdem sie einmal wieder auf guten Betten geschlafen hatte, so erfrischt, daß Alle sehr früh auf und angekleidet waren. Kurz nach sieben Uhr befanden sich Alle auf dem Wall des Forts versammelt, von wo sie die Landschaft übersahen, die wahrhaft schön und malerisch war. Vordem, so erzählte man ihnen, war der See breit, ein Binnensee, der sich am Horizont verlor, nun ganz ruhig und nahe an den Ufern mit kleinen Eilanden bedeckt, die, voll grünen Laubs, auf dem glänzenden Wasser zu schwimmen schienen; westwärts und gerade gegenüber waren die glänzenden Zugehörungen des Forts, in einiger Entfernung rückwärts die Wälder; eine Heerde Rindvieh gras'te auf einem Theile des cultivirten Landes; ein anderer Theil desselben war durch ein schlangenartiges Gehege vertheilt, welches ihn begränzte, und war angebaut. Hier und da sah man ein hölzernes Haus, was zum Schutze für das Vieh während des Winters diente, und in der Entfernung von einer halben Meile war ein kleines Fort, mit hohen Pallisaden umgeben, welches für die mit der Bewachung des Rindviehs Beauftragten im Falle der Gefahr oder des Ueberfalls als Rückzug und Sicherheitsort diente. Nahe an dem Fort goß ein reißender Strom, der jetzt, indem er austrat, seine Ufer erfrischte, seine Wasser in den See, in seinem Laufe eine Menge Gesträuche mit sich führend. Die Sonne schien glänzend, die Spechte flo-

gen von Baum zu Baum, oder auf die Geländer der Gehege, der Königsfischer flatterte über dem reißenden Strom auf und nieder, und das Zwitschern und die wilden Rufe anderer verschiedener Vögel ließ sich von allen Seiten hören.

„Das ist wahrhaft schön, nicht wahr," sagte Mrs. Campbell. „Gewiß kann das Ungemach, in einer Gegend, gleich dieser, zu leben, nicht so groß seyn."

„Wenn es immer so wäre, dann vielleicht, Madame," sagte Oberst Forster, welcher sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, als Mrs. Campbell diese Bemerkung machte. „Aber das Canada im Monat Juni ist ungeheuer von dem Canada im Monat Jänner verschieden. Daß wir unser Leben eintönig in diesem Fort, in welchem wir von der übrigen Welt abgeschieden sind, finden, gebe ich zu, und die Winter sind so lang und so streng, daß sie unsere Geduld erschöpfen, aber ein Soldat muß seine Pflicht thun, und darf unter den Tropen nicht schwitzen, in den Wildnissen Canadas nicht frieren. Ich kenne kein angenehmeres Leben, als wenn die Gefahr sich uns naht und wenn ich das angenehme Gefühl der Aufregung empfinde, welches für einen Augenblick eintritt. Ich habe mit Capitän Sinclair gesprochen, Herr Campbell, und finde, daß Sie, bevor der kurze Sommer herum ist, zu viel zu thun haben, wenn Sie bis zum kommenden Winter fertig seyn wollen, mehr, als Sie mit Ihren beschränkten Mitteln leisten können. Ich schätze mich glücklich, daß die von dem Gouverneur mir ertheilte Instruktion mir erlaubt, zu Ihren Diensten zu stehen. Ich schlage vor, daß die Damen hier bleiben sollen, während Sie mit der Hülfe, die ich Ihnen leisten kann, nach Ihrem Gute abgehen und Alles für deren Aufnahme vorbereiten."

„Tausend Dank für Ihr gütiges Anerbieten, Oberst; aber nein, nein, wir wollen alle zusammen gehen!" unterbrach ihn Mrs. Campbell. „Wir können nützlich seyn, und wir wollen im Zelte bleiben, bis das Haus

gebaut ist. Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Oberst Forster! Das ist beschlossen; obgleich ich Ihnen meinen Dank für Ihr gütiges Anerbieten wiederhole."

„Wenn das der Fall ist," entgegnete Oberst Forster, „habe ich nur zu bemerken, daß ich eine Abtheilung von zwölf Soldaten absenden werde, die ich wohl auf wenige Wochen entbehren kann, um Sie in Ihren Arbeiten zu unterstützen. Ihre Belohnung wird Ihnen keine große Kosten verursachen. Capitän Sinclair hat sich freiwillig erboten, den Befehl darüber zu führen."

„Den innigsten Dank, Sir," sagte Herr Campbell, „und da wir, wie Sie wissen, keine Zeit zu verlieren haben, so wollen wir, mit Ihrer Erlaubniß, morgen früh abreisen."

„Gewiß kann ich Ihnen davon nicht abrathen," entgegnete der Commandant, „obwohl ich hoffte, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft etwas länger haben würde. Sie wissen, daß ich von dem Gouverneur die Weisung habe, Sie mit Rindvieh aus unserem eigenen Stalle zu einem billigen Preise zu versehen, ich habe daher nur noch zu sagen, daß Sie nach Ihrem Belieben auswählen mögen."

„Und ich," sagte Capitän Sinclair, der sich mit Mary Percival unterhalten hatte, und nun sich an Herrn Campbell wendete, „ich habe eine andere Sammlung für Sie bei meinen Kameraden hinsichtlich eines Gegenstandes veranstaltet, mit welchem Sie sich nicht versehen haben, den Sie aber sehr nützlich, ich möchte absolut nothwendig sagen, finden werden."

„Was mag das seyn, Capitän Sinclair?" sagte Herr Campbell.

„Eine Auswahl von Hunden von jeder Gattung. Ich habe ein Rudel von fünfen, und obwohl sie bei weitem nicht so schön sind, als Ihre netten Hunde in England, so werden Sie doch finden, daß sie der Gegend ganz angemessen sind und ihre Schuldigkeit vollkommen thun. Ich habe einen Hühnerhund, eine Dogge,

zwei Dachshunde und einen Fuchshund. Alle zusammen sehr muthig und bereit, Panther, Wölfe, Luchse, sogar auch einen Bären anzufallen, wenn es erfordert wird."

„Das ist ein sehr werthvolles Geschenk," entgegnete Herr Campbell, „und ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank."

„Sie werden besser thun, die Kühe auszusuchen, ehe Sie gehen, Sie müßten denn vorziehen, daß ich es für Sie thue," bemerkte Oberst Forster. „Sie sollen in ein oder zwei Tagen hinübergetrieben werden, denn ich vermuthe, daß die Damen wünschen werden, Milch zu haben. Bei meinem Leben, Herr Campbell, ich muß Sie in ein Geheimniß einweihen. Die wilden Zwiebeln, welche in so großer Menge in dieser Gegend wachsen und welche das Rindvieh so gerne frißt, geben der Milch einen sehr unangenehmen Geschmack, Sie können diesen entfernen, wenn Sie die Milch sieden, sobald sie von den Kühen gemolken wurde!

„Meinen Dank, Oberst, für Ihre Belehrung," entgegnete Herr Campbell, „denn ich habe kein besonderes Verlangen, den Geruch von Zwiebeln in der Milch zu haben."

Das Abrufen zum Frühstück brach diese Unterhaltung ab. Während des Tages waren Heinrich und Alfred, unterstützt von Capitän Sinclair und Martin Super, emsig bemüht, die beiden Fahrzeuge mit Vorräthen, Zelten, verschiedenen Kisten und Linnen und andern Bedürfnissen, welche sie mit sich gebracht hatten, zu beladen. Herr und Mrs. Campbell waren mit den Mädchen ebenso fleißig, die zum unmittelbaren Gebrauch bei ihrer Ankunft auf ihrer Länderei nothwendigen Gegenstände auszuwählen und einzupacken. Da sie sehr ermüdet waren, eilten sie, früh zu Bette zu gehen, damit sie am folgenden Morgen bald zur Einschiffung bereit seyen; und nach dem Frühstücke, welches der gefällige Oberst und die andern Offiziere gegeben hatten, gingen sie an das Ufer des Sees und schifften sich in

dem Boote des Commandanten, welches für sie hergerichtet worden war, mit Capitän Sinclair ein. Martin Super, Alfred und Heinrich kamen mit den fünf Hunden auf die beiden Fahrzeuge, welche mit dem Corporal und den 12 Soldaten bemannt waren, die der Commandant Herrn Campbell mitgab. Das Wetter war wunderschön, und sie fuhren besten Muthes ab. Die Entfernung zu Wasser war nicht mehr als drei Meilen, während sie zu Land fast fünf ist, und in einer halben Stunde liefen sie in die Bucht ein, an welcher die Besitzung lag.

„Das ist also das Land, Mrs. Campbell, welches Ihre zukünftige Residenz seyn wird;' sagte Capitän Sinclair, mit seiner Hand deutend. „Sie bemerken, wo der Bach in den See mündet, das ist Ihre östliche Gränze, das Land auf der andern Seite ist das Eigenthum des alten Jägers, von dem wir gesprochen haben. Sie sehen das kleine hölzerne Haus, nicht viel größer, als eine indianische Hütte und das Stück mit indianischem Korn, das da auf dem Grund hervortritt, der mit einem Gehege eingefaßt ist. Dieses Stück Land scheint für ihn von keinem Nutzen zu seyn, da er kein Rindvieh irgend einer Art hat, wenn es nicht in das Gebüsch getrieben worden ist; aber ich denke, unser Mann sagt, daß er die Jagd ausschließend liebe, und daß er ein indianisches Weib habe."

„Gut," sagte Emma Percival lachend, „auf eine weibliche Gesellschaft hatten wir ganz und gar nicht gerechnet. Wie heißt der Mann?'

„Mallachi Bone," erwiederte Capitän Sinclair. „Ich vermuthe, Sie erwarten, daß Mrs. Bone Sie zuerst besucht."

„Sie muß es auch thun, wenn sie die Gebräuche der Welt kennt," entgegnete Emma. „Doch wenn sie es nicht thut, dann werde ich, wie ich denke, die Ceremonieen bei Seite setzen und hingehen, sie zu besuchen.

Ich bin sehr neugierig darauf, mit einer indianischen Dame Bekanntschaft zu machen."

„Sie werden sehr erstaunt seyn, mich so sprechen zu hören, Miß Emma; aber ich versichere Sie, trotz dem, daß ich sie nie gesehen habe, daß sie dieselbe wohlgezogen finden werden. Alle indianischen Weiber, deren Charakter aus Einfachheit und Zurückhaltung zusammengesetzt ist, sind es. Halte das Boot mehr rechts, Selby, wir wollen hart an dem kleinen Hügel landen!"

Das Boot des Commandanten hatte sehr gut gefahren und war vor den andern Fahrzeugen eine lange Strecke voraus. Einige Minuten später waren sie Alle ausgeschifft und standen auf dem Hügel, ihr neues Eigenthum übersehend. Eine Abtheilung von ohngefähr dreißig Morgen, welche sich längs der Ufer des Sees hinzog, war eine natürliche Prairie, oder eine mit kurzem, schönem Grase bewachsene Wiese; das Land unmittelbar hinter der Wiese war auf dreihundert Ellen weit mit Buchholz bedeckt, und an dieses reihte sich eine dunkle und undurchdringliche Stirn von hohen Bäumen an, welche die Aussicht der Landschaft beschränkten. Das Gut des alten Jägers jenseits des Baches enthielt dieselbe Abtheilung von natürlicher Wiese, und war in gewisser Beziehung nur eine Fortsetzung des dem Herrn Campbell gehörigen Theils.

„Gut," sagte Martin Super, sobald er zu der Gesellschaft auf dem Hügel kam, denn die Fahrzeuge waren jetzt angekommen. „Gut, ich sehe, Herr Campbell, daß Sie im Begriff sind, dieses Grasstück zu betrachten; es wird nicht wenig Hiebe kosten, bis die Axt den Wald gelichtet hat, welcher dort hinten liegt. Der ist ein großes Gut für einen neuen Ansiedler."

„Ich meine so, Martin," erwiederte Herr Campbell.

„Gut, Sir, nun fangen Sie, sobald es Ihnen beliebt, zu arbeiten an, denn ein Tag ist ein Tag, und darf nicht verloren werden. Ich will mit fünf oder sechs Männern, welche mit der Axt umgehen können,

in den Wald gehen und das Fällen des Holzes beginnen, während Sie und der Capitän dort entscheiden, wohin das Haus kommen soll; die andern Soldaten können jetzt die Zelte für die Nacht aufschlagen, denn Sie dürfen nicht erwarten, vor dem nächsten Vollmond ein Haus über ihren Häuptern zu sehen."

In einer Viertelstunde war Alles in Bewegung. Heinrich und Alfred ergriffen ihre Axt, folgten Martin Super und halfen den Soldaten; die andern waren beschäftigt, die Ladung auszuschiffen und die Zelte auszuspannen, während Capitän Sinclair und Herr Campbell die Gegend untersuchten, um den Platz für das Haus auszuwählen. Mrs. Campbell blieb sitzend auf dem Hügel zurück und überwachte die Ausschiffung des Gepäcks, und Percival brachte ihr nach ihrer Anweisung die Gegenstände, welche zum unmittelbaren Gebrauche erforderlich waren. Mary und Emma Percival, von John begleitet, gingen, da sie jetzt zu nichts anderem bestimmt waren, gegen den Fluß und dem Walde zu.

„Ich wollte, ich hätte meine Schachtel bei mir;" sagte John, welcher das fließende Wasser gewahrte.

„Warum vermissest Du Deine Schachtel, John?" sagte Mary.

„Wegen meiner Angeln, die darin sind," entgegnete John.

„Warum? Siehst Du Fische in diesem kleinen Wasser?" sagte Emma.

„Ja," erwiederte John, indem er voran lief. Mary und Emma folgten ihm, und nun stand er still, eine ihm unbekannte Blume zu pflücken. Als sie John einholten stand er unbeweglich und deutete auf eine Figur auf der andern Seite des Wassers, welche fest und regungslos stand, wie er selbst. Die beiden Mädchen standen still und gewahrten einen Mann in Thierfelle gekleidet, der sich auf eine lange Flinte lehnte und seine Augen auf sie richtete. Sein Gesicht war braun und

wetterfarbig und so dunkel, daß es schwer war, zu sagen, ob er von indianischer Abstammung sey oder nicht.

„Das muß der Jäger seyn, Emma," sagte Mary Percival; „er ist nicht wie die Indianer gekleidet, welche wir in Quebec sahen."

„Er muß es seyn," entgegnete Emma, „wollen wir nicht mit ihm sprechen?"

„Wir wollen warten und zusehen," versetzte Mary.

Sie warteten eine Minute und noch länger, aber der Mann sprach nicht und veränderte auch seine Stellung nicht.

„Ich will mit ihm sprechen, Mary," sagte Emma endlich. „Mein guter Mann, nicht wahr, Sie sind Malachi Bone?"

„Das ist mein Name," entgegnete der Jäger mit dumpfer Stimme, „und woher sind Sie und was machen Sie hier? Ist es ein Spaß vom Fort, oder was ist es, was all' diese Störung verursacht?"

„Störung! Weil wir einen großen Lärm machen; nein, es ist nicht Spaß, wir kommen, um uns hier anzusiedeln und werden Ihre Nachbarn seyn."

„Hier ansiedeln, was meinen Sie denn, Sie junge Frauenzimmer? Hier ansiedeln! — Sie nicht, gewiß nicht."

„Ja, wir, gewiß. Kennen Sie nicht Martin Super, den Schlingensteller? Er ist mit uns, und befindet sich gegenwärtig im Walde beschäftigt, um Holz zu einem Hause zu fällen. Weißt Du, Mary," sagte Emma im stillen Tone zu der Schwester, „ich bin zuerst über diesen Mann erschrocken, und darum spreche ich so höflich mit ihm."

„Martin Super — Ja, ich kenne ihn," entgegnete der Jäger, der ohne weitere Umstände sein Gewehr aufnahm, sich umwendete und in der Richtung nach seinem eigenen Gute abging.

„Nun, Mary?" bemerkte Emma nach einer Pause von wenigen Secunden, während welcher sie die Rück-

kehr des Jägers erwarteten, „der alte Gentleman scheint nicht äußerst höflich zu seyn. Ich denke, wir gehen zurück und erzählen unser erstes Abenteuer.“

„Laß uns dahin gehen, wo Alfred und Martin Super arbeiten und ihnen das erzählen,“ entgegnete Mary.

Sie erreichten bald den Platz, wo die Männer mit dem Fällen der Bäume beschäftigt waren, und erzählten Alfred und Martin, was sich ereignet hatte.

„Er ist zornig, Miß,“ bemerkte Martin, „ich vermuthe sehr deßwegen, weil es ihm nicht angenehm ist, wenn er irgendwie zu sehr umgeben wird.

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, Miß, daß er nicht liebt, Gesellschaft so nahe bei sich zu haben, er änderte und baute an diesem Wigwam *) früher viel.“

„Aber warum sollte er nicht Gesellschaft lieben? Ich sollte glauben, daß ihm diese angenehm sey,“ versetzte Mary Percival.

„Sie mögen so denken, Miß, aber Malachi Bone denkt anders, und das ist wirklich sehr natürlich; ein Mann, der sein ganzes Leben in den Wäldern allein gelebt hat, dessen Augen nie ruhen, dessen Ohren immer wachen, der auf jeden Laut horcht, wenn ein Zweig bricht, oder ein Laut fällt, der den Finger an dem Drücker und ein Auge halb offen schläft, der ist nicht gewöhnt an Gesellschaft und kann sie nicht gewöhnen. Ich erinnere mich der Zeit, wo ich dieses auch nicht konnte. Ei nun, Miß, wenn ein Mann vielleicht Monate lang kein Wort gesprochen hat, so ermüdet das Sprechen, und wenn er Monate lang kein Wort sprechen hörte, ist Flüstern für ihn ein Unglück. Alles ist Gewohnheit, Miß, und Malachi liebt, wie ich vermuthe, dieses nicht, und so ist er widerwärtig und

---

*) Amerikanische Hütte.

ärgerlich. Wenn die Arbeit vorbei ist, will ich ihn aufsuchen."

„Aber er hat sein Weib, Martin, nicht wahr?"

„Ja, aber es ist ein indianisches Weib, Herr Alfred, und indianische Weiber sprechen nicht, wenn sie nicht angesprochen werden."

„Welch' eine Empfehlung," sagte Alfred lachend, „ich denke wirklich, ich soll mich nach einem indianischen Weib umsehen, Emma."

„Ich denke, Du thätest am besten," entgegnete Emma. „Du willst gewiß ein ruhiges Haus; wenn Du darauf aus, und wenn Du zu Hause bist, dann willst Du nur Dein eigenes Gespräch hören, das ist, was Du allein liebst. Komm, Mary, laß uns gehen, damit er von seiner Frau träumen kann."

Die von dem Kommandanten des Forts auserwählte Mannschaft war in der Handhabung der Axt wohl geübt; ehe es dunkel wurde, war mancher Baum gefällt und fertig gemacht. Die Zelte waren alle aufgeschlagen, das für die Familie Campbell auf dem Hügel, von welchem wir gesprochen haben, das des Capitäns Sinclair und der Soldaten in einer Entfernung von hundert Schritten. Die Feuer brannten und da das Mittagessen kalt gewesen war, wurde ein warmes Abendessen durch Martin und Mrs. Campbell mit Hülfe der Mädchen und der Knaben bereitet. Nach dem Abendessen zogen sich Alle in ihr neues Bett zurück; Capitän Sinclair hatte einen Mann als Schildwache aufgestellt und die Hunde wurden an verschiedenen Orten vertheilt, damit sie Laut geben konnten, wenn irgend eine Gefahr nahte, was aber nicht anzunehmen war, weil die Indianer seit geraumer Zeit in der Nachbarschaft des Forts Frontignac sehr ruhig waren.

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen, als sie, nachdem Herr Campbell die Gebete gesprochen hatte, beim Frühstück versammelt waren, sagte Mary Percival:

„Hörtet Ihr den seltsamen und lauten Lärm in der vergangenen Nacht? Ich wurde durch denselben sehr erschreckt, aber da niemand ein Wort sagte, hielt ich meine Zunge."

„Niemand ein Wort sagte, weil, wie ich vermuthe, Alles fest schlief," sagte Alfred, „ich habe nichts gehört."

„Es war gleich dem Tone von Erdkreiseln in einer Entfernung, mit Zischen und Flüstern verbunden," fuhr Mary fort.

„Ich glaube, ich kann Ihnen das erklären. Es war also während der Nacht, Miß Percival?" sagte Capitän Sinclair. „Das ist ein Lärm, den Sie während der Sommermonate jede Nacht erwarten müssen, an den sie sich aber bald gewöhnt haben werden."

„Wie so? Was war es?"

„Frösche, sonst nichts. Ausgenommen das Zischen und das Flüstern, welches von den Eidechsen herkommen mag; diese werden Ihnen jede Nacht eine Serenade bringen, und ich hoffe nur, daß Sie nicht durch irgend ein gefährlicheres Ding gestört werden."

„Ist es möglich, daß solch kleine Geschöpfe einen solchen Lärmen machen können?"

„Ja, wenn Tausende, ich möchte sagen Millionen zu einem Concerte vereinigt sind."

„Ich danke Ihnen für diese Erklärung, Capitän Sinclair; sie hat meinen Geist etwas erleichtert."

Nach dem Frühstücke setzte Martin (wir werden ihn in Zukunft mit diesem Taufnamen nennen) Herrn Campbell in Kenntniß, daß er bei Malachi Bone, dem Jäger, gewesen sey und daß dieser großes Mißvergnü-

gen über ihre Ankunft ausgesprochen und erklärt habe, den Platz verlassen zu wollen, wenn Sie blieben."

„Zuverläßig erwartet er fest, daß wir den Platz ihm zu Gefallen verlassen."

„Nein," erwiederte Martin, „doch wenn er in üble Laune gebracht wird, was Malachi noch nicht ist, so möchte er es für sie wahrhaft unangenehm machen, hier zu bleiben, denn er würde die Indianer in ihre Nähe bringen."

„Er wird doch das nicht thun," sagte Mrs. Campbell.

„Nein, ich glaube nicht, daß er es thun wird," entgegnete Martin, „weil Sie sehen, daß es gerade so leicht für ihn ist, weiter hinauf zu gehen."

„Aber wie sollten wir ihn von seinem Eigenthum wegtreiben, wenn wir nichts thun, als auf dem unsrigen bleiben," bemerkte Mrs. Campbell.

„Er sagt, er wolle sich nicht drängen lassen; Ma'am, er kann es nicht ertragen, gedrängt zu werden."

„Wie so? Es ist doch ein Fluß zwischen uns?"

„Das wohl, Ma'am, aber er fühlt es doch immer. Ich sagte zu ihm, daß wenn er gehen wollte, so dürfte ich sagen, daß Herr Campbell sein Grundeigenthum kaufen wollte, und er schien ganz bereit, dasselbe zu verkaufen."

„Das würde eine große Zugabe zu Ihrem Eigenthum seyn, Herr Campbell," bemerkte Capitän Sinclair. „In diesem Falle würden Sie die ganze Prairie und das Recht auf beiden Seiten des Flusses haben, und, wie es den Anschein hat, sind die Felder besser."

„Gut," erwiederte Herr Campbell, „ich nehme an, daß wir hier bleiben, oder daß auf alle Fälle dasjenige, welches mich überleben wird, die Gegend ganz haben will, ich werde daher sehr erfreut seyn, wenn ich irgend eine Uebereinkunft mit Bone treffen und sein Eigenthum erkaufen kann."

„Ich will noch mehr mit ihm sprechen, Sir," sagte Martin.

Der zweite Tag war vergangen wie der erste, indem man Vorbereitungen zur Erbauung des Hauses traf, welches, da man nun eine so unerwartete Hülfe bekommen hatte, nach der Anweisung des Capitäns Sinclair gegen den ursprünglichen Plan bedeutend vergrößert wurde. Als Herr Campbell die Soldaten bezahlte, welche gegen eine gewisse Summe täglich zur Arbeit verwendet worden, hatte er bloß den Scrupel, sie länger zu gebrauchen. Zwei von ihnen waren gute Zimmerleute, und eine Säggrube war angelegt worden, damit man die Thüren und die Läden der Fenster herrichten konnte, welche Herr Campbell vorsichtiger Weise mitgebracht hatte. Am dritten Tage kam ein Boot von dem Fort, brachte die Ration der Mannschaft und zwei schöne Bücher als Geschenk des Kommandanten. Capitän Sinclair fuhr mit dem Boote zurück, um einige Artikel, deren er bedurfte, sich zu verschaffen, und kam am Abende wieder. Das Wetter war fortwährend schön und im Laufe der Woche war ein großer Theil des Holzes gefällt und zugehauen worden. Während dieser Zeit hatte Martin verschiedene Zusammenkünfte mit dem alten Jäger und es war festgesetzt, daß derselbe sein Eigenthum an Herrn Campbell verkaufen solle. Geld schien ihm zu mangeln, indessen war es ihm unnütz; Schießpulver, Blei, Flinten, Leinwand und Tabak waren die hauptsächlichsten Artikel, welche im Tauschhandel erfordert wurden. Die Bezahlung wurde aber nicht pünktlich festgesetzt. Eine intime Freundschaft wurde zwischen dem alten Jäger und John geschlossen; wie dieses zugieng, war schwer zu ermitteln, indem beide sehr wortkarg waren, das aber war gewiß, daß John so oft als möglich an den Strom ging und selten zur Mahlzeit zu Hause war. Martin ermittelte, daß er in der Hütte des alten Jä-

gers war und sagte, daß man sich deßhalb nicht zu sorgen brauche, und so war Mrs. Campbell zufrieden gestellt.

„Aber was thut er denn dort, Martin?" sagte Mrs. Campbell, als sie nach dem Abendessen mit ihm allein war.

„Weiter nichts, als daß er das Weib anblickt, oder Malachi, wenn er sein Gewehr putzt, oder sonst irgend ein Ding, was ihm nur gerade in die Augen fällt. Er spricht nie, und macht es wie der alte Malachi."

„Er brachte diesen Nachmittag einen ganzen Bündel Forellen mit," bemerkte Mary, „er ist also nicht müßig."

„Nein, Miß, er ist schon mit Tagesanbruch beim Fischen und gibt die eine Hälfte Ihnen, und die andere Hälfte dem alten Bone. Er will eine Lärmrakete dieser Tage machen, wie der alte Malachi sagt; er kann jetzt schon die Kugel aus dem Lauf des alten Mannes ganz gut herausziehen, das kann ich sie versichern."

„Wie verstehen Sie das, Martin?" fragte Mrs. Campbell.

„Ich meine, daß er schon sehr gut feuern kann, Ma'am; gegenwärtig ist aber eine schwere Flinte für ihn nicht tauglich, eine kleinere würde besser für ihn seyn."

„Aber ist er nicht zu jung, um ihm ein Gewehr anzuvertrauen, Onkel?" sagte Mary.

„Nein, Miß," unterbrach Martin, „man kann hier nicht zu jung seyn; je bälder ein Knabe brauchbar ist, desto besser ist es, und ein Knabe mit einem Gewehr wird immer brauchbar als Mann, und die Flinten treffen immer gut, wenn gut gezielt ist. Herr Percival muß seine Flinte so bald haben, so bald ich Zeit habe, ihm Unterricht zu ertheilen."

„Ich wünschte, Sie hätten nun Zeit, Martin," rief Percival.

„Sie vergessen Tante, daß Sie versprochen haben, das Laden und Abfeuern eines Gewehres zu lernen.“

„Nein, ich habe es nicht vergessen, und ich beabsichtige auch, mein Wort zu halten, sobald es Zeit seyn wird; aber John ist noch gar zu jung.“

„Nun, Mary, ich glaube, wir müssen uns auch noch einschreiben lassen,“ sagte Emma.

„Ja, wir werden es bei der weiblichen Flintenbrigade,“ entgegnete Mary lachend.

„Ich liebe in der That diesen Gedanken sehr,“ fuhr Emma fort; „ich werde damit keine Ungereimtheiten anstellen, aber merke Dir's, Alfred, wenn Du mein Mißfallen erregst, so werde ich meine Flinte ergreifen.“

„Ich vermuthe, Du wirst mit Deinen Augen mehr ausrichten wollen, Emma,“ entgegnete Alfred lachend.

„Doch nicht einer Bergkatze gegenüber, wie Martin es nennt? Bitte, was ist eine Bergkatze?“

„Ein Maler, Miß.“

„O, nun kenne ich's, eine Bergkatze ist ein Maler, und ein Maler ist ein Leopard oder ein Panther — so wahr ich lebe, Onkel, hier kommt der alte Jäger, und John, der ihm auf den Fersen nachtrabt. Ich denke, er will zuletzt gar hieher kommen. Der Besuch gilt mir, davon bin ich überzeugt, weil er zuerst mit mir in Berührung gerieth, und über mich erstaunte.“

„Das möchte wohl der Fall seyn,“ bemerkte Capitän Sinclair, „er hat nicht oft Gelegenheit, solche Gegenstände in den Wäldern zu sehen, wie Sie und Ihre Schwester.“

„Nein,“ entgegnete Emma, „ein englisches Weib muß wahrhaft eine Seltenheit seyn.“

Als sie dieß sagte, kam Malachi Bone herein, setzte sich, ohne zu sprechen, und nahm seine Flinte zwischen die Knie.

„Ihr Diener, Sir," sagte Herr Campbell, „ich hoffe, Sie befinden sich wohl.

„Was, um des Himmels willen, machen Sie, hieher zu kommen?" sagte Bone, indem er rund umherblickte. „Sie taugen nicht in die Wildniß! Der Winter wird bald kommen, und dann gehen Sie zurück. Ich weiß dieses voraus."

„Nein, das werden wir nicht," entgegnete Alfred, „denn wir haben nichts, um zurückzugehen, weil die Leute, von welchen wir kommen, uns drängten, so daß wir hieher kamen, um mehr Platz zu finden."

„Ich glaube, daß Sie mich drängen wollen," entgegnete der Jäger; „so will ich weiter gehen."

„Gut, Malachi, der Gentleman hier will Ihnen Ihr Eigenthum bezahlen."

„Ich sagte es Ihnen schon," bemerkte Martin.

„Ja, aber ich habe ihn oder seine Güter noch nicht gesehen."

„Seine Güter, ich glaube, Sie meinen, wir seyen sie," sagte Emma.

„Nein, Mädchen, Sie meinte ich nicht, ich meinte Schießpulver und dergleichen."

„Ich glaube, Emma, Du bist im letzten Worte mitbegriffen," sagte Alfred.

„Da wäre ich denn mehr, als Du bist, denn Deiner wäre gar keine Erwähnung geschehen," versetzte Emma.

„Martin Super, Sie wissen, ich spezificirte mit Blei auf Papier," sagte Malachi Bone.

„Sie thaten es und Sie sollen es haben," sagte Herr Campbell. „Sagen Sie nun, was Ihre Bedingung ist, und ich will mit Ihnen abschließen."

„Gut, ich will das Martin und Ihnen genauer sagen. Ich werde es morgen erklären."

„Morgen, und wohin werden Sie gehen?"

Malachi Bone deutete westwärts.

„Sie sollen meine Flinte nicht hören," sagte der

alte Jäger nach einer Pause; „aber ich glaube, Sie werden nicht hier bleiben. Sie wissen nicht, was das Leben hier ist. Dieses Leben paßt für Sie nicht. Nicht für eines von Ihnen, diesen Knaben ausgenommen," fuhr Malachi fort, indem er seine Hand auf Johns Kopf legte, „der ist für die Wälder geschaffen, lassen Sie ihn mit mir gehen. Ich will einen Jäger aus ihm machen, nicht wahr Martin?"

„Daß Sie es thun werden, ist gewiß, wenn er bei Ihnen aushalten kann."

„Wir können ihn nicht entbehren," entgegnete Herr Campbell. „Aber er soll Sie besuchen, wenn Sie es wünschen."

„Gut, das ist ein Versprechen, und ich will nun nicht so weit gehen, wie ich es früher im Sinne hatte. Er hat ein gutes Auge, ich werde um ihn nachsuchen."

Der alte Mann brach dann auf und ging fort. John folgte ihm, ohne mit irgend jemand ein Wort gesprochen zu haben.

„Mein theurer Campbell," sagte seine Gattin, „was hast Du mit John im Sinne? Du wirst doch nicht wollen, daß der Jäger ihn mit sich nehmen soll."

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Herr Campbell. „Aber ich sehe keinen Grund, warum er nicht gelegenheitlich bei ihm seyn sollte."

„Es wird für ihn in der That sehr gut seyn, wenn er bei ihm seyn wird," sagte Martin, „wenn ich rathen soll, lassen Sie den Knaben gehen und kommen, der alte Mann hat ihn lieb gewonnen, und will ihn sein Jagdhandwerk lehren. Das ist geeignet, Malachi Bone zum Freunde sich zu machen."

„Was kann uns dieß nützen?" fragte Heinrich.

„Ein Freund in der Noth ist ein Freund in der That, und ein Freund in der Wildniß ist nicht wegzuwerfen. Der alte Malachi wird uns beistehen, wenn eine Gefahr uns begegnet, wir werden ihn als solchen

kennen lernen, der Knabe wird die Ursache davon seyn, und er wird uns helfen, wenn Noth vorhanden ist."

„In Martin Supers Bemerkungen liegt ein tiefer Sinn, Herr Campbell," bemerkte Capitän Sinclair. „Sie werden dann Malachi Bone als Vorhut haben und das Fort als Rückhalt, wenn es nöthig ist."

„Und vielleicht die nützlichste Erziehung, welche der Junge erhalten kann, um ihn auf sein künftiges Leben vorzubereiten, wird er von dem alten Jäger erhalten."

Wenn er immer ihn so freundlich behandelt, dieses ist jedenfalls die unerläßliche Bedingung," bemerkte Heinrich.

„Lassen Sie ihn gehen, Sir; lassen Sie ihn gehen."

„Ich will noch keine bestimmte Antwort geben, Martin," entgegnete Herr Campbell. „Jedenfalls will ich ihm erlauben, ihn zu besuchen; dagegen kann kein Einwurf stattfinden; aber es ist Zeit, schlafen zu gehen."

Eilftes Kapitel.

Wir müssen einen Zeitraum von sechs Wochen überspringen, während welcher die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt, das Haus von Holz aufgerichtet, vollständig zurecht gemacht und wohl verkleidet wurde. Die Fenster und Thüren wurden angebracht und das Dach auf den starken Balken von Birkenholz gehörig befestigt. Das Haus bestand aus einem großen Zimmer, als Speisezimmer, und einer Küche nebst einem Vorplatze von wohlgeschlagenem Lehm; aus einem kleinen Zimmer, als einem Unterhaltungszimmer, und drei Schlafzimmern, welche alle Fußböden hatten, eines von den größten derselben war ringsum längs

der Wände mit Stauhölzern in derselben Weise versehen, wie es auf Packetbooten gefunden wird. Dieses Zimmer war für die vier Söhne und hatte zwei Reservebettstellen. Die andern für die zwei Mädchen und für Herrn und Mrs. Campbell bestimmt, waren viel schmäler. Bevor das Haus halb gebaut war, wurde ein großes Nebengebäude angefügt, welches dazu diente, all die Geräthschaften und sonstigen Gegenstände, welche Herr. Campbell mitgebracht hatte, aufzunehmen, und ein Kornhaus wurde über dem Magazinszimmer angebracht. Das Innere des Hauses war noch nicht ganz bequem gemacht, als die Geräthschaften hineingebracht wurden und die Familie darin schlief; aber so rauh es noch war, so war es doch den Zelten vorzuziehen, in welchen sie von den Musquitos aufs Aeußerste geplagt wurden. Die Geräthschaften waren nun vor dem Wetter gesichert, und sie hatten ein Dach über sich, was der Hauptzweck war, der erreicht werden sollte. Die Zimmerleute waren noch immer emsig bemüht, das Innere des Hauses zu vollenden, und der übrige Theil der Mannschaft war damit beschäftigt, Riegel zu fertigen, für ein Gehege, und dünnere Balken zu dem Zwecke auszusuchen, die Gebäude mit hohen Palisaden ringsum zu versehen. Martin war nicht träge gewesen. Die Hauptseite des Hauses war gerade gegen den Buschwald gerichtet, der sich an die Prairie anreihte und Martin hätte denselben sehr gelichtet und so Holz in Menge für den Winter gesammelt. Es wurde dafür gesorgt, daß die vier Kühe, welche von dem Fort hergetrieben worden waren, während des Winters in dem kleinen Gebäude auf der andern Seite des Flusses untergebracht werden sollten, welches Malachi Bone zugehörte, mit einer hohen Holzeinfassung umgeben, und groß genug war, sie zu fassen. Der Commandant hatte wahrhaft gefällig die besten Milchkühe ausgesucht, und Mary und Emma Percival hatten bereits ihre Pflicht an denselben ver-

sucht. Die Milch wurde in das Lagerhaus gebracht, bis ein Milchhaus gebaut werden konnte. Eine sehr nette Brücke war über den Fluß geworfen worden und jeden Morgen gingen die zwei Mädchen, gewöhnlich von Heinrich, Alfred oder Capitän Sinclair begleitet, hinüber und bekamen bald in ihrem neuen Berufe als Milchmägde Erfahrung. Alles bekam einen verheißungsvollen Anschein. Heinrich und Herr Campbell hatten, während Martin und Alfred den Buschwald lichteten, gegraben und der Garten war bereits mit den wenigen Artikeln bestellt, welche man in dieser Jahreszeit bekommen konnte. Der Commandant hatte einige Ferkel für die Ansiedler bereit, so wie dieselben in Empfang genommen werden konnten, und war mehr als einmal in dem Boote herüber gekommen, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen und ihnen Rathschläge zu ertheilen, welche sie dankbar annahmen.

Wir dürfen indessen Malachi Bone nicht vergessen. Am Tage, nachdem Bone zu Herrn Campbell gekommen war, bemerkte ihn Emma, wie er mit seiner Flinte in den Wald ging und ihm ihr Vetter John folgte, und da sie begierig war, das Weib des Indianers zu sehen, so überredete sie Alfred und Capitän Sinclair, sie und Mary auf die andere Seite des Stromes zu begleiten. Die Hauptsache war zu wissen, wo der Uebergang sich befand, aber da John ihn nach ihrer Meinung gefunden hatte, so war anzunehmen, daß hier ein Durchgang sey, und sie machten sich daher auf, ihn zu suchen. Sie fanden, daß eine halbe Meile stromaufwärts, wo der Fluß durch den Wald floß, ein großer Baum hinübergeworfen worden war, und mit Hülfe der jungen Männer kamen Mary und Emma ohne große Schwierigkeiten über denselben. Sie gingen dann auf der andern Seite stromabwärts und näherten sich der Hütte des alten Malachi. Als sie vorwärts gingen, konnten sie nicht wahrnehmen, daß sich

irgend etwas rege, doch zuletzt begann ein Hund von indianischer Zucht zu bellen; noch kam Niemand heraus und sie gelangten an die Thüre der Hütte, an welcher der Hund stand; jetzt sahen sie das indianische Mädchen, welches sie suchten, auf dem Hausplatze sitzend. Sie war sehr emsig beschäftigt, ein Paar Moccassins von Hirschleder zu fertigen. Sie schien erschrocken, als sie zuerst Alfred sah; als sie aber bemerkte, daß die jungen Frauenzimmer mit ihm kamen, kehrte ihr Selbstvertrauen bald zurück, sie erhob ihren Kopf ein wenig und setzte dann ihre Arbeit fort.

„Wie jung sie ist!“ sagte Emma, „sie kann nicht älter als achtzehn Jahre seyn.“

„Ich zweifle, daß sie so alt ist,“ entgegnete Capitän Sinclair.

„Sie hat einen sehr bescheidenen, durchaus nicht affectirten Blick, nicht wahr Alfred?“ sagte Mary.

„Ja, ich denke, sie ist zuweilen sehr eigensinnig.“

„Sie ist jedenfalls ein zu junges Weib für den alten Jäger,“ bemerkte Alfred.

„Das ist nichts Ungewöhnliches bei den Indianern,“ erwiderte Capitän Sinclair, „ein sehr alter Häuptling hat oft drei oder vier junge Weiber; diese werden aber mehr als Mägde betrachtet, denn als sonst etwas.“

„Aber sie muß uns für sehr roh halten, daß wir hier stehen und in dieser Weise sprechen. Ich glaube aber, daß sie nicht englisch sprechen kann.“

„Ich will mit ihr in ihrer eigenen Sprache sprechen, wenn sie eine Chippeway oder eine von den Stämmen dieser Gegend ist; denn alle haben denselben Dialect,“ sagte Capitän Sinclair.

Capitän Sinclair redete sie nun in der indianischen Sprache an, und das indianische Mädchen antwortete mit einer wahrhaft zarten Stimme, daß ihr Mann ausgegangen sey, um einiges Wildpret nach Hause zu holen.

„Sagen Sie ihr, wir seyen gekommen, um hier zu leben, und wir wollten ihr etwas geben, was ihr fehle.“

Capitän Sinclair redete sie wieder an und empfing ihre Antwort:

„Sie sagt, daß Sie schöne Blumen seyen, aber nicht die wilden Blumen aus der Gegend, und daß der kalte Winter Sie tödten werde.“

„Sagen Sie ihr, daß sie uns im nächsten Sommer noch lebend finden werde,“ sagte Emma, „und geben Sie ihr, Capitän Sinclair, diese Broche, und sagen Sie ihr, sie sey von mir.“

Capitän Sinclair sagte dieses und übergab die Broche dem indianischen Mädchen, welches, indem es aufsah und auf Emma lächelte, sagte: „daß sie nie die schöne Lilie vergessen wolle, welche so freundlich gegen die kleine Erdbeerpflanze gewesen sey.“

„Ihre Sprache ist in der That poetisch und schön,“ bemerkte Mary. „Ich habe ihr nichts zu geben — O, ja, ich habe etwas, hier ist mein elfenbeinernes Nadelbüchschen mit vielen Nadeln darin. Sagen Sie ihr, es werde ihr von Nutzen seyn, wenn sie ihre Moccassins mache; öffnen Sie es und zeigen Sie ihr, was darin ist.“

„Sie sagt, daß sie dadurch in den Stand gesetzt sey, schneller und besser zu arbeiten, und sie wünscht Ihren Fuß zu sehen, damit sie dankbar seyn könne. So zeigen Sie ihr Ihren Fuß, Miß Percival.“

Mary that so, das indianische Mädchen betrachtete ihn prüfend, lächelte und schüttelte ihren Kopf.

„O, Capitän Sinclair, sagen Sie ihr, daß der kleine Knabe, welcher mit ihrem Manne gegangen, unser Vetter ist.“

Capitän Sinclair hinterbrachte die Antwort, welche also lautete: „Er wird ein großer Jäger werden und, bei meiner Seele, viel Wild nach Hause bringen.“

„Wollen Sie ihr nun sagen, daß wir immer uns

freuen werden, sie zu sehen, und daß wir jetzt nach Hause gehen wollen. Auch fragen Sie nach ihrem Namen und sagen Sie ihr den unsern."

Als Capitän Sinclair dolmetschte, sprach das indianische Mädchen nach ihm die Namen Mary und Emma sehr deutlich aus.

„Sie hat Ihre Namen, wie Sie hören, ausgesprochen, ihr Name lautet übersetzt: Erdbeerpflanze."

Sie nickten hierauf der jungen Indianerin ein Lebewohl zu und kehrten nach Hause. Am zweiten Abend nach diesem Besuche, als sie beim Abendessen waren, kam die Sprache auf den Jäger und sein junges indianisches Weib, und plötzlich brach John, der wie gewöhnlich schweigend gewesen war, in die Worte aus:

„Morgen gehen sie fort."

„Sie gehen morgen fort, John; wohin gehen sie?" sagte Herr Campbell.

„In die Wälder," entgegnete John.

John hatte richtig gesprochen. Am nächsten Morgen, in der Frühe, wurde Malachi Bone, sein Gewehr über die Schulter, eine Axt in der Hand, gesehen, wie er durch die Prairie des Herrn Campbell, gefolgt von seinem Weibe, ging, welch' letzteres unter der Bürde sich krümmte, die aus allem Eigenthume des alten Jägers bestand. Er hatte die Nacht zuvor mit Martin gesprochen und ihm gesagt, daß er in wenigen Tagen wiederkommen werde, um den Kauf über seine Besitzung an Land mit Herrn Campbell abzuschließen. Dies war gerade gewesen, ehe sie sich zum Frühstück gesetzt hatten, und sie bemerkten dann, daß John fehle.

„Er war gerade zuvor auf den Wiesen," sagte Mrs. Campbell, „er muß mit dem alten Jäger weggeschlichen seyn."

„Das unterliegt gar keinem Zweifel, Ma'am," sagte Martin. „Er will mit ihm gehen und sehen, wo dieser nun seinen Wigwam aufschlägt, und er wird

eher nicht zurückkehren; sie brauchen daher nicht nach ihm auszuschicken, und wir wüßten überdies nicht, auf welchem Wege wir fortschicken sollten.“

Martin hatte recht, zwei Tage später kam John wieder zum Vorschein und blieb die ganze Woche ruhig zu Hause. Er fing Fische in dem Strom, oder übte sich mit einem Bogen und mehreren Pfeilen, welche er von Malachi Bone erhalten hatte, und der Knabe schien schweigsamer zu seyn und mehr Lust zu haben als je, die Einsamkeit aufzusuchen. Indessen war er immer noch gehorsam und gefällig gegen seine Mutter und Cousinen, und war in Percivals Gesellschaft, wenn dieser Forellen im Strome fing.

Es war während der Abwesenheit des alten Jägers, daß die Holzhütte desselben in Besitz genommen wurde, und daß die Kühe von der Wiese dahin gebracht wurden.

Als das Werk mehr vorwärts schritt, zog Martin jeden Tag, begleitet von Alfred oder Heinrich, auf die Jagd aus. Herr Campbell hatte einen großen Vorrath von Munition sowohl, als von Flinten, in Quebec sich angeschafft. Diese waren ausgepackt worden, und die jungen Männer bekamen täglich mehr Uebung. Für jetzt hatten die Ueberbleibsel von Wild aus dem Fort und gelegentlich erhaltenes frisches Rindfleisch die Nothwendigkeit nicht herbeigeführt, daß Herr Campbell zu seinen Tonnen gesalzten Schweinefleisches seine Zuflucht nehmen mußte; aber jetzt war es nöthig, daß so oft als möglich eine Ergänzung herbeigeschafft werde, und daher traf der Hausherr seine Anordnungen. Martin hatte einen sichern Schuß auf eine große Entfernung, und er kehrte selten ohne einen Hirsch zurück, den er auf seinen Schultern trug. Der Garten war geleert, und der Ferkelstall war beendigt, aber nun war der schwierigste Theil der Arbeit zu beginnen, und dieß war das Fällen der Bäume und das Ausrotten des Landes, um Korn zu

säen. Hierin konnte keine Unterstützung von der Garnison erwartet werden, obgleich von der Menschenfreundlichkeit des Commandanten schon mehr geschehen war, als man hättte erwarten können. Es war in den letzten Tagen des Augusts und die von der Garnison hergegebenen Soldaten erwarteten zurückberufen zu werden; die Häuser waren vollendet, die Palisaden waren rund um das Haus und das Hintergebäude gepflanzt, und die Soldaten wurden in das Fort zurück beordert. Capitän Sinclair erhielt von dem Commandanten einen besondern Wink, daß er die möglichst schickliche Eile anwenden solle, und seine Abwesenheit wurde auf wenige Tage mehr, welche, wie er vertraute, genügend seyn würden, erstreckt. Capitän Sinclair, welcher geneigt war, länger in der Gesellschaft, die ihm so werth war, zu bleiben, und nun beinahe ein Glied der Familie geworden war, fand, daß er keine Entschuldigung mehr machen könne. Er rapportirte, daß er bald, am 1. September, zurückkommen würde, und am Morgen dieses Tages kamen die Schiffe, um die Soldaten wegzuführen, und brachten die Ferkel und das Geflügel, welches versprochen worden. Herr Campbell brachte seine Rechnung mit Capitän Sinclair in Ordnung und stellte einen Wechsel auf einen Banquier in Quebec aus, um die Soldaten, die Kühe und die Ferkel zu bezahlen. Der Capitän schied dann von seinen Freunden unter gegenseitigem Bedauern und unter vielfachen herzlichen Lebewohls, wurde von der ganzen Familie bis an das Ufer begleitet, schiffte sich mit allen seinen Soldaten ein und fuhr nach dem Fort ab.

Zwölftes Kapitel.

Die Campbells blieben geraume Zeit an dem Ufer und sahen den dahinfahrenden Booten nach, bis sie sich

um die Spitze wendeten und nicht mehr gesehen werden konnten; dann gingen sie nach Hause. Aber wenige Worte wurden gewechselt, als sie zurückkehrten, denn eine Aufregung fehlte ihnen in der Einsamkeit, die sie bisher mit so manchem ihrer Landsleute getheilt hatten. Nicht, daß diese, mit Ausnahme des Capitäns Sinclair, ihre Gesellschafter gewesen wären, aber sie waren gewohnt, die Soldaten bei ihrer Arbeit zu sehen, und nun schien bei ihrer Abreise der Platz entvölkert. Martin und John waren beide abwesend, der letztere war zwei Tage weggewesen, und Martin, der noch nicht Zeit gefunden hatte, sich über die Ansiedlung des alten Malachi Bone Gewißheit zu verschaffen, war ausgezogen, sie ausfindig zu machen, und ihm Herrn Campbells Bemerkungen zu hinterbringen, daß die Besuche Johns häufiger und länger seyen, als Herr Campbell wünsche.

Als sie nach Hause kehrten, setzten sich Alle nieder, und dann begann Herr Campbell zuerst zu sprechen:

„Nun, mein theures Weib, sind wir allein hier, uns selbst überlassen, auf unsere eigenen Hülfsmittel beschränkt. Ich bin über unser Wohlergehn nicht im Zweifel, wenn wir uns selbst anstrengen, wie es unsere Pflicht ist, es zu thun. Ich fürchte, daß wir Ungemach zu bekämpfen, Schwierigkeiten zu besiegen und gelegenheitlich Unannehmlichkeiten zu begegnen haben werden. Aber wir wollen uns daran erinnern, wie liebreich wir bisher, Dank der Vorsehung, unterstützt und ermuthigt worden sind, wie viel Hülfe wir empfangen haben, und wie viele Gefälligkeiten uns zu Theil geworden sind. Gewiß müssen wir uns dem Himmel sehr dankbar fühlen, für all' die Wohlthaten, die er uns bisher erzeigt hat, und wir müssen einen festen und zuversichtlichen Glauben auf Den setzen, der bisher so liebreich über uns gewacht hat. Laßt uns daher weder Reue noch Verzweiflung fühlen, sondern mit Dank erfülltem Herzen und liebevoll unsere Pflicht in

diesem Abschnitte unseres Lebens erfüllen, in welchen uns zu versetzen Ihm gefallen hat."

„Ich stimme mit Dir überein, mein lieber Mann," entgegnete Mrs. Campbell, „und ich kann mit Aufrichtigkeit sagen, daß ich nicht darüber betrübt bin, daß wir uns unseren eigenen Anstrengungen überlassen sind, und daß wir eine Unannehmlichkeit zu bestehen haben, indem wir ohne die Hülfe Anderer arbeiten. Bis jetzt war unser Versuch gering, allein ich kann mir vorstellen, was aus unsern Versuchen werden wird. Kommt der Mai, denn früher können wir uns keinen rechten Begriff machen, kommt er aber, so hoffe ich, daß wir finden, wie dankbar wir für so Vieles seyn müssen, und unser durch viele Erfahrungen geläuterter Glaube mag nebst einer ehrerbietigen Unterwerfung unter das, was dem Allmächtigen gefällt, beweisen, ob wir Züchtigung verdienen oder nicht."

„Recht, meine Theure," entgegnete Herr Campbell. „Wir wollen auf das Beste hoffen; wir sind hier in der Wildniß ebenso gut unter seinem Schutze, als wir es in Wexton-Park waren; wir sind gerade so allen üblen Gelüsten des Fleisches ausgesetzt, wie wenn wir in Reichthum und Ueppigkeit lebten, wenn wir jetzt in diesem Holzhause sind; aber wir sind, ich danke Gott, in unserer gegenwärtigen Lage dem Vergessen dessen nicht so ausgesetzt, der so liebevoll für uns sorgt und in seiner Weisheit alle unsere Wege ordnet. Sehr wahr hat der Dichter gesagt:

„„Süß sind des Ungemaches Folgen.""

„Wohl," bemerkte Emma nach einer Pause, als wenn sie der Unterhaltung eine mehr muntere Wendung geben wollte. „Ich bin begierig, was meine Versuche seyn werden. Bedenkt einmal, die Kuh will hinausschlagen, oder die Butter will nicht fertig werden."

„Oder, wenn Du aufgesprungene Finger im Winter bekömmst, oder Frostbeulen an den Füßen," fuhr Mary fort.

„Das wird schlimm seyn, denn Capitän Sinclair sagte, daß, wenn wir nicht vorsichtig seyen, wir die Nasenspitze erfrieren und verlieren würden.“

„Das würde hart für Dich seyn, Emma, denn Du schonst sie nicht,“ sagte Alfred.

„Du gehst mir immer mit gutem Beispiele voran, Alfred.“

„Wir müssen auf die Nase des Andern sehen, sagt man, um sagen zu können, unsere eigene sey in Gefahr, und wenn wir einen weißen Fleck auf eines andern Nase sehen, so müssen wir ein Bischen Schnee nehmen und sie damit einreiben; eine kleine, zarte Aufmerksamkeit, welche diesem Klima eigenthümlich ist.“

„Ich kann nicht sagen, daß ich nicht wisse, was meine Versuche werden sollen,“ sagte Alfred, „das heißt, gewisse Versuche, und das kann Heinrich eben so wenig; wenn ich auf die enormen Stämme dieser Bäume sehe, die wir mit unsern Aexten umgehauen haben, so fühle ich, daß es ein harter Versuch ist, bevor wir Meister sind. Denkst Du nicht auch so, Heinrich?“

„Ich habe in meinem Sinne gedacht, daß ich wenigstens zwei neue Felle für meine Hände haben werde, bevor der Winter kommt,“ entgegnete Heinrich. „Aber Bäume zu fällen, war kein Theil meines Universitäts-Unterrichts.“

„Nein,“ erwiederte Alfred, „Oxford lehrt das nicht; nun, mein Universitäts-Unterricht...“

„Dein Universitäts-Unterricht?“ rief Emma.

„Ja, meiner, ich habe auf dem Universum gesegelt, und das ist ein Universitäts-Unterricht, aber da kommen Martin und John; ei, John hat eine Flinte auf seiner Schulter, er muß sie mit sich genommen haben, als er jüngst verschwand.“

„Ich glaube, daß er in dieser Zeit gelernt hat, wie man sie gebraucht, Alfred,“ sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am,“ entgegnete Martin, welcher eingetreten war, „er versteht sie sehr wohl zu gebrauchen,

und er hat Sorge für sie und Sorge für sich. Ich ließ sie ihn mit nach Haus bringen in der Absicht, ihn zu beobachten, er hat zweimal gefeuert und geladen, als wir zurückkehrten und er hat diesen Holzglucker getödtet," fuhr Martin fort, indem er das todte Thier auf dem Hausflur zeigte, „der alte Malachi hat es ihm wohl gelehrt und er hat seine Lektionen nicht vergessen."

„Was für ein Thier ist das, Martin; ist es gut zu essen?" sagte Heinrich.

„Nicht sehr gut, Sir, es ist ein Thier, welches im Schlamm wühlt, und ist sehr schädlich in einem Garten oder für den jungen Mais und wir schossen es daher und brachten es mit."

„Das ist schlimm, daß es nicht gut zu essen ist."

„Oh, Sie mögen es essen, Sir, ich sage nicht, daß es nicht zum Essen geschaffen sei; aber da gibt es noch viel bessere Dinge."

„Das ist hinreichend für mich, Martin," sagte Emma; „ich werde es nicht berühren, und jedenfalls nicht in dieser Zeit, wer es auch immer thun mag."

„Ich sprach den alten Bone, Sir, und er sagte, „es sei ihm Alles recht. Er wolle ihn nicht länger mehr, als einen Tag bei sich behalten, ohne ihn zuerst zu Ihnen zu schicken, um Erlaubniß zu holen."

„Das ist Alles, was ich verlange, Martin."

„Sie waren diesmal zwei Tage aus, und eben erst nach Hause gekommen, als ich anlangte. Das Wild war noch im Walde."

„Ich schoß einen Damhirsch," sagte John.

„Du hast einen Damhirsch geschossen, John," sagte Alfred, „was Du für ein tüchtiger Bursche werden willst durch und durch."

„Ja, Sir, der alte Malachi hat mir erzählt, daß der Knabe einen Damhirsch geschossen habe, und daß er ihn selbst morgen hierher bringen werde."

„Das freut mich, denn ich wünsche mit ihm zu

sprechen," sagte Herr Campbell, „aber John, wie kamst Du dazu, die Flinte ohne Erlaubniß mitzunehmen?"

John antwortete nicht.

„Antworte mir, John!"

„Ich kann nicht ohne Flinte schießen," erwiederte John.

„Nicht, Du kannst nicht? Aber dieses Gewehr ist nicht das Deinige."

„Geben Sie es mir, und ich schieße, was Sie wollen vor dem Mittagessen noch!" entgegnete John.

„Ich denke, Sie würden so am Besten thun, Vater," sagte Heinrich, leise. „Die Versuchung wird zu groß."

„Du hast recht, Heinrich," sagte Herr Campbell bei Seite. „Nun, John, ich will Dir die Flinte geben, wenn Du versprichst, mich um Erlaubniß zu fragen, wenn Du gehen willst und stets zu der Zeit zurückzukommen, zu welcher Du die Rückkehr versprochen hast."

„Ich will es jedesmal sagen, wenn ich gehe, wenn mich die Mutter jedesmal gehen läßt, und ich will immer zurückkommen, wie ich es versprochen habe, wenn..."

„Wenn was?"

„Wenn ich erlegt habe," sagte John.

„Er meint, Sir, daß wenn er fort und auf ein Thier ausgegangen ist, dieses gefallen sein muß, und daß er, sobald er das Wild entweder verloren oder geschossen habe, zurückkommen werde. Das ist so die Weise eines wahren Jägers, Sir, und Sie dürfen deshalb nicht zanken."

„Wohl denn, John, wiederhole, daß Du es versprichst!"

„Martin," sagte Percival, „wann wollen Sie mich das Abfeuern einer Flinte lehren?"

„O, nun bald, Sir; die Soldaten sind nun fort, und so bald als Sie das Ziel treffen können, sollen Sie mit mir und Alfred gehen."

„Und wo werden wir es lernen, Mary?“ sagte Emma.

„Ich will es Euch lehren, und auch meiner verehrten Mutter einen Unterricht geben,“ sprach Alfred.

„Nun wohl, wir wollen es Alle lernen,“ sagte Mrs. Campbell.

„Was ist morgen zu thun, Martin?“ fragte Alfred.

„Ei nun, Sir, da sind Bretter genug, um eine Fischerbarke zu machen, und wenn Sie und Herr Heinrich helfen wollten, so glaube ich, daß wir in einem oder zwei Tagen eine fertig haben sollen. Der See ist voll von Fischen und es ist zu bedauern, daß wir nicht mehr Zeit haben, während das Wetter so schön ist.“

„Ich habe Netze genug im Lagerhause,“ sagte Herr Campbell.

„Herr Percival wird das Fischen bald von sich selbst lernen,“ bemerkte Martin, „und dann wird er so viel bringen, als Meister John.“

„Fische!“ sagte John mit Verachtung.

„Ja, Fische, Meister John,“ entgegnete Martin. „Ein guter Jäger ist immer auch ein guter Fischer, und verachtet diesen nicht, denn der gibt ihm oft eine Mahlzeit, wenn er vielleicht sonst mit einem leeren Magen schlafen gehen müßte.“

„Nun, ich will die Fische mit Vergnügen fangen,“ rief Percival. „Nur muß ich hie und da auf die Jagd ziehen können.“

„Ja, mein lieber Junge, und wir müssen auch hie und da in das Bett gehen, dazu ist es nun hohe Zeit, weil wir morgen alle mit Tagesanbruch auf seyn müssen.“

Den nächsten Morgen begannen Mary und Emma die Kühe zu melken, dießmal nicht wie gewöhnlich von den jungen Männern begleitet, denn Heinrich und Alfred waren beschäftigt und Capitän Sinclair war fort. Als sie über die Brücke gingen, sagte Mary zu ihrer Schwester: Emma, uns Melkfräulein erwarten nun keine Gentlemens mehr.“

„Nein,“ erwiederte Emma, „der Beruf ist nun

alles Reizes beraubt, und ein Vergnügen müssen wir nun als eine Pflicht betrachten."

„Alfred und Heinrich sind mit Martin bei dem Fischerboote," bemerkte Mary.

„Ja," versetzte Emma, „aber es kommt mir vor, Mary, daß Du mehr an Capitän Sinclair als an unsere Vettern denkst."

„Das ist vollkommen wahr, Emma, ich dachte an ihn," erwiederte Mary ernsthaft. „Du glaubst nicht, wie sehr ich seine Abwesenheit fühle."

„Ich kann mir es vorstellen, meine theure Mary. Werden wir ihn bald wieder sehen?"

„Ich weiß es nicht, ich glaube aber gewiß, vor drei oder vier Wochen nicht. Es kann verschoben werden, bis sie vom Fort ausgehen, um Heu zu machen, und wenn er dann einer von den Officieren ist, die mit der Mannschaft ausgesendet werden, dann ist er abwesend, und wenn er in dem Fort zurückbleibt, so ist er auch gezwungen, ganz dort zu bleiben; so ist also keine Hoffnung, ihn zu sehen, bis das Heumachen vorüber ist."

„Wo werden sie denn Heu machen, Mary?"

„Du weißt, sie haben allein rund um das Fort her genügende Weide für das Rindvieh während des Sommers und sie gehen dann an die Ufer des See's und auf die Inseln, welche, wie Du weißt, zum Theil cultivirtes Land sind, sie mähen das Gras ab, machen Heu, sammeln es in die Schiffe und fahren es in das Fort, was für den Winter aufbewahrt wird. Diese Prairie war ihre beste Hülfe, nun aber haben sie dieselbe verloren."

„Aber Oberst Forster hat dem Vater genug Heu für die Kühe während dieses Winters versprochen, und wir könnten sie nicht füttern, wenn er das nicht gethan hätte. Capitän Sinclair will also das Heu herüberbringen, und dann werden wir ihn wiedersehen, Mary. Aber wir müssen jetzt auf unsere Kühe zugehen. Nie-

mand treibt sie uns herbei. Wenn Alfred einige Manieren hätte, so würde er hergekommen seyn."

„Und warum nicht Heinrich, Emma?" fragte Mary lächelnd.

„O, ich weiß es nicht, Alfred kam mir zuerst in den Sinn."

„Ich glaube, daß dieß wirklich der Fall ist," versetzte Mary. „Nun, ich bin aber bei Dir, so gehe weiter und melke Deine Kühe."

„Es ist Alles recht gut, Miß," entgegnete Emma lachend, „aber so bald ich gelernt habe, meine Flinte abzufeuern, dann wirst Du vorsichtiger seyn in dem, was Du sagst."

Als sie nach Hause kamen, fanden sie den alten Jäger, mit einem schönen Bock, den er vor sich liegen hatte. Herr Campbell war mit dem Knaben und Martin ausgegangen, welcher seine Meinung über die Größe der Barke wünschte.

„Wie befinden Sie sich, Herr Bone?" fragte Mary. „Hat John den Damhirsch geschossen?"

„Ja, und so gut, wie ein alter Jäger, und das Geschöpf kann wahrhaftig das Wild auf seinen Schultern tragen. Welche von Ihnen heißt Mary?"

„Ich," antwortete Mary.

„Dann habe ich etwas für Sie," sagte der alte Malachi, indem er aus seiner Weste ein kleines Paket zog, dasselbe aufwickelte und ihr einhändigte, indem er sagte: „Es ist ein Geschenk von der Erdbeerpflanze."

Mary öffnete das Paket und fand darin ein Paar Moccassins, sehr schön gearbeitet, von Stacheln eines gefleckten Stachelschweines.

„O wie schön und wie gut von ihr! Sagen Sie ihr, daß ich ihr danke und sie sehr liebe. Wollen Sie das?"

„Ja, ich will es ihr sagen. Wo ist der Knabe?"

„Welcher? John? Ich denke, er ist an den Fluß gegangen, um einige Forellen zu fangen, er will

bis zum Frühstück zurück seyn, und das ist gerade fertig. Komm, Emma, wir wollen die Milch hereinbringen."

Herr Campbell und die, welche mit ihm waren, kamen bald zurück.

Malachi Bone sagte, daß er den Bock gebracht habe, den John geschossen, und daß er, wenn es angehe, ein Fäßchen Schießpulver und einiges Blei mitnehmen wolle, daß er wünsche, Herr Campbell berechne, was er ihm für sein Eigenthum zu geben beabsichtige, und daß er ihm dieses in Waaren ausbezahle, wie er es verlange.

„Warum sagen Sie nicht selbst den Preis, Malachi?" sagte Herr Campbell.

„Wie kann ich einen Preis sagen? Es wurde mir unentgeldlich gegeben, ich überlasse Ihnen und Martin Super Alles, wie ich schon früher sagte."

„Sie setzen großes Vertrauen in mich, das muß ich sagen. Nun, Bone, ich will Sie nicht hintergehen, aber ich bin besorgt, Sie müssen etwas lange auf Ihre Bezahlung warten, wenn Sie dieselbe allein durch Waaren von meinem Lager haben wollen."

„Um so besser, Meister. Es wird noch lang seyn, bis ich sterbe, und was dann noch vorhanden ist, das gehört dem Knaben da," entgegnete der alte Jäger, indem er seine Hand auf Johns Kopf legte.

„Bone," sagte Herr Campbell, „ich habe keine Einwendung dagegen, daß der Knabe gelegenheitlich mit Ihnen gehe, aber ich kann ihm nicht erlauben, daß er immerfort weg sey. Ich wünsche, daß er immer am Tage, nachdem er bei Ihnen gewesen, zurückkomme."

„Das ist nicht verständig, Meister. Wir gehen auf das Wild aus. Wer weiß, wo wir es finden, wie lange wir auf dasselbe anstehen, und wie weit wir gehen müssen? Müssen wir auf die Jagd gehen, weil das Koppel auf ist, weil offene Zeit ist? Das will ich nicht thun. Ich glaubte, ich wollte aus dem Knaben einen Jäger machen, und er muß lernen ausschlafen,

und alles das thun, was ein Jäger thun muß. Sie müssen ihn länger bei mir lassen, und wenn er zurückkommt, dann mögen Sie ihn länger behalten. Aber ich wünsche ihm, ein Mann zu werden, und je mehr er mit mir geht, desto besser. Er soll die ganze Kunst der Indianer lernen, das verspreche ich Ihnen, und den folgenden Winter soll er Biber fangen und Ihnen die Felle bringen."

„Ich denke, Sir," bemerkte Martin, „was der alte Mann sagt, ist Alles in Ordnung."

„Und so denke ich auch," sagte Alfred, „das heißt John in die Schule schicken. Lassen Sie ihn gehen, Vater, und nur für die Feiertage zurückkommen."

„Ich will immer zu Euch kommen, wenn ich kann," sagte John.

„Ich bin durch Johns Rede mehr zufrieden gestellt, als Ihr Euch vorstellen könnt," sagte Mrs. Campbell. „John ist ein braver Knabe und spricht nicht anders, als er denkt."

„Gut, meine Theure, wenn Du keine Einwendung hast, so will ich zuverläßig auch keine erheben."

„Ich denke, daß ich mehr durch Johns Liebe gewinne, als durch Gewalt, mein lieber Mann. Er sagt, er wolle immer kommen, wenn er könne, und ich glaube ihm. Ich habe deßhalb keine Einwendung dagegen, ihn mit Malachi Bone gehen zu lassen, jedenfalls auf eine Woche, oder eine ähnliche Zeit."

„Aber seine Erziehung, meine Theure?"

„Es ist gewiß, daß er jetzt nichts lernt, so lange er von diesem Waldfieber, wenn ich es so nennen darf, befallen ist. Er wird vielleicht nach einem Jahre lernbegieriger seyn, als jetzt; Du mußt berücksichtigen, daß wir nicht die Befugniß haben, mit diesem Kinde auf die gewöhnliche Weise zu verfahren, und wenn auch meine mütterlichen Gefühle meinem Urtheile widerstreben, so ist es gewiß stark genug, daß meine Entscheidung dahin ausgefallen ist. Wir müssen hier nicht den Werth einer

vollendeten Erziehung betrachten, wie wir es gewöhnlich thun. Wollen wir ihm jeden Vortheil geben, welchen das Eigenthümliche seiner Lage von uns fordert. Denn wir sind jetzt in den Wäldern und zu einer Art von Naturzustand zurückgekehrt, wo die erste und wichtigste Kenntniß die ist, unsern Unterhalt zu gewinnen."

„Wohl, meine Theure, ich denke, Deine Ansichten sind in dieser Beziehung die richtigen, und daher magst Du, John, zu Malachi Bone in die Lehre gehen; komme zu uns, wenn Du kannst, und ich erwarte, Dich aus dem Westen heimkehren zu sehen, wie einen Nimrod."

Der alte Malachi staunte bei dem Schlusse dieses Gesprächs. Alfred bemerkte dieses und brach in ein Gelächter aus. Dann sagte er:

„Das Ende von allem dem ist, Malachi, daß mein Bruder John die Erlaubniß meines Vaters hat und daß Sie einen Mann aus ihm machen sollen."

„Der wird schon selbst einen Mann aus sich machen," entgegnete Bone, „ich kann bloß einen guten Jäger aus ihm machen, und das will ich, wenn er und ich mit einander Haus halten. Nun, Meister, wenn mir Martin das Pulver und das Blei geben wird, so will ich aufbrechen. Kann der Knabe mitgehen?"

„Ja, wenn Sie es verlangen," entgegnete Mrs. Campbell. „Komm, John und sage mir Lebewohl; erinnere Dich Deines Versprechens!"

John sagte Allen mit allem möglichen Anstande Lebewohl, und dann trabte er hinter seinem Schulmeister her.

Dreizehntes Kapitel.

Im Verlauf einer Woche oder zweier standen die Sachen alle an ihrem Platze und die Familie begann

sich etwas behaglicher zu fühlen; denn es war ein Grad von Regelmäßigkeit und Ordnung eingetreten, welcher während der Anwesenheit der Soldaten und deren Beschäftigung nicht erreicht werden konnte. Herr Campbell und Percival trugen alle Gegenstände während des Morgens in das Haus, und der Letztere, der das Geflügel und die Ferkel besorgte, holte Wasser aus dem Flusse und dergleichen. Mary und Emma melkten die Kühe und leisteten dann ihrer Mutter während des Tages im Waschen und dergleichen Hülfe. Herr Campbell unterrichtete Percival, arbeitete in dem Garten und half sonst, so viel als er konnte, wo er es nützlich fand; aber er war in den Jahren zu weit vorgerückt, um schweren Arbeiten sich unterziehen zu können. Alfred, Heinrich und Martin Super waren während des ganzen Tags beschäftigt, Bäume zu fällen und das Land auszuroden; aber jeden andern Tag ging der Eine oder der Andere mit Martin in die Wälder, um für Nahrung zu sorgen, und sie brachten dann Hirsche, wilde Truthähne oder anderes Wild mit nach Hause, welches nebst einem Stück gesalzenen Schweinefleisches und den Fischen hinreichend für den Unterhalt der Familie war. Percival hatte die Erlaubniß, nun mit auf die Jagd zu gehen, und bekam Uebung mit dem Schießgewehre. Er bedurfte nur etwas mehr Uebung, um ein guter Schütze zu seyn.

Wenn halb fünf Uhr vorbei war, standen Alle auf; um halb sieben Uhr waren Alle bei dem Gebete versammelt und dann ging es zum Frühstück. Um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist und um sieben Uhr Abends der Thee und das Abendessen zu gleicher Zeit eingenommen. Um neun Uhr begaben sie sich zu Bett. Ehe zwei Monate vorübergegangen waren, ging Alles gleich einem Uhrwerke. Ein Tag glich dem andern, und die Zeit entfloh so schnell, daß sie sich wunderten, wenn der Sonntag schon wieder da war. Sie hatten nicht Zeit, Alles auszupacken, und die Bücher, welche

Mrs. Campbell ausgesucht und mitgenommen hatte, waren auf den Bänken in dem Sprachzimmer aufgestellt, denn sie hatten bisher nicht Zeit zum Lesen, und waren überhaupt, wenn der Tag vorüber war, zu sehr ermüdet, um nicht sogleich ihr Bett zu suchen.

Die einzige Zeit der Muse im ganzen Tage war zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen; da waren sie Alle in der Küche versammelt und sprachen über die geringfügigen Gegenstände, welche ihnen während des Tages auf der Jagd oder zu Hause begegnet waren.

Sie waren nun in der Mitte Oktober; der Winter war nahe und sie sahen mit einer gewissen Bangigkeit vorwärts.

John hatte sein Wort gewissenhaft gehalten. Er war hie und da auf drei oder vier Tage abwesend, und wenn dieß der Fall war, so kam er zuverlässig nach Hause und blieb einen oder zwei Tage da. Alfred und Martin hatten schon lange die Fischerbarke vollendet und sie war leicht und bequem zu handhaben. Heinrich und Percival fuhren in derselben aus und als sie zurück waren, fuhr John mit Percival eine halbe Meile weit in den See hinaus, und kam bald mit einer reichen Beute an Fischen zurück. Mrs. Campbell hatte so viel davon bekommen, daß sie eine ganze Tonne voll zum Gebrauche für den Winter einsalzen konnte.

Eines Tags wurden sie durch den Besuch des Capitän Sinclair überrascht. Er war von dem Fort her gekommen, um sie zu benachrichtigen, daß das Heu eingebracht worden sey, daß er es in einem oder zwei Tagen herschicken wolle. Er setzte Herrn Campbell davon in Kenntniß, daß der Kommandant ihm einen jungen Stier geben könne, wenn er wünsche, dergleichen als Wintervorrath zu haben. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und nachdem Capitän Sinclair zu Mittag mitgespeist hatte, war er gezwungen, in das Fort zurückzukehren, weil ihm seine Pflicht

gebot, bei Nacht dort zu seyn. Ehe er sich jedoch entfernte, hatte er mit Martin Super eine Unterredung, ohne daß es die Uebrigen bemerkten. Dann lud er Alfred ein, mit ihm nach dem Fort zu gehen und am folgenden Morgen zurückzukehren. Alfred ging darauf ein, zwei Stunden, ehe es finster wurde, brachen sie auf, und sobald sie auf der entgegengesetzten Seite des Baches waren, hatte sich Martin Super mit ihnen vereinigt.

„Die Gründe, aus welchen ich Sie gebeten habe, mit mir zu kommen, sind zweifach,“ sagte Capitän Sinclair zu Alfred, „zuerst wünsche ich, daß sie den Weg nach dem Fort kennen lernen, für den Fall, daß es nothwendig seyn sollte, eine Mittheilung während des Winters zu machen, dann wünsche ich eine Unterredung mit Ihnen und Martin hinsichtlich der Nachrichten zu haben, welche uns über die Indianer zugekommen sind. Ich kann Ihnen allein sagen, was ich vor Ihrer Mutter und Ihren Cousinen nicht sagen mochte, weil ich sie in einen Zustand von Bangigkeit und Unruhe versetzen konnte, die nutzlos, ohne Zweck seyn könnte. Die Sache ist, daß wir seit einiger Zeit die Gewißheit erhielten, daß die Indianer verschiedene Berathschlagungen gehalten haben; es scheint nicht, daß dieselben bis jetzt zu irgend einem Entschlusse gekommen sind; indessen ist es doch gewiß, daß sie sich in einer großen Anzahl nicht ferne von dem Fort versammelt haben. Ohne Zweifel haben sie französische Emissäre aufgeregt, uns anzugreifen. Wir können übrigens daraus ersehen, daß sie nicht selbst Lust dazu gehabt haben, und daher ist es wahrscheinlich, daß vor dem nächsten Jahre nichts unternommen wird, denn der Herbst ist die Jahreszeit, in welcher sie ihre Streifzüge aussenden; indessen herrscht keine Gewißheit hierüber, wiewohl ein großer Unterschied zwischen einer Vereinigung aller Stämme gegen uns und einem gewöhnlichen indianischen Streifzuge ist. Wir müssen daher

immer wachsam seyn, denn wir haben es mit einem verrätherischen Feinde zu thun; und nun zu Ihrem Interesse bei dieser Sache. Wenn die Indianer das Fort angreifen, was sie unerachtet unserer Verträge mit ihnen thun können, sind Sie da, wo Sie sich befinden, nicht sicher; aber unglücklicher Weise mögen Sie auch nicht sicher seyn, wenn wir nicht angegriffen werden, denn wenn die Indianer sich sammeln, so sind sie immer in Banden von fünf bis zehn Individuen, welche, nachdem sie ihre Wohnung verlassen haben, womöglich nicht ohne Beute zurückkehren wollen; das sind keine regulären Krieger, oder, wenn es Krieger sind, bei den Stämmen nicht sehr geachtet, weil sie zu der letzten Klasse der Indianer gehören, welche mehr Straßenräuber und Banditen sind. Sie müssen daher gegen die Besuche dieser Leute auf der Hut seyn. Es ist ein Glück für Sie, daß der alte Bone seinen Aufenthalt mehrere Meilen westwärts verlegt hat, und da Sie in einem so guten Vernehmen mit ihm stehen, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sich Ihnen eine Abtheilung Indianer nahe, ohne daß er es wisse und Ihnen davon Nachricht gebe."

„Das ist wahr, Capitän," bemerkte Martin, „und ich will selbst zu ihm gehen und ihn zur Wachsamkeit auffordern."

„Aber werden sie ihn nicht angreifen, bevor sie auf uns einen Angriff machen?" fragte Alfred.

„Warum sollten sie das?" entgegnete Sinclair. „Er ist so gut ein Indianer, so gut, als sie es sind, und er kennt die Meisten von ihnen. Und überdieß, was sollten sie gewinnen, wenn sie ihn angreifen? Diese Streifpartbien, welche Sie zu fürchten haben, gehen auf Raub aus, und erwarten nicht, in seinem Wigwam irgend etwas zu finden, ausgenommen etwas Pelze. Nein, sie wollen seine Flinte, welche sie fürchten, wenn er gezwungen ist, sie zu gebrauchen, nicht kennen lernen. Ich sage Ihnen dieß, Alfred, damit

Sie vorbereitet und scharf auf Ihrer Hut seyn können. Es ist leicht möglich, daß nichts dergleichen sich ereignet, und daß der Winter ohne Gefahr vorübergeht, und ich sage Ihnen und Martin dieses, weil ich glaube, daß Wahrscheinlichkeiten nicht genügend sind, um die übrigen Glieder Ihrer Familie, und namentlich den weiblichen Theil derselben, in Unruhe zu versetzen. In wie fern es räthlich sey, Ihrem Vater und Heinrich das mitzutheilen, was ich Ihnen eröffnet habe, ist Ihre Sache. Wenn ich vorhin sagte, daß ich nicht glaube, daß Sie von einem allgemeinen Angriffe viel zu fürchten haben, so gründete es sich darauf, daß wir im Jahre schon zu weit vorgerückt sind und daß wir wissen, daß die Versammlung aus einander ging, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu seyn. Sie haben allein die Angriffe der kleinen Parthien, der Marodeurs, zu fürchten, und ich glaube, daß Sie stark genug sind, wenn auch nicht der Zahl nach, doch in den Vertheidigungsanstalten ihrer Wohnung, diesen mit Erfolg zu widerstehen, wenn Sie nicht plötzlich überfallen werden. Das ist Alles, was Sie zu fürchten haben, und nun, da Sie gewarnt wurden, ist die Gefahr halb vorüber."

„Gut, Capitän," sagte Martin, „aber nun will ich Sie verlassen und während der Nacht zu dem alten Malachi hinübergehen; denn wenn sie einen Angriff machen, so werden sie ihn, wie es mir scheint, zwischen dem Fallen des Laubes und dem Fallen des Schnees machen, und daher ist es um so besser, je früher Malachi als Wache bestellt ist. Guten Abend, Sir!"

Capitän Sinclair und Alfred setzten nun ihren Weg nach dem Fort fort. Sie hatten eine enge Freundschaft geschlossen und waren in ihren gegenseitigen Mittheilungen ohne Rückhalt.

„Sie haben keinen Begriff, Alfred," sagte Capitän Sinclair, „wie sehr die eigenthümliche Lage Ihrer Familie meine Gedanken beschäftigt. Es könnte zunächst

als eine Thorheit erscheinen, daß Ihr Vater Ihre Mutter und Ihre Cousinen an solch' einen Platz gebracht hat, und sie solchen Entbehrungen und Gefahren aussetzte. Ich kann wahrhaftig bei Nacht nicht schlafen, wenn ich bedenke, was sich ereignen könnte."

„Ich glaube," entgegnete Alfred, „daß wenn mein Vater genau gewußt hätte, daß er in die gegenwärtige Lage kommen würde, er sich nicht entschlossen haben würde, England zu verlassen; aber Sie müssen erwägen, daß er mit viel mehr Ermuthigung und mit der Idee herüberkam, daß er bloß das Ungemach eines gewöhnlichen Ansiedlers hinsichtlich der Urbarmachung des Landes zu bestehen haben würde. Er dachte, wie wir es zuletzt Alle thaten, daß wir uns bei andern Gutsbesitzern niederlassen und keine besondern Gefahren zu bestehen haben würden. Als er zu Quebec ankam, fand er, daß alles gute Land nächst den civilisirten Gegenden verkauft oder von den französischen Canadiern besessen war; es wurde ihm der Rath, weiter westwärts zu gehen, von solchen Personen gegeben, die wohl wissen mußten, was ihm hiebei begegnen konnte, die aber wahrscheinlich glaubten, daß die Gefahr, welche jetzt naht, nicht mehr bestehe, und er folgte dem Rathe, von welchem ich nicht glaube, daß er gewissenlos gegeben worden sey. Ich selbst denke eben jetzt, daß der Rath gut war, obgleich wir von Frauen begleitet sind, die in einer so verschiedenen Sphäre aufgezogen wurden, und für deren Wohlfahrt eine solche Unruhe nachtheilig ist; denn hören Sie nun, Sinclair, ich setze voraus, ohne daß wir unsern Ankauf gemacht hätten, hätten Sie gehört, daß viele Colonisten, Männer und Weiber, sich da niedergelassen haben, wo wir es thaten; hätten Sie dieses so vorschnell und unüberlegt beurtheilt, wenn Sie vorausgesetzt, daß es bloß wirkliche Landleute und ihre Weiber gewesen seyen?"

„Ich würde mich in der That wenig um sie be-

kümmert, und vielleicht über diesen Gegenstand gar nicht nachgedacht haben."

„Aber angenommen, daß die Subjecte auf das Fort gekommen wären, und nachdem sie gehört hätten, daß die Ansiedler ein verpalisadirtes Haus und vier oder fünf gute Flinten haben, um Aufnahme gebeten und erklärt hätten, daß sie entschlossen seien, mit dem Fort zu fallen, wenn es nöthig wäre?"

„Ich gebe zu, daß ich wahrscheinlich gesagt haben würde, sie seyen in einer Lage, um sich selbst zu vertheidigen."

„Höchst wahrscheinlich, und daher sind wir in derselben Lage; Ihre gefühlvolle Theilnahme an uns vergrößert die Gefahr und ich hoffe daher, daß in Zukunft unsere Lage Ihre nächtliche Ruhe nicht mehr stören werde."

„Ich wollte, ich könnte mir selbst dieses Gefühl von Sicherheit geben, Alfred. Wenn ich allein mit Ihnen wäre, um Ihnen in Ihrer Vertheidigung beizustehen, würde ich gesund genug schlafen."

„Dann würden Sie nicht mehr so oft als Wache in Anspruch genommen werden," erwiederte Alfred lachend. „Fürchten Sie nichts, Sinclair, wir befinden uns wohl genug, und wenn wir um Hülfe bitten, so rechnen wir auf Sie und eine Abtheilung Soldaten."

„Das sollte sehr schwierig seyn, Alfred," entgegnete Capitän Sinclair; „wenn Gefahr genug vorhanden wäre, dieses von dem Commandanten zu verlangen, so würde dieselbe Gefahr erfordern, daß die Macht in dem Fort nicht geschwächt werde; nein, Sie würden eine Zuflucht in dem Fort finden und Ihr Gut den Indianern Preis geben können."

„Dies würde gewiß der weiseste unter zwei Plänen seyn," entgegnete Alfred, „und jedenfalls könnten wir unsere Frauenzimmer schicken. Aber die Indianer sind bis jetzt nicht gekommen und wir müssen hoffen, daß sie nicht kommen wollen."

Die Unterhaltung wurde jetzt auf einen andern Gegenstand gelenkt und eine halbe Stunde später langten sie auf dem Fort an.

Alfred wurde zunächst durch den Oberst Forster bewillkommt, in dessen großer Gunst er stand. Der Oberst konnte es nicht unterlassen, seine Meinung auszusprechen, daß Herr Campbell und seine Familie in einer höchst gefährlichen Lage seyen und er bedauerte, daß der weibliche Theil der letzteren, welche mit so ganz entgegengesetzten Aussichten aufgewachsen, in einer solchen Lage sich befinde. Er versuchte ihm einen Wink zu geben, daß wenn Mrs. Campbell und die beiden Fräulein Percival den Winter in dem Fort zubringen wollten, er alle Anstalten zu ihrer Aufnahme treffen würde. Aber Alfred erwiederte, daß er überzeugt sey, daß kein Anerbieten seine Mutter und Cousinen bestimmen könne, seinen Vater zu verlassen, daß sie sein Glück getheilt hätten und daß sie auch das Unglück mit ihm theilen wollten; daß sie alle davon Kenntniß gehabt hätten, was ihnen hier bevorstehe, und zwar ehe sie hieher gekommen, und daß sein Vater ein Leben mit einer ehrenwerthen Unabhängigkeit, wenn auch mit Gefahren gepaart, der Hülfe Anderer und dem Nachsuchen hierum vorziehe.

„Aber ich kann noch immer keinen Grund dafür finden, daß die Damen bleiben und sich der Gefahr aussetzen.“

„Je mehr wir sind, desto leichter können wir die Gefahr abweisen,“ erwiederte Alfred.

„Aber Frauen sind wahrhaftig allein ein Hinderniß.“

„Ich denke anders,“ entgegnete Alfred. „So jung und zart als meine Cousinen sind, so fürchten sie sich nicht mehr als meine Mutter, wenn ihre Dienste erfordert werden. Sie können nun von einem Gewehre Gebrauch machen, wenn es die Noth erheischt, und das Haus vertheidigen; ein entschlossenes Weib ist immer so thätig, wie ein Mann. Glauben Sie mir,

sie werden so handeln, wenn sie in die Nothwendigkeit versetzt sind. Sie sehen daher, mein Oberst, daß wir, indem Sie die Indianer herbeirufen, an Kraft gewinnen," setzte Alfred lachend hinzu.

„Nun, mein guter Junge, ich will nicht mehr in Sie dringen. Ich rufe Ihnen nur in's Gedächtniß, daß ich stets bereit seyn werde, Ihnen erforderlichen Falls eine Unterstützung zu schicken."

„Ich habe gedacht, Oberst Forster, daß es, da wir gegenwärtig keine Pferde haben, von sehr großem Nutzen für einen gewissen Fall seyn würde, wenn Sie einige Raketen hätten. In der Entfernung, in der wir uns von Ihnen befinden, sollte eine Rakete auf der Stelle gesehen werden, wenn sie bei Nacht abgebrannt wird, und ich verspreche Ihnen, daß sie nicht ohne höchste Nothwendigkeit abgebrannt werden sollen."

„Es ist mir sehr erwünscht, daß Sie diesen Gegenstand erwähnt haben. Sie sollen ein ganzes Dutzend haben und es mitnehmen. Sie gehen mit den Booten zurück, welche morgen das Heu hinüberführen, nicht wahr?"

„Ja, ich soll die Unannehmlichkeit ertragen, meine Schuhe zu retten, indem ich sie in den Händen trage, weil wir keine Schuhflicker mehr haben, ich glaube, es wird die letzte Fahrt sein, welche in dieser Jahreszeit mit den Booten gemacht wird."

„Ja," entgegnete der Oberst, „der Frost will jetzt schon beginnen, in vierzehn Tagen werden wir wahrscheinlich mit einer tüchtigen Menge Schnee heimgesucht werden, und das Land wird dann bis zum Frühling bedeckt seyn. Doch ich hoffe, daß wir von Ihnen gelegenheitlich sehen oder hören werden."

„Ja, sobald ich in meinen Schneeschuhen gehen kann, werde ich Ihnen einen Besuch abstatten," erwiederte Alfred. „Doch ich habe diese Kunst jetzt erst zu lernen."

Am folgenden Morgen war die Luft hell und der Tag glänzend. Die Sonne schien auf das scharlachrothe Laub der Eichen und auf die transparentgelben Blätter des Ahornbaumes. Ein schwacher Frost hatte vor zwei oder drei Morgen die Wälder entlaubt, und nun freuten sie sich dessen, was der indianische Sommer genannt wird, nämlich die Rückkehr eines bessern und wärmern Wetters, welches dem Winter auf kurze Zeit vorangeht. Die Soldaten waren beschäftigt, das Heu in die Schiffe zu bringen; vor Mittag noch hatte Alfred dem Oberst Forster und den andern Officieren auf dem Fort Lebewohl gesagt und ging, von Capitän Sinclair begleitet, hinab, um sich einzuschiffen. Alles war fertig und Alfred stieg in das Boot; Capitän Sinclair war im Dienste und daher nicht im Stande, ihn zurückzubegleiten.

„Ich werde nicht fehlen, den Schildwachen Anweisungen wegen der Raketen zu geben, Alfred," sagte Capitän Sinclair, „und das sagen Sie Ihrer Mutter und Ihren Cousinen. Und nun sehen Sie, daß Sie das Schießen lernen, z. B. auf eine Tonne mit der Muskete. Gott befohlen; Gott behüte Sie, mein lieber Junge."

„Leben Sie wohl!" entgegnete Alfred, und das Boot stieß vom Ufer.

Vierzehntes Kapitel.

Nach Alfreds Rückkehr von dem Fort gingen einige Tage ohne irgend ein Ereigniß vorüber; Martin hatte den alten Malachi Bone besucht, und dieser hatte versprochen, daß er auf der Lauer seyn und unverweilt Nachricht geben und Hülfe leisten wolle, wenn irgend eine feindselige Maßregel von Seite der Indianer er-

griffen werden würde. Er sagte auch zu Martin, daß er in wenigen Tagen entdeckt haben wolle, was stattgehabt habe und was weiter zu befürchten sey. Als Martin mit dieser Nachricht zurückkehrte, war Alfred zufrieden und erwähnte gegen niemand etwas, außer gegen seinen Bruder Heinrich, welchem er das mittheilte, was er von Capitän Sinclair gehört hatte.

Die Einförmigkeit ihres Lebens wurde durch die Ankunft eines Korporals von dem Forte unterbrochen, welcher der Ueberbringer der ersten Briefe war, die sie seit ihrer Ankunft auf der Colonie erhielten. Briefe, ja Briefe, nicht allein von Quebec, sondern auch von England wurden angekündigt. Das ganze Haus war in Aufruhr und Alles drängte sich um Herrn Campbell, während derselbe das große Paket öffnete. Zuerst ein Pack englischer Zeitungen von dem Gouverneur zu Quebec — diese wurden bei Seite gelegt; ein Brief von Herrn Campbells Agenten zu Quebec — dieser betraf Geschäfte und konnte bei müßiger Zeit gelesen werden; dann Briefe aus England; zwei lange, welche zwei doppelte Blätter füllten, von Miß Paterson an Mary und Emma; ein anderer von Herrn Campbells Agenten in England; und ein anderer großer auf Propatriapapier mit: „In Sr. Majestät Diensten," gerichtet an Herrn Alfred Campbell. Jeder Theil griff nach seinen Briefen und eilte mit denselben bei Seite. Mrs. Campbell, die einzige, welche keinen Brief empfangen hatte, betrachtete ängstlich Alfreds Züge, welcher nach einem plötzlichen Erröthen ausrief: „ich bin in meinem Range bestätigt, meine theure Mutter, ich bin ein Lieutenant in den Diensten Sr. Majestät, Hurrah! Hier ist ein Brief eingeschlossen von Capitän Lumley; ich kenne seine Handschrift." Alfred empfing die Glückwünsche Aller, händigte das officielle Schreiben seiner Mutter ein und fing dann an, den Brief des Capitäns Lumley zu durchlesen. Nach einem kurzen Schweigen, während dessen Alle mit dem Lesen ihrer Cor-

respondenz beschäftigt waren, sagte Herr Campbell: „Ich habe Euch also gute Neuigkeiten mitzutheilen. Herr H. schreibt mir, daß Herr Douglas Campbell, weil er die Gewächshäuser und das Treibhaus in so gutem Zustande gefunden, die Absicht habe, für die Pflanzen etwas zu bezahlen, daß dieselben auf siebenhundert Pfund geschätzt worden seyen und daß er diese in die Hände meines Agenten bezahlt habe. Dieß ist außerordentlich freigebig von Herrn Douglas Campbell, und ich erwartete es um so weniger, als ich bei meiner Besitzergreifung Pflanzen vorfand, so daß ich auf keine Vergütung Anspruch machen konnte. Indessen bin ich zu arm, um dieses Anerbieten abzulehnen, dessen Zartheit ich zu wohl fühle, und werde daher schreiben und ihm für seine großmüthige Berücksichtigung danken.“ Alfred hatte den Brief des Capitäns Lumley gelesen und dieser machte ihn sehr nachdenkend. Es rührte daher, daß seine Beförderung und die Bemerkungen in Capitän Lumleys Briefe alle seine frühere Reue darüber, daß er den Dienst verlassen habe, wieder erweckt hatten und er war daher sehr melancholisch. Als aber seine Cousinen ihre Briefe laut vorlasen, kehrte sein heiterer Sinn nach und nach zurück.

Nachdem alle Briefe gelesen waren, wurden die Zeitungen vertheilt. Nichts geschah mehr an diesem Tage, und am Abende saßen Alle rund um das Küchenfeuer her und brüteten über den erhaltenen Neuigkeiten bis lange nach der gewöhnlichen Zeit ihres Schlafengehens.

„Meine theure Emilie,“ sagte Herr Campbell am nächsten Morgen, ehe er das Schlafgemach verließ, „ich habe überdacht, welch' wahrhaft belangreiche Ergänzung unseres Geldes dieses ist. Meine Fonds waren, wie Du bei der Anweisung meines Agenten zu Quebec gesehen hast, beinahe erschöpft, und wir haben uns so manche Gegenstände anzuschaffen. Wir haben im nächsten Jahre zwei Pferde anzukaufen und wir müssen

unsere Vorräthe in jeder Beziehung vermehren; wenn wir einen oder zwei Männer haben könnten, würde es von großem Vortheil seyn, denn je früher wir das Feld anbauen, desto früher sind wir unabhängig.“

„Ich pflichte Dir bei, Campbell, besonders da wir jetzt Alfreds halbe Gage, armer Junge, bekommen werden, die uns eine große Unterstützung seyn wird. Ich habe während der vergangenen Nacht mehr an ihn, als an irgend etwas gedacht; ich beobachtete ihn, als er Capitän Lumley's Brief las, und ich begriff die Ursache, daß er eine Zeit lang so ernst, und mit seinen Gedanken abwesend war, sehr wohl. Ich fühlte mich zunächst geneigt, ihn zu seiner Beschäftigung zurückkehren zu lassen; es würde qualvoll seyn, mit ihm zu theilen, und das Opfer von seiner Seite ist wahrhaft groß.“

„Still; es ist seine Pflicht,“ erwiderte Herr Campbell, „und er ist uns überdieß jetzt so absolut nothwendig, daß er bei uns bleiben muß. Wenn wir einmal mehr angesiedelt und seines Beistandes weniger bedürftig seyn werden, dann wollen wir über diesen Gegenstand sprechen.“

In der Zwischenzeit waren Mary und Emma wie gewöhnlich gegangen, die Kühe zu melken. Es war ein herrlicher, klarer Tag, mit einer kühlen Luft, welche ihren Geist erheiterte, und der Sonnenschein, in den vor dem Wind geschützten Lagen angenehm, gab einen der schönsten Tage vor dem Heranbrausen des Winters. Beide hatten ihre Kühe gemolken und waren eben im Begriffe wegzugehen, als sie beide sich mit ihren Eimern auf einen Block setzten, welcher vor Malachi's Hütte war, die früher zu einem Kühstalle nicht benutzt wurde.

„Weißt Du, Mary,“ sagte Emma nach einer Pause, „ich bin jetzt traurig, weil ich einen Brief von Miß Paterson erhalten habe.“

„Deswegen, theure Emma?“

„Ja, deswegen, er hat mich wankend gemacht.

Ich habe in der vergangenen Nacht nichts als geträumt, jede Kleinigkeit tauchte in meinem Geiste wieder auf, Alles, was ich am meisten zu vergessen wünschte. Ich sah mich im Geiste wieder in all' die Gänge unseres vielgeliebten Hauses versetzt; ich spielte die Harfe, Du begleitetest mich wie gewöhnlich auf dem Piano, wir gingen außen unter den Gesträuchen herum. Wir machten eine Spazierfahrt im Wagen; alle die Diener standen vor mir; wir kamen in das Dorf und an das Armenhaus; wir waren in dem Garten und pflückten Rosen und Vergißmeinnicht. Ich war gerade hinauf gegangen, um Alles für eine große Dinergesellschaft in Bereitschaft zu setzen und hatte Simpton geläutet, als ich aufwachte und mich selbst in einer Holzhütte fand, meine Augen auf die Hölzer und Balken, welche als Dach dienen, gerichtet, Tausende von Meilen von Werton=Hall, eine halbe Stunde länger im Bette, als eine Milchmagd thun soll."

„Ich will zugestehen, meine theure Emma, daß ich schon oft solche Nächte zugebracht habe. Alte Erinnerungen, besonders wenn sie so plötzlich in unserm Gedächtnisse erweckt werden, wie es durch die Briefe der Miß Paterson geschehen, regen uns auf. Doch ich strebe, so viel als es mir möglich ist, sie von meinem Geiste zu verbannen, mich nicht einem nutzlosen Bereuen hinzugeben."

„Reue hege ich auch nicht, Mary, wenigstens hoffe ich so; aber man kann nicht leicht gegen die Erinnerung helfen; ich kann es nicht ändern, wenn ich mich erinnere, daß, wie Macduff sagt, solche Dinge waren."

„Er mag wohl so sagen, Emma; aber was hatte er verloren? Sein Weib, seine Kinder, welche auf eine entsetzliche Weise gemordet worden; und was haben wir verloren im Vergleiche mit ihm? Nichts als etwas Luxus. Haben wir nicht Gesundheit und Geist? Haben wir nicht unsern freundlichen Onkel und unsere Tante, die uns auferzogen haben; haben wir nicht un=

sere Vetter, die so anhänglich an uns sind? Hat uns nicht die Güte unseres Onkels und unserer Tante gleich ihren eigenen Kindern aufgezogen, und sollten wir arme Waisen je an diesem Luxus in unserem Schmerze Theil genommen haben? Müßten wir nicht vielmehr dem Himmel danken, daß die Umstände uns so günstig waren, daß wir voll Dank für seine Wohlthaten auf zu ihm blicken können? Wie viel größer sind die Entbehrungen unseres Onkels und unserer Tante jetzt, da sie so weit in den Jahren vorgerückt sind, und so lange an Wohlstand und Behaglichkeit gewöhnt waren, und sollen wir murren aus Reue, während es nur auf ihre Rechnung geschieht? Gewiß, meine liebe Emma, das wollen wir nicht."

„Ich fühle die Wahrheit von allem dem, was Du sagst, Mary," entgegnete Emma, „und das Alles hast Du nicht vergebens zu mir gesprochen, ich habe mich selbst bei jedem Deiner Worte überzeugt, doch ich fürchte, daß ich bei weitem nicht so philosophisch bin, wie Du. Indem ich anerkenne, daß das, was Du sagst, richtig ist, habe ich immer noch dasselbe Gefühl; ich wünsche nämlich, daß ich den Brief von Miß Paterson nicht erhalten hätte."

„In diesen Wünschen liegt kein Unrecht; aber das ist zu wünschen, daß Du nicht von Reue hingerissen werdest."

„Meine theure Mary, ich bin eine Tochter Eva's," entgegnete Emma lachend, „ich will mich mit meinem Briefe von Miß Paterson wegmachen, und ich darf sagen, in einem oder zwei Tagen soll Alles vergessen seyn. Der liebe Alfred; wie ich mich freue, daß er befördert worden ist; ich werde ihn Lieutenant Campbell nennen, bis er dessen überdrüssig ist. Komm', Mary, oder wir müssen unsern Onkel warten lassen; komm, Juno."

Daß Emma „Juno" sagte und ihm zurief, zu folgen, erinnert mich daran, daß ich die Hunde meinen

Lesern noch nicht vorgestellt habe, und daß dieselben einen Platz in unserer Geschichte haben wollen. Ich muß es nun nachholen. Capitän Sinclair hatte, dessen wird man sich erinnern, Herrn Campbell von den Officieren des Forts fünf Hunde verschafft, und darunter zwei Dachshunde, welche Trim und Snob genannt wurden; Trim war ein kleiner Hund und an das Haus gewöhnt, aber Snob war ein sehr kraftvoller und wilder Hund; einen Fuchshund, welchen Emma so eben Juno gerufen hatte; Bully, eine sehr schöne, junge Dogge, und Sancho, ein alter Hühnerhund. Bei Nacht wurden diese Hunde angelegt. Juno in dem Nebengebäude; Bully und Snob an der Thüre des Hauses gegen die Palissaden; Trim innerhalb der Thüre, und Sancho an die Hütte des Malachi Bone, in welche die Kühe bei Nacht gebracht wurden. Herr Campbell fand es Anfangs sehr kostspielig, diese Hunde zu füttern; sobald aber Martin und seine Gefährten Wild nach Hause brachten, da war immer Vollauf für alle. Sie waren auch alle sehr scharfe und sehr muthvolle Hunde, aber auf dem Fort zur Welt gekommen, zur Jagd gebraucht worden, und daher auf das Wild außerordentlich aus, und ich muß noch hinzufügen, daß es sehr wachsame Hunde waren und sich der Protection Herrn Campbells sehr erfreuten.

Für die nächsten zwei Tage blieb die Familie außer ihrer Ordnung, denn es gab so viele Neuigkeiten in der Zeitung, bei ihrem Durchlesen erwachten so viele Erinnerungen, es war darüber so viel zu reden und zu plaudern, daß wirklich sehr wenig geschah. Das Wetter war indessen viel kälter geworden, und in den zwei letzten Tagen hatte die Sonne nicht geschienen, die Farbe des Himmels war ein einförmiges dunkles Grau, und Alles kündigte an, daß der Winter nahe vor der Thüre sey. Martin, der auf der Jagd gewesen war, sagte bei seiner Heimkehr, daß unverzüglich

eine Aenderung des Wetters eintreten würde, und seine Vorhersage bewahrheitete sich vollständig.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war am Donnerstage Abends, als sie Alle um das Feuer versammelt waren; denn es war kälter als früher, und das Sausen des Windes durch die Bäume im Walde kündigte einen Sturm aus dem Norden an.

„Wir werden ihn früh haben," bemerkte Martin. „Der Winter kommt meistens mit einem Sturme."

„Ja," erwiederte Alfred, „und es scheint, als wolle es ein sehr heftiger Sturm werden. Horcht, wie die Aeste der Bäume ächzen und aneinanderschlagen."

„Ich denke, wir sollten unsere Schneeschuhe aus dem Lagerhause holen, John," sagte Martin, „und dann wollen wir sehen, ob Sie in ihnen über das Feld gehen können, wenn Sie auf die Jagd gehen. Sie haben noch kein Musethier geschossen."

„Ist das Musethier dasselbe, was das Elenthier ist, Martin?" sagte Heinrich.

„Das glaube ich nicht, Sir, aber ich habe beide Namen schon dem Thiere geben hören."

„Haben Sie schon eines geschossen?" sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am, mehr als eines, das sind listige Tiere, sie rennen nicht wie andere Thiere, aber sobald die andern rennen, so traben sie, und so gelangen sie eben so weit. Sie sind sehr scheu und lassen sich schwer nahe kommen, ausgenommen bei hohem Schnee, denn dann will ihnen ihre Schwere nicht erlauben, darüber wegzulaufen, wie die leichten Thiere können; sie sinken bis an die Schultern hinein, und arbeiten sich dann so lange ab, bis sie ereilt werden. Sie sehen, Meister

Percival, das Musethier kann nicht Schneeschuhe anlegen wie wir, und das gibt uns einen Vortheil über das Thier."

„Sind es gefährliche Thiere, Martin?" fragte Mary Percival.

„Jedes große Thier ist mehr oder weniger gefährlich, wenn es gehetzt wird, Miß. Das Geweih eines Musethieres wiegt mitunter fünfzig Pfund, und es ist ein schwer zu bändigendes Thier; aber es vermag gar nichts, wenn der Schnee tief ist. Jedenfalls werden Sie, wenn wir eines mitbringen, finden, daß es ein gutes Essen ist."

„Ich will eines mitbringen," sagte John, welcher seine Flinte putzte.

„Ich sage Ihnen, Sie dürfen so früh, als Sie können, Ihre Schneeschuhe herrichten," entgegnete Martin. „Der Wind geht heftiger, und ich vermuthe, daß Sie Ihren Weg zu Malachis Hütte nicht finden werden, Meister John, wie Sie morgen zu thun im Sinne hatten."

„Es ist gewiß eine schreckliche Nacht." bemerkte Mrs. Campbell, „und ich fühle, daß die Kälte empfindlich ist."

„Ja, Ma'am, aber so wie der Schnee da ist, wird es wärmer."

„Es ist Zeit, zu Bett zu gehen," bemerkte Herr Campbell. „Ihr könnt nun Eure Arbeit bei Seite legen, und Du, Heinrich, gib mir die Bibel."

Während der Nacht wuchs der Wind allmälig zu einem Orkane an, die Bäume im Walde ächzten und knarrten, beugten sich, senkten ihre langen Arme auf die Erde nieder, und verursachten einen ungewöhnlichen, mehr und mehr schrecklichen Lärmen. Der Wind heulte durch die Palissaden, schleuderte Aeste auf das Dach, und obgleich sie alle im Bette lagen, so konnten sie doch vor dem schrecklichen Lärm nicht schlafen, und sie fühlten mehr und mehr die Kälte. Es war die erste Probe des neuen Hauses in schlechtem Wetter, und

Alles, was wachte, erwartete angstvoll das Ergebniß. Gegen Morgen ließ der Sturm nach und nun war Alles ruhig.

In Folge der schlaflosen Nacht, welche sie durchgemacht hatten, waren sie nicht so früh wie gewöhnlich auf. Als Emma und Mary aus ihrem Zimmer kamen, fanden sie Alfred und Martin sehr mit Schaufeln beschäftigt, und zu ihrem Erstaunen sahen sie, daß der Schnee drei Schuh hoch auf der Erde lag und daß er an manchen Plätzen höher hingeweht worden, als sie selbst waren.

„Nun, Alfred," rief Emma, „wie sollen wir im Stande seyn, diesen Morgen zu den Kühen zu gehen. Der Winter kam ohne die geringste Ahnung."

„Es schneit immer noch," bemerkte Mary, „zwar nicht viel, aber doch ist der ganze Himmel finster."

„Ja, Miß, wir werden noch viel mehr bekommen," bemerkte Martin. „Herr Campbell und Herr Heinrich haben nach dem Hintergebäude zu gehen, um mehr Schaufeln zu holen, denn wir müssen fest arbeiten, um einen Fußweg zu machen und den Schnee gegen die Palissaden zu werfen."

„Welch' ein plötzlicher Wechsel!" sagte Emma. „Ich wollte, der Himmel würde aufhören, dann würde ich keine Sorgen haben."

„Morgen wird er es, Miß Emma, das kann ich Ihnen sagen, aber der Schnee muß zuerst herab seyn."

Martin und Alfred hatten nur Zeit, einen Pfad nach dem Nebengebäude zu machen. Herr Campbell und Heinrich kehrten mit mehr Schaufeln zurück, und so wie das Frühstück vorüber war, begann die Arbeit. Unmöglich war es, daß Mary und Emma gingen, um die Kühe zu melken. Martin unternahm es, nachdem er einen Fußsteig zu der Hütte des Jägers gemacht hatte, in welcher die Thiere für manche Nacht zugeschneit waren.

Nach der Anweisung Martins wurde der nächst

den Palisaden liegende Schnee abgelöst und längs der Pfähle gleich einem Walle so hoch aufgehäuft, als sie es zu thun vermochten, wodurch sie das Haus von dem Schnee befreiten und zu gleicher Zeit eine Schutzwehr gegen die kalten Winde, welche sie zu erwarten hatten, richteten. Alle arbeiteten fleißig; Percival und John waren von großem Nutzen, und Mrs. Campbell nebst den Mädchen halfen ihnen, indem sie den zurückgebliebenen Schnee sammelten und ihn von den Fenstergesimsen und andern Theilen wegschafften. Um Mittag hörte das Schneegestöber auf, der Himmel wurde heller und die Sonne schien glänzend, obgleich sie nur wenig wärmte.

Nach dem Mittagessen wurde die Arbeit fortgesetzt und ein Weg nach der Hütte begonnen, in welcher die Kühe waren; ehe die Nacht eingetreten war, waren sie bis zur Brücke über den Fluß gelangt, was die Hälfte des Wegs ausmachte. Es war ein Tag voll großer Mühe, und sie waren erfreut, für den Rest desselben Ruhe zu haben. Mrs. Campbell und die Mädchen hatten einen Ueberwurf von wollenen Decken und von Fellen über die Betten gemacht, denn die Kälte war nun stark, und der Thermometer stand weit unter dem Gefrierpunkte.

Am folgenden Morgen setzten sie ihr Unternehmen wieder fort, der Himmel war noch unbewölkt und die Sonne schien hell und glänzend. Bis zur Mittagszeit war der Weg nach dem Kuhhause vollendet und die Männer beschäftigten sich dann damit, so viel als möglich Brennholz herbeizuschaffen, bis es dunkel war.

„Nun,“ bemerkte Alfred, „mögen die Sachen wie gewöhnlich innerhalb der Thore gehen; und was haben wir außen zu thun, Martin?“

„Sie müssen zuerst Ihre Schneeschuhe anlegen und lernen in denselben zu gehen,“ entgegnete Martin, „sonst sind Sie ein Gefangener, so gut als wie die Damen. Sie sehen, John, daß Sie nicht in Malachis Hütte sind.“

„Ich gehe morgen," entgegnete John.

„Nein, morgen nicht, denn ich muß mit Ihnen gehen," sagte Martin, „ich kann mich nicht darauf verlassen, daß Sie Ihren Weg finden, und ich kann weder morgen noch übermorgen gehen. Wir müssen morgen unsern Stier schlachten; da hat es zwar keine Gefahr, denn ich will ihn jetzt den ganzen Winter erhalten; aber wir müssen unser Heu sichern."

„Meine Speisekammer ist nur ärmlich ausgestattet," bemerkte Mrs. Campbell.

„Hat nichts zu sagen, Ma'am, wir werden bald was darin haben, was unser Rindfleisch spart; in der nächsten Woche sollen Sie sie wohl gefüllt haben."

„John," sagte Herr Campbell, „erinnere Dich daran, daß Du nicht ohne Martin weggehen darfst."

„Ich will es nicht," entgegnete John.

Alles Wildpret in der Speisekammer war aufgezehrt, das gesalzte Fleisch war weg, so wie alle die Fische, die herbeigeschafft waren. Die letzteren waren vortrefflich genannt worden.

„Wie heißt der Fisch, Martin?"

„Er wird der Weißfisch genannt," entgegnete Martin, „und ich habe von alten Leuten aus der Gegend sagen hören, daß kein Fisch besser, ja nicht einmal so gut sey."

„Er ist ganz gewiß vortrefflich," entgegnete Herr Campbell, „und wir wollen nicht vergessen, eine tüchtige Portion für den nächsten Winter zu sammeln, wenn es Gott gefällt, unser Leben zu erhalten."

„Wo sind Sie geboren, Martin?" sagte Heinrich, als sie um das Feuer der Küche wie gewöhnlich am Abende hersaßen.

„Ei nun, Herr Heinrich, ich bin zu Quebec geboren, mein Vater war ein Korporal in der Armee unter General Wolfe und wurde in der großen Schlacht verwundet, welche zwischen diesem und dem Franzosen Montcalm statt hatte."

„In welcher beide Generale getödtet wurden, aber der Sieg uns blieb."

„So hörte ich," entgegnete Martin. „Meine Mutter war eine Engländerin und ich wurde vier Jahre nach der Einnahme von Quebec geboren. Meine Mutter starb schon früher, doch mein Vater blieb am Leben bis vor fünf Jahren, wie ich glaube. Ich kann das nicht bestimmt sagen, weil ich drei oder vier Jahre im Dienste der Pelz-Gesellschaft war und ihn todt fand, als ich zurückkehrte."

„Sind Sie denn Ihr ganzes Leben ein Jäger gewesen?"

„Nicht mein ganzes Leben und auch eigentlich nicht ein Jäger. Ich nenne mich selbst einen Schlingensteller, aber ich bin Beides noch. Zuerst, als ich ohngefähr vierzehn Jahre alt war, war ich bei den Indianern außen; denn mein Vater wollte einen Tambour aus mir machen. Das konnte ich nicht ausstehen und ich sagte daher zu ihm: „„Vater, ich will kein Tambour werden."" „„Dann, Martin,"" sagte er, „„mußt Du Dir selbst helfen, denn Alles, was ich habe, liegt in der Armee."" „„So will ich es auch machen, Vater,"" sagte ich; „„ich habe Lust nach den Wäldern."" „„Nun gut,"" sagte er, „„wie Du willst, Martin,"" so sagte ich ihm ein Lebewohl und sah ihn vor zwei Jahren nicht wieder."

„Nun und was ereignete sich dann?"

„Ei nun, ich brachte drei oder vier Päcke guter Felle mit nach Hause und verkaufte sie gut. Mein Vater war so erfreut, daß er selbst ein Schlingensteller werden wollte, bis ich dem alten Manne, einem Manne mit einem lahmen Beine, denn er war am Beine verwundet worden und hinkte, sagte, daß er seinen Lebensunterhalt bei der Jagd in den Wäldern von Canada nicht finden werde."

„War Ihr Vater noch in der Armee?"

„Nein, Ma'am, er war nicht mehr in der Armee,

sondern er war in dem Departement des Magazins-aufsehers verwendet, der gab ihm Unterkunft und Bezahlung für seine Wunde."

„Nun, fahren Sie fort, Martin."

„Ich habe nicht viel mehr zu sagen, Ma'am, ich brachte meine Felle nach Hause, verkaufte sie, und mein Vater half mir das Geld so lange durchbringen, als er am Leben war, und es war ihm sein Antheil sehr willkommen. Ich empfand leider, als ich von der Pelzkompagnie zurückkam, und fand, daß der alte Mann todt war, ein sehr schmerzliches Gefühl, denn ich hatte mit Vergnügen dem Empfang des alten Mannes entgegengesehen, und seiner Freude, seiner Lustigkeit mit mir."

„Ich fürchte, daß diese Fröhlichkeit nicht sehr klug war, Martin."

„Nein, Sir, die war wahrhaft thöricht, ich glaube es, aber ich fürchte, daß dieß immer der Fall mit uns Schlingenstellern ist. Wir gleichen den Matrosen, die nicht wissen, was sie mit dem Gelde anfangen sollen, wenn es ausbezahlt wird; so wurden wir mit ihm fertig, je früher, je besser, denn es ist unser Feind, so lange wir es haben. Ich versichere Sie, Sir, daß ich mich gewöhnlich viel glücklicher fühlte, wenn all mein Geld fort war, und wenn ich wieder zu den Wäldern zurückkehrte. Es ist ein hartes Leben, aber ein Leben, welches für ein anderes untauglich macht, ein Leben, welches sie wahrhaft anzieht. Ich will damit nicht sagen, daß ich, während ich bei Ihnen bin, eine Lust habe, zu wechseln; indessen, so lang als hier eine Jagd ist, ist es immer so gut, als wenn ich in den Wäldern wäre; aber außerdem denke ich, ich solle als Schlingensteller sterben."

„Aber Martin," sagte Herr Campbell, „wie viel klüger wäre es gewesen, das Geld zusammenzusparen, um nach einiger Zeit Felder zu kaufen, und sich als selbstständiger Mann auf einem Eigenthume anzusie-

deln, vielleicht zu heirathen und Familienvater zu werden."

„Das möchte vielleicht seyn; aber da ich nichts so sehr als das Schlingenstellen liebe, sehe ich nicht ein, wie ich jenes werden sollte. Ich könnte mein Leben Andern zu Gefallen ändern, aber nicht mir selbst."

„Das ist wirklich wahr, Martin," sagte Alfred lachend.

„Vielleicht ändert Martin seinen Sinn, ehe er ein alter Mann ist," entgegnete Mrs. Campbell. „Herr Gott, was war dieß für ein Lärmen," rief Mrs. Campbell aus, als ein melancholisches Geheul vorüber war.

„Bloß ein elender Wolf, Ma'am," sagte Martin; „wir müssen erwarten, daß diese Thiere uns jetzt nahen, da der Schnee gefallen und der Winter herbeigekommen ist."

„Ein Wolf! Sind diese nicht gefährlich?" fragte Mary Percival.

„Das hängt davon ab, Miß, wie hungrig sie sind. Doch, sie wagen es selten, ein menschliches Wesen anzugreifen. Wenn wir einige Schafe im Stalle hätten, dann würden diese einen schlimmen Stand haben."

Das Geheul wiederholte sich, und einige von den Hunden, welche in das Haus genommen worden waren und vor dem Feuer ausgestreckt lagen, sprangen auf und knurrten.

„Die hören ihn, Ma'am, und wenn wir sie hinausließen, würden sie bald bei ihm seyn. Nein, nein, John, bleiben Sie sitzen und putzen Sie fort an Ihrer Flinte; wir können den Wölfen nicht wehe thun, ihre Felle gelten nicht mehr, als einen halben Dollar, und ihr Fleisch taugt nicht zum Futter für die Hunde. Laßt das Gewürm heulen, bis es müde ist. Er wird zu den Wäldern zurückgehen, ehe es Tag wird."

„Der ist gewiß mitunter sehr melancholisch und traurig, weil er ein solches Geheul macht," sagte Emma, „ich fürchte mich."

„Was, Emma, fürchten?“ sagte Alfred, indem er zu ihr ging. „Wahrhaftig, ja, sie zittert; warum, meine liebe Emma? Erinnere Dich, wie erschrocken Du und Mary bei dem Lärmen der Frösche warst, als Ihr sie zum erstenmal hörtet; Ihr wurdet sie sehr bald gewohnt, und so wird es auch mit dem Geheul der Wölfe gehen.“

„Das ist ein großer Unterschied, Alfred,“ entgegnete Emma und schauderte zusammen, als das Geheul sich wiederholte. „Ich weiß nicht, was es ist,“ sagte sie, indem sie sich wieder sammelte, „aber ich glaube, es ist das Lesen des Little Reed Riding Hood's in meiner Kindheit, was mir einen solchen Abscheu vor dem Wolfe beigebracht hat. Ich zweifle aber nicht, daß ich ihn bald verloren haben werde.“

„Ich muß gestehen, daß es nicht den angenehmsten Eindruck auf meinen Geist macht,“ bemerkte Mrs. Campbell. „Doch ich wußte, was uns begegnen konnte, wenn wir hierher kommen, und wenn es sonst nichts ist, als durch das Geschrei eines wilden Thieres belästigt zu werden, so kommen wir leichten Kaufes davon.“

„Ich würde viel mehr Ruhe empfinden, wenn alle Gewehre geladen wären,“ sagte Mary Percival in ihrer gewohnten ruhigen Weise.

„Und ich auch,“ bemerkte Emma.

„Nun, wenn das zu Eurer Beruhigung beiträgt, dann ist es leicht geschehen,“ sagte Herr Campbell. „Laßt uns alle unsere Gewehre laden, und dann wieder an ihre Plätze bringen.“

„Meins ist geladen,“ sagte John.

„Und die übrigen sollen es bald seyn,“ bemerkte Alfred, „auch die für Euren Gebrauch bestimmten, Mutter und Cousinen. Nun, empfindet Ihr nicht einige Genugthuung in dem Gedanken, daß Ihr selbst laden und feuern könnt? Die Uebung während des

schönen Wetters ist Euch nicht entgangen, nicht wahr, theure Emma."

„Nein, und ich bin sehr erfreut darüber, daß ich es gelernt habe; ich bin etwas verzagt im Begreifen, Alfred; aber wenn ich auch etwas später fasse, so behalte ich es um so besser."

„Das glaube ich auch," entgegnete Alfred. „Ein Windstoß auf der See tönt wirklich furchtbar, wenn man in der Hängmatte herumgeworfen wird; aber wenn man auf dem Deck ist, empfindet man eine Kleinigkeit davon. Nun sind die Flinten geladen, und wir wollen zu Bette gehen und gut schlafen."

Sie zogen sich zurück, doch Alle schliefen nicht sehr gut. Das Heulen eines Wolfes wurde durch das eines andern beantwortet; Emma und Mary umklammerten sich und schauderten, als sie diese Töne hörten, und es währte lange, bis ihre Aufregung verging und bis sie einschliefen.

Sechszehntes Kapitel.

Der nächste Morgen war hell und glänzend, und als Mary und Emma, von Alfred begleitet, hinausgingen, die Kühe zu melken, obgleich es sehr kalt war, da sah Alles so glänzend und strahlend im Sonnenscheine aus, daß sie sich wahrhaft dadurch ermuntert fühlten. Der See war noch nicht gefroren, seine azurblauen Wasser kontrastirten seltsam mit der ganzen mit Schnee bedeckten Gegend, und die schlanken Tannen mit ihren hängenden Aesten boten einen abwechselnden Anblick von dem reinsten Weiß und dem dunkelsten Grün dar. Vögel waren nun nicht mehr zu sehen oder zu hören. Alles war still, so still, daß, als sie den Fußpfad entlang gingen, der nach dem Kühhause ausgeschaufelt war, sie über den Ton ihrer eigenen Stim-

men staunten, den die Luft ganz besonders wohlklingend und klingelnd wiedergab. Alfred hatte seine Flinte über die Schulter gehängt und ging vor seinen Cousinen her.

„Ich will Dir beweisen, daß all Deine Furcht grundlos war, meine theure Emma, und daß Du Dich durch einen elenden Wolf durchaus nicht hättest aufregen lassen sollen," sagte Alfred.

„Das mag wohl seyn," versetzte Emma, „aber nun sind wir recht erfreut über Deine Gesellschaft."

Sie kamen an die Kühhütte ohne weiteres Abenteuer, ließen Sancho los, welcher angebunden war, weil es bestimmt war, daß der Hund mit den andern zu Hause bleiben sollte, und melkten nun die Kühe. Nachdem sie dieses Geschäft beendigt und die Fütterung besorgt hatten, bemerkte Mary Percival, daß ihre Fußstapfen abgedrückt waren.

„Ich muß sagen, daß es mir nicht bloß sehr gelegen, sondern auch sehr angenehm wäre, wenn sich die Kühe näher bei dem Hause befänden."

„Das glaube ich auch," entgegnete Alfred, „es ist Schade, daß kein Kühstall innerhalb der Pallisaden ist; aber gegenwärtig haben wir keine Mittel, einen zu machen. Nächstes Jahr, wenn mein Vater seine Pferde und seine Schafe gekauft hat, wie er im Sinne zu haben sagt, werden wir einen regelmäßigen Stall für alle Thiere nahe am Hause bauen und ihn rund herum so mit Pallisaden versehen, wie es das Haus ist, jedoch mit einem Uebergange von der einen Pallisadirung in die andere. Das wird sehr gelegen seyn; aber Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden, wie das Sprichwort sagt, und wir müssen daher bis zum andern Winter warten."

„Und bis sie in der Zwischenzeit von den Wölfen gefressen worden sind," versetzte Emma lachend.

„Was, Du machst nun Scherze über Deine Furcht, Emma?"

„Ja, ich fühle mich sehr muthig, nun da ich glaube, daß nichts zu fürchten ist.“

Der Rest der Woche war unter den Uebungen des männlichen Theils der Ansiedlung mit den Schneeschuhen vorübergegangen. Der weibliche Theil aber kam selten zur Thüre hinaus, weil die Kälte wirklich sehr streng war. In den ersten drei oder vier Tagen wurden Mary und Emma durch Alfred begleitet, später aber, nachdem das Heulen der Wölfe jede Nacht gehört worden war, faßten sie Muth, indem sie erkannten, daß diese Thiere beim Tageslicht nie sich blicken ließen, und gingen nun wie früher allein ihre Kühe zu melken. Am Donnerstage hofften sie den alten Malachi Bone zu sehen; allein er kam nicht, und John, welcher nun vollkommen fertig in seinen Schneeschuhen gehen konnte, wurde wahrhaft ungeduldig. Alfred und Martin waren eben so begierig, den alten Mann zu sehen, weil er ihnen Gewißheit geben sollte, ob er irgend eine Entdeckung hinsichtlich der Indianer gemacht habe. Der Sonntag war wie gewöhnlich ein Tag der Ruhe von der Arbeit. Das Kirchengebet wurde von Herrn Campbell gelesen und der Abend ging in ernsthaften Betrachtungen hin. Herr Campbell, gewöhnlich guten Muthes, war es an diesem Abende nicht, wahrscheinlich hatte die Strenge des Winters, die er nun gesehen und deren lange Dauer er erkannt hatte, Einfluß auf seinen Geist gewonnen; er war melancholisch sowohl als ernst. Er kam mehr als einmal auf ihren früheren Aufenthalt in England zurück, was eine sehr ungewöhnliche Erscheinung war, und leitete durch deren Verfolg die Unterhaltung darauf. Obgleich es Niemand sagte, so fühlten es doch Alle, welch' ein Unterschied zwischen ihrer gegenwärtigen Lage und zwischen der sey, die sie aufzugeben gezwungen gewesen. Mrs. Campbell, welche erkannte, daß der Trübsinn über die ganze Gesellschaft sich verbreitet habe, machte verschiedene Bemerkungen, die den Zweck hatten, sie mit ih-

rem gegenwärtigen Loose auszusöhnen, und nach einiger Zeit bemerkte Herr Campbell:

„Vielleicht, meine theuren Kinder, ist es eine göttliche Gnade, welche uns hieher in diese Wildniß geschickt hat; wahr ist es, daß wir von der Civilisation entfernt sind, und daß wir, eingeschlossen durch einen strengen Winter, der Freuden und Vergnügungen beraubt sind, welche wir in der Gesellschaft gefunden hätten, die wir verlassen mußten, aber laßt uns in unserm Geiste erkennen, daß wir von so manchen Versuchungen entfernt sind, mit welchen jene uns umgeben haben würden.“

„Aber jetzt, Papa, würden Sie sehr erfreut seyn, wenn uns die Umstände erlauben sollten, nach England zurückzukehren, würden Sie das nicht?“ sagte Percival.

„Ja, mein Kind, ich würde es, und wenn ich auch so lange hier geblieben wäre, um Anhänglichkeit an diese Stelle und an die Einsamkeit, die ich erst so widerwärtig fand, zu bekommen, ich wollte nun zurückkehren nach England und zu der Gesellschaft, wenn ich die Mittel hätte. Als Christen haben wir vor der Welt und ihren Versuchungen nicht zu fliehen, aber uns in unserer Liebe zu rüsten und unser Vertrauen auf ihn zu setzen, zu kämpfen den guten Kampf, das ist unsere Pflicht erfüllen in dem Stande des Lebens, in welchen es Gott gefallen hat, uns zu versetzen.“

„Aber, wenn wir je nach England zurückkehren dürften, dann würde keine Abänderung des Lebens stattfinden, welches wir früher geführt hatten, nicht wahr, Papa?“

„Ich sehe keine, mein theurer Knabe; aber wir wissen nicht, was uns auferlegt ist. Sollte eines von uns je zurückkehren, so glaube ich, daß es in einer demüthigern Weise leben würde; und ich für meinen Theil würde in diesem Falle vorziehen, wenn es so wäre, obwohl ich vertraue, daß ich keinen großen Mißbrauch von dem Reichthum machen würde, den ich so lange

als mein Eigenthum betrachtete; ich würde vorziehen, oder ich würde wenigstens nicht trauriger seyn, viel weniger zu haben und folglich auch weniger Verantwortung zu tragen."

„Indessen, mein lieber Campbell, obwohl wir Alle unvollkommen sind, so glaube ich doch nicht, daß Viele einen bessern Gebrauch davon gemacht hätten, als Du machtest."

„Ich dachte auch so seiner Zeit, meine Theure," erwiederte Herr Campbell, „doch seit ich es verloren, habe ich oft gedacht, daß ich viel mehr Gutes damit hätte thun können. In der That ist, meine theuren Kinder, nichts dem ewigen Heile so gefährlich, als Reichthum; er vermag das Herz zu verhärten, damit es sich die Mittel beständiger Selbsttäuschung verschaffe. Unter solchen Umständen ist man geneigt, eigenliebig zu werden, mit seinem eigenen Werke im höchsten Grade zufrieden und zu hochmüthig, um seine Fehler zu erkennen. Habt Ihr in der Litanei, welche ich diesen Morgen bei dem Gottesdienste las, bemerkt, wie dieses Gebet hauptsächlich auf die Befreiung von den Gefahren des Reichthums gerichtet war?"

„Zu jeder Zeit in unserm Trübsale, zu jeder Zeit in unserm Wohlstande, in der Stunde des Todes, und an dem Tage des Gerichts, erlöse uns, guter Gott."

„Prüft dieses, meine theuren Kinder, stets in unserer Trübsal, das ist, sowohl in Armuth und Traurigkeit, und vielleicht verhungernd vor Mangel (und in wenigen Lagen sind die Menschen so aufgeregt zu Verbrechen), als auch zu jeder Stunde unseres Reichthums, und ihr findet, daß dieser, der augenscheinliche und klar hervortretende Reichthum, dem Seelenwohle mehr gefährlich ist, als die äußerste Armuth und die Versuchungen, welche sie begleiten; bemerkt ferner, wenn ihr in die gefährlichste aller Lagen kommen solltet, wenn Alles hingegeben ist, und nichts mehr vernichtet

werden kann, bedenkt da: der Stunde des Todes folgt der Tag des Gerichts."

Herr Campbell hörte auf zu sprechen und es trat nun eine Pause ungefähr eine Minute lang in der Unterhaltung ein, bis Mary Percival sagte:

„Was betrachten Sie denn, mein theurer Onkel, als die beneidenswertheste Lage des Lebens?"

„Eine bescheidene Unabhängigkeit betrachte ich als das Beneidenswertheste; nicht beschäftigt durch den Handel, weil der Geist des Handels zu geneigt ist, uns zu verleiten, uns damit zu befassen, was ein wirklicher Betrug ist. Ich möchte sagen, daß ein Landedelmann, der auf seinem Eigenthume und in Mitte seiner Lehensleute wohnt, dabei die Armen um ihn beschäftigt, eine Lage hat, in welcher er die wenigste Versuchung findet, Unrecht zu thun, und die meisten Gelegenheiten, Wohlthaten auszutheilen."

„Ich bin mit Dir einverstanden, mein theurer Campbell," sagte seine Gattin, „und doch, wie wenige sind mit einem solchen Loose zufrieden?"

„Weil das Jagen nach Reichthum so stark ist, daß jeder mehr haben will, als er hat, daß so wenige Menschen zufrieden seyn mögen. Dieses Sehnen nach Bereicherung überfällt uns und bemeistert sich unserer, und was kann absurder seyn, als die Sorge und die Aengstlichkeit, Reichthümer zu gewinnen von Seiten derer, welche vielleicht schon mehr haben, als für ihre Bedürfnisse nothwendig ist; dieses Haschen nach Reichthümern, das nicht weiß, wo es aufhören soll, und die Seele in Gefahr bringt, das zu erlangen, was sie beim Tode zurücklassen muß. Andere häufen Reichthümer auf, nicht geleitet durch den Geiz, um sie zusammenzuhalten, sondern getrieben von der Sucht, sie zu vergeuden, und sie sammeln ungerechter Weise, damit sie nach Belieben verschwenden können; diese gleichen Narren, und wie bedeutungsvoll ist die Lehre, welche uns die heilige

Schrift gibt.“ Herr Campbell schlug die vor ihm liegende Bibel auf und las:

„Und er sagte zu ihnen ein Gleichniß und sprach: Es war ein reicher Mensch, deß Feld ha te wohl getragen.

„Und er gedachte bei sich selbst, und sprach: was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hie sammle.

„Und sprach: Das will ich thun, ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darein sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter.

„Und will sagen zu meiner Seele: liebe Seele, Du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink, und habe guten Muth.

„Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern *).“

Nach einem kurzen Schweigen bemerkte Mrs. Campbell: „Seitdem ich hier bin, habe ich oft darüber nachgedacht, was unsere Lage seyn möchte, wenn wir in England geblieben wären. Wir möchten in diesem Augenblicke in der größten Traurigkeit seyn, vielleicht Mangel an Nahrung haben, und ich habe daher Gott oft gedankt, daß er uns die Mittel ließ, hieherzukommen und für uns selbst zu sorgen, wie wir bisher gethan haben und wie wir auch ferner ohne Zweifel, wenn es ihm gefällt, thun werden. Wie viel besser sind wir in diesem Augenblicke daran, als viele Tausende unserer Landsleute, welche in England geblieben sind. Wie viele sind verhungert! Wie viele wurden durch Mangel zu Verbrechen fortgerissen! Wir haben dagegen ein gutes Dach über unsern Häuptern, genügende Kleidung und mehr als hinreichende Speise. Wir haben daher viele Gründe, Gott für die Wohlthaten zu danken,

---

*) Evangelium Luc. 12, 16—20.

welche er uns erzeigt hat; er hat unser Gebet erhört: „„Gib uns unser täglich Brod heute!““

„Ja,“ fuhr Herr Campbell fort, „„gib uns unser täglich Brod heute!““ ist Alles, was wir von ihm bitten sollten, und es begreift Alles, aber wie herzlos wird dieses von Man en ausgesprochen, indem sie es täglich in ihren Gebeten wiederholen. So ist es mit dem Segen, der zum Mahle erbeten wird, den so Manche als eine leere Form betrachten. Sie vergessen, daß der, welcher gibt, auch nehmen kann, und in ihrem Hochmuthe glauben sie, daß ihre eigene Geschicklichkeit und Anstrengung es gewesen seyen, welche ihnen den täglichen Unterhalt an Nahrung verschafft haben, und sie danken sich selbst, statt dem Geber alles Guten. Wie viele Tausende sind da, die um viel mehr bitten, als sie nöthig haben, von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, ohne einen dankbaren Blick zum Himmel aufzusenden, indem sie den Fleischer und den Bäcker als ihre Versorger betrachten, und die Schuld durchstrichen ist, so wie die Rechnung bezahlt wurde. Wie verschieden muß das Gefühl des armen Bewohners einer Hütte seyn, der in Ungewißheit schwebt, ob seine Arbeit ihm und seiner Familie am morgenden Tage ein Mahl verschaffen werde, der oft Hunger und Elend erduldet, und, was ist qualvoller, weiß, daß auch seine Lieben sie erdulden. Wie inbrünstiger muß er beten, wenn er ruft: „„Gib uns unser täglich Brod heute!““

Die Unterredung hatte eine sehr ernste Wirkung auf die Gesellschaft, und als sie sich bald darauf zur Ruhe begaben, da legten sie ihre Häupter nicht ohne Ergebung auf ihre Kissen nieder, vielmehr dankerfüllt für die Wohlthaten, die ihnen erzeigt worden waren und fühlend, daß sie auch in der Wildniß unter dem Auge einer wachenden und gnadenreichen Vorsehung seyen.

Siebzehntes Kapitel.

Am Montag Morgens kamen Alfred und Martin in den Viehstall und schlachteten den Stier, welchen sie von dem Commandanten des Forts erhalten hatten. Als er getödtet war, wurde er aufgeschnitten und in das Lagerhaus gebracht, wo er bis zur Verspeisung während des Winters aufgehangen wurde.

Als die Gesellschaft bei dem Mittagessen saß, wurde sie von Capitän Sinclair und einem Lieutenant der Garnison überrascht. Es ist schwerlich nothwendig zu sagen, daß die ganze Familie erfreut war, sie zu sehen. Sie waren in ihren Schneeschuhen gekommen, und brachten einige Reb- und Hasel-Hühner mit, wie sie dann und wann genannt werden, die sie auf ihrem Wege geschossen hatten. Capitän Sinclair hatte von dem Commandanten die Erlaubniß erhalten, hinüber zu gehen und zu sehen, wie sich die Familie Campbell befinde. Er hatte keine Neuigkeiten von irgend einer Bedeutung, weil keine Verbindungen zwischen Montreal und Quebec statt gehabt hatten, auf dem Fort befand sich Alles wohl, Oberst Forster hatte seine Grüße geschickt und gebeten, daß sie es ihm möchten wissen lassen, wenn er ihnen in irgend etwas nützlich seyn könne. Capitän Sinclair und sein Freund setzten sich zu dem Mittagessen nieder und sprachen mehr, als sie aßen, indem sie über jeden Gegenstand Fragen erhoben.

„Herr Campbell, wo haben Sie Ihren Ferkelstall gebaut?"

„Innerhalb der Palissaden, nächst dem Geflügelhause."

„Das ist gut," entgegnete Capitän Sinclair, „denn sonst könnten sie von den Wölfen heimgesucht werden, welche sehr lüstern nach Schweinen und Hämmeln sind."

„Wir sind von ihnen heimgesucht worden," sagte Emma, „und zwar unlängst bei Nacht durch ihr Heu-

len, welches mich noch zittern machte, als ich schon im Bette lag."

„Kümmern Sie sich nichts um ihr Heulen, Miß Emma, wir haben genug um das Fort her, ich kann Sie versichern, keiner greift an und diese werden auch Sie nicht angreifen, so lange sie nicht angegriffen werden, wenigstens kenne ich keinen Fall, obwohl ich gestehen muß, daß ich von einem gehört habe."

„Sie werden doch diese Nacht hier schlafen?"

„Ja, wir haben es im Sinne, wenn Sie ein Bären- oder Büffel-Fell entbehren können," versetzte Capitän Sinclair.

„Ohne Zweifel können wir das," sagte Herr Campbell.

„Wenn Sie sich damit behelfen können, Capitän Sinclair," sagte Emma etwas scherzhaft. „Da Sie sagen, daß es keine gefährlichen Thiere seyen, so bringen Sie uns diese Nacht ein wenig Felle, das würde den Gegenstand unterhaltend machen."

„Emma, wie kannst Du solchen Unsinn sprechen?" rief Mary Percival. „Wie sollten wir Sie auffordern können, als Gast solch' einem Dienste sich zu unterziehen? Warum hast Du das nicht Alfred, oder Heinrich, oder Martin vorgeschlagen?"

„Wir wollen es beide versuchen, wenn es Dir beliebt," entgegnete Alfred.

„Ich muß mein Veto gegen jedes solches Wagstück einlegen," sagte Herr Campbell, „wir haben genug Gefahren zu bestehen, so daß wir nicht nöthig haben, ihnen freiwillig entgegen zu gehen, und wir haben gerade jetzt keine Gelegenheit für Wolfshäute. Ich muß Sie jedoch für morgen um Ihre Hülfe bitten. Wir wünschen unser Fischerboot aus dem Wasser zu ziehen, bevor sich das Eis auf dem See festsetzt, und wir haben nicht Hände genug dazu."

Während des Tags fragte Capitän Sinclair Alfred, ob er nicht von dem alten Jäger irgend eine Nachricht hinsichtlich der Indianer erhalten habe. Alfred entgeg-

nete, daß er ihn jeden Tag erwarte, daß er aber bis jetzt noch keine Mittheilung von ihm empfangen habe. Capitän Sinclair sagte, daß sie im Forte in derselben Lage sich befinden und daß Oberst Forster hoffe, daß der alte Jäger bis jetzt irgend eine Erkundigung eingezogen habe.

„Ich würde nicht überrascht seyn, wenn Malachi Bone morgen früh hierher kommen sollte," versetzte Alfred, „er ist eine geraume Zeit weggeblieben, und ich bin sicher, er ist eben so begierig, John bei sich zu haben, als dieser ungeduldig ist, zu gehen."

„Nun, ich hoffe, daß es so wird, damit ich dem Oberst sagen kann, daß ich Nachforschungen in der Gegend anstellte. Ich glaube aber, daß er wohl im Stande seyn wird, eine Entschuldigung zu finden, um hierher zu kommen, indem er besorgter um Ihre Familie ist, als ich mir dachte. Wie gut Ihre Cousine Mary aussieht."

„Ja, und, wie ich glaube, auch Emma, sie ist um einen halben Kopf gewachsen, seit sie England verließ. Beim Himmel, Sie haben mir zu meinem Range als Lieutenant Glück zu wünschen, den ich erlangt habe."

„Ich thue das gewiß, mein theurer Junge," entgegnete Capitän Sinclair. „Sie werden sich im Fort freuen, wenn sie dieses hören. Wann werden Sie hinüber kommen?"

„Sobald ich ein wenig besser auf den Schneeschuhen gehen kann. Wenn aber der alte Jäger morgen nicht kommt, so werde ich hinüber kommen, sobald er uns einige Neuigkeiten bringt."

Die Vergrößerung ihrer Gesellschaft machte Alle sehr vergnügt und der Abend ging höchst angenehm vorüber. Bei Nacht wurde Capitän Sinclair und Herr Gwynne in das große Schlafzimmer logirt, in welchem der ganze jüngere, männliche Theil der Familie schlief, und das, wie oben erwähnt wurde, zwei Reserve-Bettstellen hatte.

Am nächsten Morgen hätte Capitän Sinclair die beiden Fräulein Percival gerne auf ihrer Milchexpedition begleitet; allein da seine Dienste zum Herausziehen der Fischerbarke in Anspruch genommen wurden, so war er gezwungen, dahin zu gehen, um mit allen übrigen Männern zu helfen. Percival und John waren die einzigen, welche mit Mrs. Campbell zu Hause blieben. Nachdem John, wie gewöhnlich, einige Zeit an seiner Flinte gewischt hatte, warf er sie auf seine Schulter, rief den Hunden, welche herumlagen, und hüpfte hinaus, um einen Spaziergang zu machen, gefolgt von dem ganzen Rudel, mit Ausnahme Sancho's, welcher unabänderlich die Mädchen nach dem Kühhause begleitete.

Mary und Emma trippelten über den neu gemachten Schneepfad nach dem Kuhhause, sie waren munter und freudig und trugen ihre Eimer in den Händen. Emma lachte über Capitän Sinclairs Täuschung und daß es ihm nicht erlaubt war, sie zu begleiten. Sie waren gerade bei dem Kühhause angekommen, als der alte Sancho wüthend zu bellen anfing, und auf die entgegengesetzte Seite des Hauses sprang, in einem Momente auf dem Schneehaufen zurückprellte, über welchen er weggesprungen war, und einen großen, schwarzen Wolf festhielt, der ihn gleichfalls gepackt hatte. Der Kampf war nicht sehr lange, aber während desselben waren die Mädchen von einem solch' panischen Schrecken erfaßt, daß sie gleich Bildsäulen nur zwei Ellen von den Thieren entfernt standen. Nach und nach wurde der alte Hund durch die wiederholten Anfälle und Bisse des Wolfs überwältigt, aber er stritt muthig, bis er zuletzt unter die Füße des Wolfs gerieth, und er, seine Zunge heraushängend, schrecklich blutete und leblos da lag. Sobald sein Gegner überwältigt war, setzte sich das aufgeregte Thier, indem es seine Füße auf den Körper des Hundes stellte, seine Haare sträubte und seinen furchtbaren Kopf schüttelte, augenscheinlich in den Stand, die beiden jungen Frauenzimmer anzugreifen.

Emma schlang ihren Arm um Mary's Leib, indem sie ihren Körper vorschob, als wenn sie ihre Schwester retten wolle. Mary versuchte das nämliche, und dann blieben sie erwartungsvoll und in Schrecken vor dem zu erwartenden Sprung des Thieres stehen, als plötzlich die andern Hunde herbeisprangen und auf den Wolf stürzten. Ihr vereinigtes Bellen schallte durch die ganze Ebene hin, und John kam herbei, als der Wolf sich gegen seine neuen Feinde vertheidigte; er setzte die Mündung seiner Flinte auf den Kopf des Thieres und schoß es nieder.

Die beiden Schwestern hatten sich während dieses ganzen Vorgangs fest umschlungen gehalten; als sie aber merkten, daß der Wolf todt war und daß sie gerettet seyen, konnte Mary nicht länger stehen und sank in ihre Kniee, indem sie so ihre Schwester unterstützte, welche eine Ohnmacht bekommen hatte.

Wenn John ritterlich den Wolf schoß, so schoß er gewiß sehr nahe an seinen Cousinen vorbei. Er sah auf Mary, neigte seinen Kopf über den Körper des Wolfes, sagte: „er ist todt," nahm seine Flinte auf die Schulter, kehrte sich um und ging nach Hause.

Bei seiner Rückkehr fand er die Gesellschaft gerade von dem Herausziehen der Fischerbarke zurückgekehrt und die Heimkunft der Fräulein Percival erwartend, um dann zum Frühstücke zu gehen.

„Waren Sie es, John, der so eben geschossen hat?" sagte Martin.

„Ja," erwiederte John.

„Worauf hast Du geschossen?" sagte Alfred.

„Auf einen Wolf," war Johns Antwort.

„Auf einen Wolf! Wo?" fragte Herr Campbell.

„Bei der Kuhhütte," versetzte John.

„Bei der Kuhhütte!" sagte sein Vater.

„Ja, Sancho ist getödtet."

„Sancho getödtet! Wie, Sancho war ja mit Deinen Cousinen!"

„Ja," entgegnete John.

„Wo hast Du denn diese gelassen?"

„Bei dem Wolf," entgegnete John, indem er seine Flinte ganz gleichgültig wischte.

„Gütiger Himmel!" schrie Herr Campbell; Mrs. Campbell erbleichte; Alfred, Capitän Sinclair, Martin und Heinrich ergriffen ihre Flinten und stürzten in der größten Eile in der Richtung gegen das Kuhhaus fort.

„Meine armen Mädchen!" rief Herr Campbell aus.

„Der Wolf ist todt, Vater," sagte John.

„Todt, warum hast Du das nicht sogleich gesagt, Du nichtswürdiger Bube!" rief Mrs. Campbell.

„Ich wurde nicht gefragt."

In der Zwischenzeit hatten die Andern das Kuhhaus erreicht, und fanden zu ihrem Entsetzen, nächst dem Wolfe und dem todten Hunde, die beiden Mädchen im Schnee, hart neben den beiden Thieren, liegen; denn Mary war kurze Zeit, nachdem John weggegangen, ohnmächtig geworden. Sie hoben nun die Körper der beiden Mädchen auf, und erkannten bald, daß dieselben nicht verletzt waren. In kurzer Zeit kamen beide wieder zu sich und wurden durch die jungen Männer nach Hause gebracht.

Sobald sie anlangten, zog sie Mrs. Campbell in ihr Zimmer, damit sie sich schneller erholen möchten, und nach einer Viertelstunde kehrte sie zu der Gesellschaft zurück, welche sie mit Fragen bestürmte, wie die Sachen stehen.

„Sie sind nun mehr bei sich," entgegnete Mrs. Campbell, „und Emma hat bereits zu lachen angefangen, aber ihr Lachen ist nur hysterisch und gezwungen; sie will zur Mittagszeit herüberkommen. Es scheint, daß sie John für ihre Errettung verpflichtet sind; denn sie sagen, daß der Wolf gerade auf sie habe losspringen wollen, als er ihnen zu Hülfe kam. Wir müssen dem Himmel wirklich sehr dankbar für ihre Erhaltung

seyn. Nach dem, was Martin von den Wölfen sagte, war ich nicht der Meinung, daß sie so gefährlich seyen."

„Nun, Ma'am, ich that es hauptsächlich, um sie zu tadeln, und was ist die Ursache?" versetzte Martin. „Als ich den Stier tödtete, warf ich die Ueberreste in den Schnee bei der Kuhhütte, in der Meinung, daß die Wölfe und andere Thiere sie bei Nacht fressen möchten; aber ich sehe, daß dieses Thier hungrig war, von diesem Mahle nicht abließ, als der Hund es angriff, und daß dieser Angriff die Bestie so wild und wüthend machte."

„Ja, es war ein Fehler von mir und Martin," bemerkte Alfred; „dem Himmel sey Dank, daß es nicht schlimmer ist."

„So ferne dieses ein Gegenstand der Reue ist, betrachte ich es als einen der Dankbarkeit," entgegnete Herr Campbell. „Wenn dieses begegnet wäre, ohne daß irgend eine Hülfe gekommen wäre, so würden diese armen Mädchen in Stücke gerissen worden seyn. Nun, da wir die Gefahr kennen, mögen wir uns in Zukunft vor derselben hüten."

„Ja, Sir," versetzte Martin, „in Zukunft wollen wir die Kühe nach Hause treiben, damit sie jeden Morgen und Abend gemolken werden; innerhalb der Pallisaden wird keine Gefahr seyn. Meister John, Sie haben wohl gethan. Sie sehen, Ma'am," fuhr Martin fort, was ich gesagt habe, ist wirklich eingetroffen. Eine Flinte in der Hand eines Kindes ist eine ebenso tödtliche Waffe als in der Hand eines starken Mannes."

„Ja, wenn Muth und Geistesgegenwart bei ihrem Gebrauche vorwalten," entgegnete Herr Campbell. „John, ich bin über Dein Betragen sehr erfreut."

„Die Mutter hat mich nichtswürdig geheißen," sagte John noch zürnend.

„Ja, John, ich hieß Dich nichtswürdig, weil Du uns nicht sagtest, daß der Wolf todt sey, und uns in der Meinung ließest, Deine Cousinen seyen in Gefahr,

nicht aber, weil Du den Wolf getödtet hast. Nun aber küsse ich Dich und danke Dir für Deine Herzhaftigkeit und Dein braves Benehmen."

„Ich werde allen Officieren auf dem Forte sagen, welch' ein braver kleiner Junge Sie sind, John," sagte Capitän Sinclair. „Es sind sehr wenige unter ihnen, die einen Wolf geschossen haben, und dann habe ich weiter, John, einen schönen Hund, welchen mir einer der Officiere vor einigen Tagen gegen einen Klepper gab, und ich will ihn mit herüber bringen, und ihn Ihnen als Ihren eigenen Hund zum Geschenke machen. Er will Alles jagen und ist ein sehr kräftiger Hund, der über einen Wolf leicht Herr wird. Er ist halb eine englische Dogge und halb ein schottischer Hirschhund, und er ist so groß," fuhr Capitän Sinclair fort, indem er seine Hand der Schulter Johns gleich hielt.

„Ich will mit Ihnen nach dem Fort gehen," sagte John, „und ihn hieher bringen."

„Thun Sie das, John, und ich will mit Ihnen gehen," sagte Martin, „wenn es der Herr erlaubt."

„Wohl," versetzte Herr Campbell, „es mag geschehen; wenn er mit Martin geht, seine eigene Flinte und den Hund hat, so wird John, hoffe ich, sicher genug seyn."

„Gewiß, ich habe keine Einwendung," sagte Mrs. Campbell, „und sage Ihnen vielen Dank, Capitän Sinclair."

„Wie heißt der Hund?" sagte John.

„Oscar," entgegnete Capitän Sinclair. „Wenn Sie ihn mit Ihren Cousinen laufen lassen, braucht man vor einem Wolfe keine Furcht zu haben; er wird nie von einem überwältigt werden, wie der arme Sancho."

„Hie und da will ich ihnen denselben leihen," sagte John.

„Immer, wenn Sie ihn nicht selbst brauchen, John."

„Ja, immer," versetzte John, indem er zur Thüre hinausging.

„Wohin gehst Du, mein Lieber?" sagte Mrs. Campbell.

„Ich will den Wolf abziehen," entgegnete John, indem er fortging.

„Gut," bemerkte Martin, „der will ein schulgerechter, kühner Jäger werden. Ich kann sagen, der alte Bone hat ihn gelehrt, ein Thier abzuziehen. Indessen will ich gehen und ihm helfen, denn es ist wirklich eine sehr gute Haut." Martin folgte dem Knaben.

„Martin hätte besser wissen sollen, wohin man die Ueberreste thut," bemerkte Capitän Sinclair.

„Wir müssen nicht zu streng seyn, Capitän Sinclair," sagte Alfred. „Martin verachtet die Wölfe, und der Wolf würde nicht in der Nähe geblieben seyn, wenn ihm ein Mann statt zwei jungen Mädchen entgegengestanden wäre. Die Wölfe sind sehr schlau und ich glaube, daß sie ein Weib oder ein Kind angreifen werden, während sie vor einem Manne fliehen. Ueberdies ist es etwas sehr Ungewöhnliches für einen Wolf, bis Tagesanbruch zu bleiben, selbst wenn ihn ein Fraß reizt. Dieser Fraß war es, der außerordentliche Hunger des Thieres und der Angriff des Hundes, ein Zusammenfluß von Umständen, der dieses Ereigniß herbeiführte; ich glaube nicht, daß Martin getadelt werden kann, denn Alles kann man nicht vorhersehen."

„Möglich," entgegnete Capitän Sinclair, „aber was man wohl thut, das endet gut."

„Sind noch mehr andere Thiere hier zu fürchten?" fragte Mrs. Campbell.

„Der Bär hat sich nun während des Winters in den Höhlen, oder in hohlen Bäumen, oder in der Erde verborgen, wo er sich eine Grube gemacht hat. Er wird nicht vor dem Frühlinge herauskommen. Die Bergkatze, oder der Panther, ist ein viel gefährlicheres Thier als der Wolf, doch ist es selten; ich denke übri-

gens, daß sich die jungen Damen nicht allein und ohne einige Flinten hinauswagen sollen, um einem ähnlichen Ereignisse auszuweichen. Wir haben sehr viele Luchse hier, aber ich zweifle, daß diese ein Kind angreifen werden, obgleich das Thier kämpft, wenn es angegriffen wird, und sehr arg beißt und kratzt."

Die beiden Schwestern Percival traten nun ein; Emma war sehr lustig; aber Mary sehr ernst. Capitän Sinclair drückte beiden die Hand und sagte:

„Nun, Emma, Sie scheinen sich früher gesammelt zu haben, als ihre Schwester."

„Ja," versetzte Emma, „aber ich war viel mehr erschrocken als sie, und wenn sie mich nicht gehalten hätte, so wäre ich auf die Füße des Wolfes gefallen. Ich überließ mich meiner Furcht, Mary hielt die ihrige zurück, und ihre Anstrengungen waren also viel größer als die meinigen, so daß sie sich von denselben nicht so bald erholen konnte. Die Wahrheit ist, Mary ist tapfer, wenn die Gefahr da ist, ich aber bin nur tapfer, wenn sie vorüber ist."

„Ich war weit mehr erschrocken als Du, meine theure Emma," sagte Mary Percival. „Doch wir müssen unserer Tante nun helfen und das Mittagessen fertig machen."

„Ich kann nicht sagen, daß ich diesen Morgen einen Wolfshunger habe," entgegnete Emma lachend, „aber Alfred will für mich und für sich selbst essen."

In wenigen Minuten stand das Mittagessen auf dem Tische und alle setzten sich, ohne auf Martin und John zu warten, die immer noch damit beschäftigt waren, den Wolf abzuziehen.

Achtzehntes Kapitel.

„Hier kommen Martin und John endlich," sagte Herr Campbell, nachdem sie ohngefähr eine Viertelstunde bei Tisch sich befanden.

Aber das war irrig, statt Martin und John erschien Malachi Bone und war zu ihrem Erstaunen von seiner jungen Frau, der Erdbeerpflanze, begleitet.

Jedes hieß ihn willkommen und die Fräulein Percival eilten zu ihrer kleinen weiblichen Bekanntschaft und wollten haben, daß sie sich zwischen sie setze; doch sie lehnte es ab, und nahm ihren Sitz auf dem Fußboden nächst dem Feuer.

„Sie ist an Sessel und Stühle nicht gewohnt, Miß. Lassen Sie sie da, wo sie ist," sagte der alte Bone. „Sie befindet sich dort behaglicher, und das ist es, was Sie wollen, davon bin ich überzeugt. Ich brachte sie mit mir, weil ich all das Wild nicht selbst tragen konnte, und ihr zugleich auch den Weg zum Hause und wie dieses befestigt ist, zeigen wollte, damit sie bekannt sey, wenn ich bei Nacht eine Botschaft senden sollte."

„Eine Botschaft bei Nacht senden," sagte Mrs. Campbell überrascht. „Warum? Welch mögliche Veranlassung könnte sich hiezu darbieten?"

Capitän Sinclair und Alfred, welche erkannten, daß der alte Jäger so Manches zu sagen habe, waren sehr in Verlegenheit über das, was er sagte. Sie wollten Mrs. Campbell und die Mädchen nicht mit den Indianern erschrecken, besonders da sie gerade diesen Morgen so sehr in Aufregung gebracht worden waren. Endlich sagte Alfred:

„Die Sache ist, meine theure Mutter, daß zuvor gewarnt, so viel als zuvor bewaffnet ist, wie das Sprüchwort sagt und daß ich Martin beauftragte, Malachi Bone zu bitten, daß er es uns unmittelbar zu

wissen thun solle, wenn er erfahren würde, daß einige Indianer nahe oder um uns seyen."

„Ja, Ma'am, das ist die ganze Geschichte," fuhr Malachi fort, „wenn sie in den Wäldern sind, so ist es das Beste, immer das Gewehr geladen zu haben."

Mrs. Campbell und die Mädchen waren sichtbar nicht wenig erschrocken, als ihnen die Gefahr so geradezu angekündigt wurde. Capitän Sinclair nahm es wahr und sagte:

„Wir haben immer Spione und Aufpasser um das Fort, damit wir wissen, wo die Indianer sind und was sie beginnen. Letzten Monat wußten wir, daß sie eine Berathschlagung hielten, daß sie aber auseinander gingen, ohne zu irgend einem Entschlusse gekommen zu seyn, und ohne daß sie, so viel wir Gewißheit erlangen konnten, irgend eine Feindseligkeit beschlossen hätten. Doch wir trauen den Indianern nie, und da sie wissen, daß wir sie beobachten, so hüten sie sich sehr wohl, irgend eine Gewaltthat zu verüben; sie haben lange Zeit nichts unternommen und ich denke, sie werden es auch jetzt nicht wagen. In der Zwischenzeit erfahren wir, wo sie sind, und ich bat Alfred, mit Malachi Bone zu sprechen, daß er uns unmittelbar Nachricht gebe, wenn er etwas von ihnen hören oder sehen sollte. Ich habe indessen nicht im Sinne gehabt, daß die Damen in der Nacht geweckt werden sollen," fuhr Capitän Sinclair lachend fort, „das war auch ganz und gar nicht nöthig."

Malachi Bone wollte antworten, doch Alfred kneipte ihn in den Arm. Der alte Mann verstand, was er meinte, und schwieg. Endlich sagte er:

„Ja wohl, darum ist sich nicht zu kümmern, und es geschah nur, daß die Erdbeere ihren Weg und die Lage kennen lernte; es ist bloß, daß sie weiß, wo die Hunde sind, wenn sie mit einer Botschaft kommen sollte."

„Nein, nein," entgegnete Herr Campbell, „ich bin

erfreut, daß sie gekommen ist, und ich hoffe, daß sie sehr oft kommen wird. Nun, Malachi, nehmen Sie Platz, und essen Sie etwas."

„Gut," sagte Mrs. Campbell, „aber was die Indianer betrifft, so haben Sie uns, wie ich gewiß weiß, nicht Alles gesagt, und die Ueberzeugung, daß dieses der Fall ist, macht mich und die Mädchen in der That sehr unruhig. Ich bitte Sie daher, uns so zu behandeln, wie wir behandelt seyn müssen; wir theilen die Gefahr, wir müssen daher auch die Gefahr kennen."

„Ich glaube nicht, daß hier von irgend einer Gefahr die Rede ist, Mrs. Campbell," entgegnete Capitän Sinclair. „Malachi hatte nähere Nachricht uns zu geben. Ich stimme übrigens mit Ihnen vollkommen überein, daß Sie Alles das kennen müssen, was wir kennen, und ich bin ganz bereit, auf diesen Gegenstand einzugehen, so unbedeutend er auch ist."

„Ich denke, so muß es seyn, mein Theurer," bemerkte Herr Campbell, „denn ich habe bis jetzt von diesem Gegenstande nichts gehört. Ich bitte Sie daher, Capitän Sinclair, uns davon zu unterrichten."

Capitän Sinclair erzählte nun, was er zu Alfred gesagt hatte, und indem er hiebei besonders hervorhob, daß hier durchaus kein Grund zur Furcht vorhanden sey, bat er Malachi Bone zu sagen, ob er sonst noch etwas mitzutheilen habe.

„Die Indianer versammelten sich, wie sie sagten, und da sie nicht einig werden konnten, so sind sie auseinander gegangen und befinden sich nun alle entweder auf der Jagd oder auf dem Schlingenstellen. Aber eine Sache ist noch, die mir nicht ganz gefällt, und das ist die „zornige Schlange," wie er genannt wird. Dieser war bei der Versammlung und benahm sich außerordentlich giftig gegen die Engländer, und er treibt sich in dem Winter immerfort hier herum."

„Die zornige Schlange," sagte Capitän Sin-

clair, „ist das der Häuptling, welcher den Franzosen diente und eine Medaille trägt?“

„Derselbe, Sir; er ist zwar kein Häuptling; er war aber ein sehr guter Krieger in jener Zeit und die Franzosen waren ihm außerordentlich gewogen, weil er ihnen sehr wohl diente; aber er ist nicht Häuptling, ob er gleich als eine Art davon in Folge der Verhältnisse betrachtet wurde, in welchen er mit den Franzosen stand. Er ist nun ein alter Mann und wahrhaft erbittert, er hat während des Kriegs manchen Engländer an den Pfahl gespießt und sonst gemartert. Er haßt uns und hetzt immer an den Indianern, den Krieg mit uns zu beginnen; doch bis zu diesem Tage war es vergeblich, und sie achteten bei der Versammlung nicht auf ihn.“

„Aber warum gefällt Ihnen die Sache mit ihm nicht?“ sagte Herr Campbell.

„Weil er seinen Aufenthalt für seine Winterjagd nicht ferne von uns mit sechs oder sieben jungen Kriegern genommen hat, die ihm ganz ergeben sind, und weil er ein Nichtswürdiger ist. Wenn die indianische Nation den Krieg nicht beginnen will, so thut er es mitunter auf eigene Rechnung, wenn es ihm möglich ist. Er hat keinen geringen Ruf, ich kann es Ihnen sagen.“

„Will er Sie angreifen?“

„Mich? Nein, nein; er weiß etwas besseres zu thun; er kennt meine Flinte wohl. Er hat ihr Geschoß in seinem Körper; er dürfte es auch nicht, wenn er wollte, denn ich bin selbst Indianer und kenne die List der Indianer. Sie sehen, dieses Volk hat eigene Begriffe; während des ganzen Kriegs konnten sie mich mit ihren Flinten nicht treffen, und sie glauben, daß ich unverwundbar sey. Das ist nun ihr Aberglaube und sie denken, meine Flinte fehle nie, (und darin haben sie allerdings recht, denn ich fehle unter hundert Schüssen nicht einmal,) so kam es denn, daß sie mich

als ein übernatürliches Wesen fürchten und mich auch so nennen; doch das ist der Fall bei allen von ihnen nicht, und wenn die Schlange über die Palissaden klettern kann, so möchte es sehr gefährlich seyn."

„Die Stämme wissen aber doch, daß irgend ein Angriff, auch dieser Art, als eine Kriegserklärung betrachtet werden würde," sagte Capitän Sinclair, „und daß wir Wiedervergeltung ausüben würden."

„Ja, aber Sie sehen, daß die Schlange keine Rücksicht auf die Verhältnisse der Stämme zu uns nimmt. Seine Nation ist weiter oben, zu entfernt, als daß sie sich vor Züchtigung fürchten sollte; und die Stämme hier, obgleich sie ihn als einen alten Krieger verehren, der gegen die Engländer gekämpft hat, und obgleich sie die größte Achtung vor seinem Alter haben, erkennen ihn oder seine Handlungsweise nicht an. Sie würden auf der Stelle und mit Wahrheit Alles läugnen und sie können auch seinem unheilvollen Beginnen nicht zuvorkommen."

„Was ist dann, wenn eine Unthat begangen wird, die Abhülfe?"

„Ei nun, wenn Sie ihn und seine Bande irgendwo finden können, dann mögen Sie alle tödten, und die Indianer werden nicht ein Wort sagen, oder irgend eine Klage ausstoßen. Das ist Alles, was geschehen kann, und was ich thun will, ist, daß ich mit ihm sprechen werde, wenn ich ihm begegne. Er fürchtet mich, und seine Bursche deßgleichen. Sie halten mich für Medicin."

„Medicin! Was ist das?" sagte Heinrich.

„Sie meinen, daß er ein bezaubertes Leben hat," entgegnete Capitän Sinclair. „Die Indianer sind sehr abergläubisch."

„Ja, das sind sie; nun, vielleicht kann ich meine Medicin erproben, und ich will ihm eine oder zwei Pillen aus meiner Flinte geben," sagte Malachi mit einem grimmigen Lächeln. „Wie es auch sey, ich will

bald mehr von ihm erfahren und es, wenn es geschehen ist, Sie wissen lassen. Schließen Sie Ihre Palisaden-Thore alle Nacht fest und behalten Sie die Hunde innerhalb derselben; ich werde Ihnen zu jeder Zeit Warnung zukommen lassen. Wenn ich ihnen auf der Spur bin, wird die Erdbeere kommen, und darum brachte ich sie mit hieher. Wenn Sie dreimal an den Palisaden zu irgend einer Stunde der Nacht klopfen hören, dann wird sie da seyn, und dann lassen Sie sie herein."

„Gut," sagte Mrs. Campbell. „Ich bin sehr erfreut, daß Sie mir dieß Alles erzählt haben; da ich nun weiß, was wir zu gewärtigen haben, werde ich muthiger und mehr auf meiner Hut seyn."

„Ich denke, wir haben klug gehandelt, indem wir Ihnen Alles das sagten, was wir selbst wußten," sagte Capitän Sinclair, „ich muß früh aufbrechen, indem ich vor Sonnenuntergang in dem Fort seyn muß. Martin und John werden mit mir gehen und den Hund hieher bringen."

„Will der Knabe nicht mit mir gehen?" fragte Malachi.

„Ja, morgen früh kann er gehen; aber nach seiner Zurückkunft von dem Fort wird es zu spät seyn."

„Nun, ich will hier warten," versetzte Malachi. „Aber wo ist er?"

„Er ist fort, um einen Wolf abzustreifen, den er diesen Morgen geschossen hat," entgegnete Alfred; „er wird bald hier seyn."

Mrs. Campbell erzählte Malachi kürzlich das Abenteuer; der alte Jäger lauschte schweigend und nickte dann beifällig.

„Ich stehe gut dafür, er bringt diesen Winter noch mehr Felle nach Hause," sagte er.

Die Gesellschaft brach gerade auf, als Martin und John herbeikamen. Capitän Sinclair sprach mit den Fräuleins Percival, während der alte Jäger zu der

Erdbeerpflanze etwas in ihrer Landessprache sagte; die Anderen besorgten ihr Geschäft, gingen entweder hinaus, oder räumten den Tisch ab, während Capitän Sinclair seine Reise mit John und Martin antrat, Jeder mit einer Flinte bewaffnet.

„Nun, das war ein aufgeregter Tag," bemerkte Herr Campbell, kurz ehe sie zu Bette gingen. „Wir haben Gott sehr zu danken und die größte Ursache, ihn um seinen fernern Schutz und um seinen ferneren Beistand anzuflehen. Gott behüte Euch Alle meine Kinder! Gute Nacht."

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen, kurz nach Anbruch des Tages, fanden sich Martin und John ein und brachten den prächtigen Hund mit sich, welchen Capitän Sinclair John geschenkt hatte.

Obgleich einer der größten Hunde, schien Oscar doch sehr gutartig zu seyn, und überging das Knurren und die ärgerlichen Blicke der andern Hunde mit gänzlicher Verachtung.

„Es ist in der That ein edles Thier," sagte Herr Campbell, indem er ihn auf den Kopf tätschelte.

„Es ist ein schönes Geschöpf," bemerkte Malachi, „ein Wolf wird ihm keinen Widerstand leisten können, und, wie ich erwarte, wird auch ein Bär mehr als eine Hand nöthig haben, um ihn zu bändigen; aber, komm her, Knabe," sagte der alte Jäger zu John, indem er ihn auf dem Wege nach dem Thore fortführte.

„Du wirst besser thun, den Hund hier zu lassen, das Thier wird hier von Nutzen seyn, während es uns zu nichts dient." John machte keine Erwiederung und der Jäger fuhr fort:

„Ich sage, es wird hier von Nutzen seyn, denn die Mädchen könnten von einem andern Wolfe angefallen, oder das Haus könnte angegriffen werden, während gute Jäger keine Hunde gebrauchen. Braucht er für uns zu wachen und uns Kunde von der Gefahr zu geben? Nein, das ist unsere Pflicht, und wir müssen auf uns selbst vertrauen, und nicht auf ein Thier. Soll er für uns jagen? Nein, denn ein Hund kann einen Hirsch nicht so schnell erreichen, als wir ihn mit unsern Flinten erreichen können; ein Hund kann uns entdecken, wenn wir wünschen, verborgen zu seyn. Die Fährte eines Hundes kann uns auffinden lassen, während wir wünschen, daß unsere Fußtritte nicht entdeckt werden. Das Thier wird uns nicht das Geringste nützen, John, es wird uns vielmehr ärgern, besonders jetzt, da der Schnee liegt. Zur Sommerszeit kannst Du ihn probiren und ihn lehren, wie der Hund eines Jägers sich benehmen soll; aber wir werden besser thun, wenn wir ihn hier lassen, und schnell ohne ihn aufbrechen.“

John nickte zum Zeichen der Beistimmung mit dem Kopfe und dann ging er zum Thore hinein.

„Gott befohlen!“ sagte John, indem er zu seiner Mutter und zu seinen Cousinen hintrat. „Ich werde den Hund nicht mitnehmen.“

„Du willst den Hund nicht mitnehmen? Das ist sehr hübsch von Dir, John,“ sagte Mary, „denn wir wünschen ihn zu behalten, damit er uns beschütze.“

John nahm seine Flinte auf die Schulter, gab der Erdbeerpflanze ein Zeichen, diese stand auf, blickte freundlich, ohne zu sprechen, auf Mrs. Campbell und die Mädchen und folgte John auf dem Fuße. Malachi war gewiß nicht sehr artig, denn er ging mit John und seiner Frau fort, ohne sich die Mühe zu nehmen, Lebewohl zu sagen. Es muß indessen bemerkt werden, daß er im Gespräche mit Martin war, welcher ihn auf dem Wege begleitete.

Der Winter war nun sehr strenge geworden, der

Thermometer stand zwanzig Grade unter dem Gefrierpunkt und die Kälte war so heftig, daß alle möglichen Vorkehrungen gegen dieselbe getroffen wurden. Mehr als einmal war Percival, dessen Geschäft es war, das Holz zum Feuern herbeizubringen, vor Kälte fast erstarrt, allein da Mrs. Campbell außerordentlich aufmerksam war, so wurde das Mittel des kalten Schnees stets mit Erfolg angewendet. Das Heulen der Wölfe währte jede Nacht fort, aber sie waren nun daran gewöhnt, und die einzige Folge davon war, daß, wenn einer derselben näher als gewöhnlich an das Haus kam, Oscar seinen Kopf in die Höhe hielt, knurrte und dann sich wieder niederlegte, um fortzuschlafen. Oscar bekam eine große Zuneigung zu den Mädchen, und war ihr unwandelbarer Gefährte, wenn sie das Haus verließen. Alfred, Martin und Heinrich gingen nun täglich auf die Jagd aus, indem, wenn sie nicht auf der Jagd waren, wenig für sie zu thun war. Herr Campbell blieb mit seiner Gattin und seinen Nichten zu Hause, hie und da, jedoch nicht sehr oft, begleitete Percival die Jäger; Malachi und John wurden wenig gesehen, John kehrte immer nach zehn Tagen zurück, aber obgleich er seinem Versprechen genau nachkam, so war seine Sehnsucht, zu Malachi zurückzugehen, doch so auffallend, daß Mrs. Campbell wünschte, daß er lieber weg sey, als daß er so oft wider seinen Willen nach Hause zurückkehre.

Inzwischen kam die Zeit des Jahresschlusses, und, eingeschlossen, wie sie durch die Strenge der Jahreszeit waren, da sie auch nur wenig oder nichts zu thun hatten, schien der Winter länger und langweiliger, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie schon seit längerer Zeit sich angesiedelt und Mittel, sich zu beschäftigen, gehabt hätten; denn im Winter ist es, daß der canadische Landmann sein Dreschen und andere mit der Landwirthschaft verbundene Geschäfte vornimmt und sich so auf den kommenden Frühling vorbereitet. Bei ihnen war es

der erste Winter, sie hatten daher nichts dergleichen zu thun und waren folglich ohne Beschäftigung. Mrs. Campbell und ihre Nichten arbeiteten und lasen, beschäftigten sich so viel als möglich, sie waren aber immer in die Thore eingeschlossen, und das konnte natürlich der Monotonie und der Langweiligkeit ihrer Lage nicht abhelfen. Die jungen Männer fanden Beschäftigung und Unterhaltung in der Jagd; sie brachten eine Menge verschiedener Thiere und Felle, und der Abend war gewöhnlich der Erzählung dessen gewidmet, was sie während des Tages auf ihren Jagdzügen erlebt hatten. Aber auch diese Jagdgeschichten wurden zuletzt mit Gleichgültigkeit gehört. Es war dasselbe Thema, immer und immer wiedergegeben, wenn auch mit Variationen, und daher war es für den Zuhörer nicht länger mehr anziehend.

„Ich bin doch begierig, wenn John zurückkommen wird?“ sagte Emma zu ihrer Schwester, als sie arbeitend da saßen.

„Da er immer nur zwei Tage dableibt, so dürfen wir ihn für längere Zeit nicht erwarten.“

„Ich weiß das; ich bin begierig, ob Oscar einen Wolf tödten könnte; ich hätte fast Lust, ihn hinauszulassen, um es zu versuchen.“

„Ich dächte, Du hättest genug an Wölfen, Emma,“ entgegnete Mary.

„Nun wohl; aber der alte Malachi will uns keine Neuigkeiten mehr von den Indianern bringen,“ fuhr Emma gähnend fort.

„Ei, ich denke nicht, daß seine Neuigkeiten irgend etwas Angenehmes brächten, Emma, und warum sollten wir dann welche wünschen?“

„Warum, meine theure Mary, weil mir etwas Neues mangelt. Ich bedarf etwas, was mich aufregt, ich bin so mißlaunig. Es gibt hier nichts als Nähen, Nähen alle Tage, und ich muß immer dasselbe Ding

thun. Welch ein schreckliches Ding ein Winter in Canada ist, und noch ist er nicht halb vorüber."

„Es ist wahrhaft melancholisch und eintönig, meine theure Emma, ich gebe es zu, und wenn wir mehr Abwechslung in unserer Beschäftigung hätten, so würden wir es weit angenehmer finden; aber wir müssen den innigsten Dank dafür fühlen, daß wir ein gutes Haus über unsern Köpfen haben, und mehr Sicherheit, als wir glaubten."

„Nur zu viel Sicherheit, Mary; ich fange an zu fühlen, daß ich einen Indianer selbst in seiner Kriegsrüstung empfangen könnte dieß wäre doch eine kleine Abwechslung.

„Ich denke, Du würdest Deinen Wunsch bald bereuen, wenn er gewährt würde."

„Leicht möglich, aber jetzt kann ich nicht anders helfen, ich muß es wünschen. Wann werden sie nach Hause kommen? Wie viel Uhr ist es? Ich bin begierig, was sie bringen werden; die alte Geschichte, einen Bock, ich bin des Wildes überdrüssig."

„Emma, Du hast unrecht, wenn Du Dich mißvergnügt und übelgelaunt fühlst."

„Auch möglich, aber ich habe seit wenigstens hundert Tagen keinen Gang von hundert Schritten gemacht, und das macht mich so arg verstimmt, daß ich es kaum sagen kann, und ich thue nichts als gähnen, gähnen, gähnen, weil mir Luft und Bewegung fehlt. Der Onkel läßt uns nicht auf eigene Rechnung gegen diesen schrecklichen Wolf ausgehen; ich möchte wissen, wie sich Capitän Sinclair auf dem Fort befindet und ob er auch so übelgelaunt ist, wie wir."

Um Gerechtigkeit gegen Emma zu üben, müssen wir sagen, daß es selten war, daß sie sich solche Klagen erlaubte, daß aber die Langeweile größer war, als sie ihr hochfliegender Geist ertragen konnte. Mrs. Campbell begann ihren Haushalt einzurichten, dieß gab ihr Beschäftigung, und Mary empfand, vermöge ihrer

natürlichen Anlage, dieses Einschließen nicht so sehr, als Emma. Wenn sich daher Symptome von Schlaflosigkeit zeigten, oder wenn sie versuchte, ihre Klagen wiederholt zu äußern, so raisonnirte sie mit, und besänftigte sie, machte ihr aber nie Vorwürfe. Am Tage nach dieser Unterredung nahm Emma, um sich selbst zu unterhalten, eine Flinte und ging mit Percival hinaus, sie schoß mehrmals nach einem Ziele, und ihre Fortschritte waren so ziemlich; nach und nach bekam sie Uebung und nicht ein Tag ging vorüber, ohne daß sie und Percival sich nicht eine oder zwei Stunden lang geübt hätten, so daß zuletzt Emma mit großer Genauigkeit schießen konnte. Uebung und ein Bekanntseyn mit dem vollständigen Gebrauch der Waffe gibt Vertrauen, und dieses erlangte Emma zuletzt, sie forderte Alfred und Heinrich heraus, mit ihr auf das Ochsenauge zu schießen, und sie wurde als Siegerin erklärt, entweder in Folge der Galanterie jener, oder vermöge ihrer überlegenen Geschicklichkeit.

Herr und Mrs. Campbell lachten, wenn Emma hereinkam und ihnen ihre Erfolge erzählte, und sie fühlten sich erfreut, daß sie endlich etwas gefunden hatte, was zu ihrer Unterhaltung diente.

Es schien eines Abends, daß die Jäger ziemlich langsam seyen; es war eine helle Mondschein-Nacht, aber es war auch schon acht, und sie hatten sich noch nicht gezeigt. Percival hatte die Thüre geöffnet, um etwas von dem längs der Pallisaden aufgeschichteten Brennholze zu holen, und es war später als gewöhnlich, daß er nach dem Palissaden-Thore sah. Herr Campbell hatte ihn angewiesen, dieses zu thun, und Emma, durch die Schönheit der Nacht angezogen, trat unter die Thüre des Hauses, als plötzlich das Geheul eins Wolfes ganz nahe bei ihr hörbar wurde. Die Hunde, hieran gewöhnt, sprangen zwar rasch auf, gingen aber nicht von dem Feuer der Küche hinweg. Emma ging hinaus und blickte zwischen den Palissaden durch,

ob sie nicht das Thier sehen könne, und der kleine Trim, der Dachshund, folgte ihr. Trim war so dünn, daß er durch die Palissaden kriechen konnte, und so bald als er bei ihr war, und den Wolf bemerkte, schlüpfte das muthige Thier zwischen den Palissaden hindurch und sprang auf die Bestie los, indem er so laut, als er konnte, bellte. Emma rannte hinein, riß eine Flinte herab, kam wieder heraus und erkannte, daß der arme Trim bald gefressen seyn würde. Diese Voraussetzung war auch richtig, der Wolf, statt die Flucht zu ergreifen, sprang auf das Thier los und packte es. Emma, welche das Thier nicht vollständig erkennen konnte, weil es vielleicht fünfzig Schritte von ihr war, schlug an und feuerte in dem Augenblicke, als der arme Trim einen lauten Schrei von sich gab. Es war gut gezielt, Wolf und Hund lagen neben einander. Herr und Mrs. Campbell und Mary eilten, als sie den Knall der Flinte hörten, hinaus und fanden Percival und Emma an den Palissaden hinter dem Hause.

„Ich habe ihn getödtet, Tante," sagte Emma, „aber ich fürchte, er hat den kleinen Trim getödtet. Wir wollen hinausgehen und nachsehen."

„Nein, nein, meine theure Emma, das muß nicht seyn, Deine Vettern werden bald nach Hause kommen und dann wollen wir sehen, wie die Sachen stehen; für jetzt aber ist die Gefahr zu groß."

„Da kommen sie," sagte Percival, „sie laufen so schnell sie können."

Die Jäger waren bald an dem Palissadenthore und wurden eingelassen; sie hatten kein Wild bei sich. Emma spottete ihrer, daß sie leer nach Hause kommen.

„Nein, nein, meine kleine Cousine," entgegnete Alfred, „wir hörten den Knall einer Flinte und wir warfen dann unser Wild ab, damit wir Euch schneller zu Hülfe kommen könnten, wenn es erforderlich sey. Was war denn das?"

„Sonst gar nichts, als daß ich einen Wolf ge-

schossen habe, und daß mir nicht erlaubt wurde, mein Trophäe hereinzubringen," sagte Emma. „Komm Alfred, ich will mit Dir und Martin gehen."

Sie kamen an den Platz und fanden, daß der Wolf todt war und der arme Trim lag ihm, gleichfalls todt, zur Seite. Sie trugen den Körper des kleinen Hundes hinein und ließen den Wolf bis auf morgen liegen, weil Martin sagte, er wolle ihm für Miß Emma das Fell abziehen.

„Und ich mache einen Fußschemel daraus," sagte Emma, „das soll mir ein Ersatz für die Furcht seyn, die ich vor den andern Wölfen hegte. Komm, Oscar, guter Hund, du und ich wollen auf die Wölfe jagen. Mein armer, kleiner Trim, wer hätte denken sollen, daß ich zugleich mit Dir einen Wolf tödten werde?"

Martin sagte, es würde unnütz seyn, zu dem Wilde zurückzukehren, indem es die Wölfe ohne Zweifel schon gefressen haben werden. Sie schloßen daher das Palisadenthor und traten in das Haus.

Emma's Abenteuer war der Gegenstand der Unterhaltung an diesem Abende, und Emma selbst war sehr entzückt darüber, daß sie eine solche That vollbracht hatte.

„Nun," sagte Martin, „ich habe nur ein Frauenzimmer gekannt, welches einen Wolf erlegte, Miß Emma ausgenommen."

„Und wer war es, Martin?" fragte Mrs. Campbell.

„Es war die Gattin eines unserer F. rmer, Ma'am; sie war einmal auf der Arbeit in einem Nebengebäude, als sie einen Wolf zu der Thüre ihrer Hütte, in welcher niemand war, als ihr Säugling in der Wiege, hineinlaufen sah. Sie rannte zurück und fand den Wolf gerade, wie er das Kind bei seinen Kleidern aus der Wiege herauszog. Das Thier blickte auf sie mit seinen funkelnden Augen, aber da es etwas im Rachen trug, so that es dem Kinde nichts, und sprang auf sie zu.

Das Weib hatte Geistesgegenwart genug, die Flinte ihres Mannes zu ergreifen und auf den Wolf anzulegen, aber sie fürchtete sich so sehr, das Kind zu verwunden, daß sie die Mündung nicht gegen seinen Kopf, sondern gegen seine Schultern hielt. Sie feuerte gerade, als der Wolf sich davon machte, das Thier fiel, konnte sich aber wieder auf die Füße machen, ließ das Kind aus dem Rachen fallen, und ging nun auf die Mutter los, um sie anzugreifen. Das Weib hob das Kind auf, aber der Wolf versetzte ihr einen schrecklichen Biß in den Arm, und brach ihr den Knochen nahe am Faustgelenke entzwei. Ein Wolf hat ein merkwürdig starkes Gebiß, Ma'am. Indessen war daß Kind gerettet, die Nachbarn kamen herbei, und erlegten das Thier."

„Welch' eine furchtbare Lage für eine Mutter!" rief Mrs. Campbell aus.

„Wo fand dieses statt?"

„Nicht weit von Mountains, Ma'am," entgegnete Martin, „Malachi hat mir die Geschichte erzählt, er ist daher gebürtig."

„Er ist also ein Amerikaner?"

„Ja wohl, Ma'am, er ist ein Amerikaner, weil er in dieser Gegend geboren ist; aber da diese englisch war, als er geboren wurde, so nennt er sich selbst einen Engländer."

„Ich verstehe," entgegnete Mrs. Campbell. „Er wurde geboren, ehe die Colonien ihre Unabhängigkeit erhielten."

„Ja, Ma'am, lange zuvor. Er kann nicht sagen wie alt er ist. Als ich noch ein Kind war, da war er, schon, wie ich mich erinnere, ein alter Mann. Indessen der Name, den ihm die Indianer geben, beweist dieß. Er wurde damals der „„graue Dachs"" genannt."

„Ist er denn wirklich so alt, als Sie denken, Martin?"

„Ich glaube, daß er schon mehr als sechszig Mal

den Schnee kommen sah, Ma'am, doch glaube ich, nicht viel mehr. Sein Haar war grau, ehe er noch zwanzig Jahre alt war. Er erzählte mir dieses selbst, und dieß war auch eine der Ursachen, warum sich die Indianer so sehr vor ihm fürchten. Sie haben es von ihren Vätern, daß der graue Dachs ein großer Jäger war, und dieß war Malachi schon vor mehr als fünfzig Jahren. So bilden sie sich ein, daß, weil sein Haar grau sey, er zu jener Zeit schon ein sehr alter Mann gewesen seyn müsse, so scheint er ihnen also ewig zu leben, sie betrachten ihn als bezaubert, und es ist ihre Redensart gebräuchlich: „‚große Medicin.‘“ Ich hörte einige Indianer sagen, daß Malachi hundert und fünfzig Winter gesehen habe, und sie glauben es wirklich. Ich widersprach es ihnen nie, wie Sie sich vorstellen können.“

„Lebt er behaglich?“

„Ja, Ma'am, das thut er, seine Frau weiß, was er wünscht, und thut, was er sie heißt. Sie ist wirklich in den alten Mann verliebt, und sieht auf ihn; als wenn er ihr das wäre, was er wirklich ist, ein Vater. Seine Hütte ist immer voll von Fleisch und er hat eine Menge von Fellen. Er trinkt keinen Branntwein, und wenn er Tabak zum Rauchen und Pulver und Kugeln hat, was kann ihm da fehlen?“

„Glücklich sind die, welche es am wenigsten scheinen,“ bemerkte Herr Campbell. „Ein Mann, der in irgend einer Lage zufrieden ist, ist zuverlässig glücklich. Wie wahr sind die Worte des Dichters:

Wie wenig ist es, was wir hier entbehren,
Und auch dieses Wenig nur auf kurze Zeit.

„Malachi Bone ist ein glücklicherer Mann, als hunderte Derer, die in England in Ueppigkeit leben. Laßt ihn uns, meine lieben Kinder, als Beispiel nehmen und an ihm lernen, mit dem zufrieden zu seyn, was der Himmel uns beschert hat. Aber es ist Zeit, um schla-

fen zu gehen. Der Wind hat sich erhoben, und wir werden eine lärmvolle Nacht haben. Heinrich gib mir das Buch.

Zwanzigstes Kapitel.

Alfred und Martin schafften den Wolf herein, welchen Emma geschossen hatte, aber er war so hart gefroren, daß sie ihn nicht abziehen konnten. Der arme, kleine Trim wurde eingescharrt, aber die Erde war zu fest gefroren, als daß sein Körper hätte eingegraben werden können, und er wurde daher unter dem Schnee verborgen, bis im Frühjahr das Thauwetter eingetreten seyn würde. Was den Wolf betraf, so sagten sie niemand etwas davon, aber sie blieben auf, als der übrige Theil der Familie sich zurückgezogen hatte, und nachdem der Wolf einige Zeit lang am Feuer gelegen war, so vermochten sie ihn abzuziehen.

Am folgenden Morgen zogen die Jäger aus und sie waren sehr begierig darauf, einen Truthahn, wo möglich, zu schießen, weil am folgenden Tage der Christtag war.

„Wir wollen Oscar mit uns nehmen,“ sagte Alfred, „der ist sehr schnell, und kann überall hinrennen, wohin wir mit unseren Holzschuhen nicht kommen können.“

„Ich bin begierig, ob sie einen Truthahn bekommen werden,“ sagte Emma, nachdem die Jäger fort waren.

„Ich denke, es wird schwierig seyn,“ sagte Mrs. Campbell, „doch sie wollen Alles aufbieten, was sie vermögen.“

„Ich hoffe, Sie werden es, denn ein Christtag ohne einen Truthahn ist sehr unenglisch.“

„Wir sind nicht in England, meine theure Emma,“

sagte Herr Campbell, „und wilde Truthähne sind auch bei den Geflügelhändlern nicht zu finden."

„Ich weiß, daß wir nicht in England sind, mein theurer Onkel, und ich fühle es auch. Ach, was der Tag vor dem Christtage in Werton-Hall brachte, welche Massen von warmen Wollenstoffen, welch' eine Menge von Mänteln, Flanells, wollenen Strümpfen! Wie wir alle so emsig und so glücklich im Vorbereiten und im Auslesen der Gaben für den folgenden Morgen waren, damit Alle auf viele Meilen weit an diesem Tag gekleidet seyn mochten. Und dann das Zimmer des Hausverwalters mit all' den Speisen, mit Mehl und mit Pflaumen, nach der Kopfzahl einer jeden Familie. Alles zurecht gelegt und mit Zetteln zur Vertheilung vorbereitet, und dann die Gesellschaft, die in die Dinerhalle eingeladen war, das große Diner, die neuen Kleider für die Schulmädchen, und die Gemeinde so fröhlich mit ihren neuen Kleidern in den Gängen der Kirche, mit ihren Cistenrosen und Misteln. Ich weiß, wir sind nicht in England, mein theurer Onkel, und daß Sie eine Ihrer größten Vergnügungen verloren haben, Gutes zu thun und Alles rund um Sie her glücklich zu machen."

„Wohl, meine theure Emma. Ich habe das Vergnügen verloren, Gutes zu thun, und wenn der Himmel wollte, daß es so seyn sollte, und wenn wir ihm dafür dankbar seyn müssen, und wenn wir keine Wohlthaten mehr spenden können, so sind wir doch jedenfalls nicht der Gegenstand der Barmherzigkeit Anderer, denn wir sind unabhängig und haben unser tägliches Brod. Man kann wahrhaft glücklich seyn und die ergebenste Dankbarkeit gegen so große Wohlthat hegen, ohne zum Mittagessen einen Truthahn zu haben."

„Das war nicht mein Ernst, mit dem Truthahn, mein theurer Onkel, es war die Verbindung der Ideen, geknüpft an eine lange Gewohnheit, welche mich an unsere Christzeit in Werton-Hall denken ließ. Indessen,

mein theurer Onkel, wenn es ein Bedauern enthielt, so war es weniger wegen mir, als wegen Ihnen," entgegnete Emma mit Thränen in ihren Augen.

„Vielleicht sprach ich etwas zu streng, meine theure Emma," sagte Herr Campbell. „Aber ich höre von einem solch' feierlichen Tage nicht gerne sprechen, als wenn er bloß des Essens einer gewissen Speise wegen im Gedächtniß geblieben wäre."

„Es war thöricht von mir," entgegnete Emma, „und es war gedankenlos gesprochen."

Emma ging auf Herrn Campbell zu, küßte ihn, und Herr Campbell sagte: „Nun ich hoffe, sie werden einen Truthahn bringen, weil Du einen wünschest."

Die Jäger kamen nicht sehr spät zurück und als sie in den Gesichtskreis eintraten, kam Percival, der sie erspäht hatte, hereingelaufen und sagte, daß sie ordentlich beladen seyen, und ihr Wild an einer Stange geschleppt bringen.

Mary und Emma gingen an das Thor, ihren Vettern entgegen. Daß dieselben schwer beladen waren und daß Martin und Alfred eine Stange trugen war gewiß, aber sie konnten nicht erkennen, woraus ihre Beute bestand. Als aber die Jäger an das Palisaden-Thor kamen, entdeckten sie, daß es nicht ein Wild, sondern ein menschliches Wesen war, welches sie in einer Art Tragbahre, welche aus Aesten gemacht war, trugen.

„Was ist es, Alfred?" sagte Mary.

„Warte, bis ich wieder Athem geschöpft habe," sagte Alfred, indem er das Thor aufmachte, „oder frage Heinrich, denn ich bin zu abgemattet."

Heinrich kam mit seinen Cousinen in das Haus und setzte ihnen auseinander, sie seyen auf der Verfolgung wilder Truthähne begriffen gewesen, und da habe Oscar plötzlich gestanden und zu bellen angefangen, sie seyen dann auf den Hund zugelaufen und hätten in einem Busche ein armes, indianisches Weib fast ganz erfroren und mit einer Verrenkung der Fußknöchel ge-

funden, die so stark war, daß eine schreckliche Geschwulst sie umgab und daß sie sich nicht rühren konnte; Martin habe in der indianischen Sprache mit ihr gesprochen, aber sie sey von Kälte und Hunger so erschöpft gewesen, daß sie ihm nur noch sagen konnte, sie gehöre zu einer kleinen Parthie von Indianern, welche einige Tage auf der Jagd ausgewesen seyen, und weit von hier ihre Winterhütten aufgeschlagen hätten; daß sie unter der Bürde, welche sie zu tragen gehabt, zusammengesunken, und daß ihr Bein so schlimm geworden, daß sie nicht mit ihnen habe gehen können, daß ihr dann dieselben ihre Last abgenommen, und ihr überlassen hätten, ihnen zu folgen, wenn sie könne.

„Ja," fuhr Alfred fort, „sie ließen das arme Geschöpf ohne Speise in dem Schnee liegen. Noch einen Tag, und es wäre mit ihr aus gewesen. Es ist wunderbar, wie sie die letzten beiden Nächte so überleben konnte. Aber Martin sagt, daß die Indianer immer ein Weib in dieser Weise verlassen und dem Tode aussetzen, oder ihr überlassen, sich zu helfen, wie sie kann, wenn sie von einem Unfalle betroffen worden ist."

„Jedenfalls wollen wir sie sogleich herein bringen," sagte Herr Campbell, „und ich will zunächst sehen, ob meine chirurgische Hülfe von Nutzen seyn kann, und hernach wollen wir thun, was wir für sie thun können. Aber wie weit von hier habt Ihr sie gefunden?"

„Bei acht Meilen," entgegnete Heinrich, „und Alfred hat sie den ganzen Weg hergetragen, Martin und ich haben mit einander abgewechselt, ausgenommen einmal, als ich Alfreds Platz einnahm."

„Du siehst also, Emma, daß ich statt eines wilden Truthahnes ein indianisches Weib gebracht habe," sagte Alfred.

„Ich lobe Dich mehr wegen Deiner Güte, Alfred," entgegnete Emma, „als wenn Du mir einen geladenen Wagen voll Truthähnen gebracht hättest."

In der Zwischenzeit hatten Martin und Heinrich

die arme Indianerin hineingetragen und sie auf den Boden in einiger Entfernung von dem Feuer hingelegt, denn sie dachten, sie sey wirklich erfroren und jedenfalls hätte ihr die plötzliche Annäherung an das Feuer schädlich seyn können. Herr Campbell untersuchte den Knöchel ihres Fußes und richtete unter Beistand der Andern die Verrenkung wieder ein. Dann band er ihr Bein auf badete es mit warmen Weinessig, als ein erstes Mittel. Mrs. Campbell und die beiden Mädchen rieben die Glieder des armen Geschöpfes, damit der Kreislauf des Blutes etwas hergestellt wurde, und dann gaben sie ihr etwas Warmes zu trinken. Mrs. Campbell machte den Vorschlag, daß sie ein Bett für sie auf den Boden der Küche zurecht machen wolle. Dieß geschah in einer dem Feuer nahen Ecke, und nach Verlauf einer Stunde verfiel die Kranke in einen tiefen Schlaf.

„Es ist ein Glück für sie, daß sie nicht in diesen Schlaf verfiel, ehe wir sie fanden," sagte Martin, „sonst würde sie nie mehr erwacht seyn."

„Ganz gewiß," entgegnete Herr Campbell, „wissen Sie etwas darüber, von welchem Stamme sie ist, Martin?"

„Ja, Sir, sie ist eine von den Chippeways, es gibt aber verschiedene Abtheilungen darunter; wenn sie indessen wieder erwacht, so will ich ermitteln, zu welcher sie gehört, als wir sie fanden, war sie zu sehr erschöpft, als daß sie mehr hätte sagen können."

„Es erscheint als sehr unmenschlich, sie auf dem Wege zu Grunde gehen zu lassen," bemerkte Mrs. Campbell.

„Ja wohl, Ma'am, das ist es; aber Noth kennt kein Gebot. Die Indianer konnten sie, wenn sie auch wollten, nicht mit sich nehmen; vielleicht hundert Meilen weit. Dies wäre vielleicht die Veranlassung zu mehreren Todesfällen gewesen; denn die Kälte ist jetzt zu groß, als daß man bei Nacht einige Zeit hätte

schlafen können, indessen gaben sie ihr durch ein großes Feuer einige Hülfe."

„Selbsterhaltung ist allerdings das erste Gesetz der Natur," bemerkte Herr Campbell; „aber wenn ich die Sache recht begreife, so schätzen die Wilden das Leben eines Weibes nicht sehr hoch."

„Das ist auch der Fall, Sir," entgegnete Martin. „Ich muß zugeben, daß sie es nicht höher schätzen, als Sie ein Lastthier."

„Das ist bei wilden Nationen immer der Fall," bemerkte Herr Campbell. „Das erste Zeichen der Civilisation ist die Behandlung des andern Geschlechts, und in dem Verhältnisse, in welchem die Civilisation steigt, werden auch die Frauen geehrt und geschätzt. Aber euer Abendessen ist fertig, meine Kinder, und ich denke, nach euren Anstrengungen und eurem Fasten müßt ihr desselben sehr bedürftig seyn."

„Ich bin noch zu sehr ermüdet, um zu essen," bemerkte Alfred. „Ein ordentlicher Schlaf unter meinem Bärenfälle wird mich mehr erfreuen. Zu gleicher Zeit will ich versuchen, was ich thun kann," fuhr er lachend fort, und nahm seinen Platz bei Tische ein.

Nichts destoweniger machte Alfred, trotz seiner Bemerkung, einen tüchtigen Anfall auf das Abendessen, und Emma lachte über seinen Appetit, nachdem er versichert hatte, so geringe Eßlust zu haben.

„Ich sagte, ich sey zu ermüdet zum Essen, Emma, und so glaubte ich auch damals; aber mit dem Essen kam auch der Appetit," entgegnete Alfred lachend, „und wenn euer Spott nicht gewesen wäre, würde ich, wie ich glaube, noch mehr essen."

„Wie lange ist John abwesend?" sagte Herr Campbell.

„Nun bald vierzehn Tage," bemerkte Mrs. Campbell. „Er versprach, am Christtage wieder zu kommen; ich glaube daher, wir werden ihn morgen früh sehen."

„Ja, Ma'am, und ich glaube sagen zu dürfen, daß

der alte Malachi Bone gewiß mit ihm kommen wird. Er sagte wenigstens so, als er das Letztemal wegging. Er bemerkte, daß der Knabe das Wildpret nicht würde tragen können, und vielleicht wollte er, daß er eines bringe, denn er weiß, daß die Leute am Christtage gerne reichlich essen."

„Ich möchte wissen, ob der alte Malachi auch religiös ist?" bemerkte Mary. „Glauben Sie, daß er es ist, Martin?"

„Ja, Miß, ich glaube, daß er es ist, aber er zeigt es nicht. Ich weiß selbst ganz gewiß, was seine Gesinnungen in dieser Beziehung sind. Wenn ich früher oft Wochen und zuweilen Monate lang außen war, ohne einen Menschen zu sehen und zu sprechen, wenn ich so ganz allein in den Wäldern war, da fühlte ich viel mehr Religion in mir, als bei meiner Rückkehr nach Quebec, obgleich ich in die Kirche ging. Und der alte Malachi hat, wie ich weiß, eine tiefe Ehrfurcht vor dem göttlichen Wesen, und er unterzieht sich seinen Pflichten, so weit er es vermag; wenn er aber nie in eine Stadt geht, oder sich mit einer Gesellschaft zur Ausübung der Religion vereinigt, so möchte ich sagen, daß die Beobachtung der heiligen Festtage für ihn verloren ist, ihm wie eine Art Traum vergangener Tage erscheint, jener Zeit, ehe er sein Jägerleben zu führen begann. Er weiß, daß die Jahreszeiten kommen und gehen, und das ist Alles. Ein Tag gleicht dem andern, und er kann nicht sagen, welcher Tag ein Sonntag ist, denn er ist nicht im Stande zu rechnen. Nun, Ma'am, wenn Sie wünschen, daß Meister John am Freitage Abends zu Hause sey, weil Christnacht ist, so glaube ich, daß Malachi in tiefen Gedanken sich befindet. Er wird sich in seinen Geist zurückrufen, was der Christtag ist, und wenn Sie desselben nicht erwähnt hätten, so würde dieser Tag wie jeder andere an ihm vorüber gegangen seyn; allein Sie erinnerten ihn daran, und darauf sagte er, daß er kommen wolle, wenn er könne.

Ich bin überzeugt, daß er nun, da er weiß, daß es Christtag ist, im Sinne hat, ihn als solchen zu begehen.“

„Was Martin sagt, scheint mir sehr wahr,“ bemerkte Herr Campbell. „Wir begehen den siebenten Tag in der Woche, ein Anderer aber nimmt die Jahreszeiten an, um in seinem Geiste seine Pflicht zu erfüllen, um die Religion auszuüben. In den Wäldern, fern von einer Verbindung mit andern Christen, werden dergleichen Gegenstände leicht vergessen, und wenn wir einst unsere Berechnung verlieren sollten, würden wir uns nicht leicht zurecht finden. Aber kommt, Alfred, Heinrich und Martin, ihr müßt sehr ermüdet seyn, und wir werden Alle am Besten thun, zu Bette zu gehen. Ich will nach kurzer Zeit aufstehen, um meiner Kranken etwas zu trinken zu geben, wenn sie es wünscht. Gute Nacht, meine Kinder.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Christtag war in der That, wie Emma bemerkt hatte, ein anderer als die früheren Christtage. Obgleich die Kälte ungewöhnlich streng war und der Schnee mit seinen weißen Flocken die Luft füllte, der Nordostwind durch die entblätterten Bäume heulte und die langen Arme dieser gegen einander schlug, obgleich der See eine Platte dicken Eises war, bedeckt mit Schnee, welchen an verschiedenen Plätzen der Wind zu kleinen Hügeln angeweht hatte, so hatten sie doch immer noch ein gutes Dach über ihren Häuptern und ein warmes, flammendes Feuer auf ihrem Herde, sie hatten kein häusliches Unglück, die ersten Unfälle waren besiegt, und sie waren eine einige Familie, liebend und geliebt, voll gegenseitiger Güte und Nachsicht; sie bewiesen, wie wahr der Spruch ist: „Es ist besser, ein

Gericht Kraut mit Liebe verzehrt, denn ein gemästeter Ochse mit Haß.“ Indessen waren sie Alle gottesfürchtig gesinnt; sie erkannten, daß sie große Schuldner des Himmels für all' die täglichen Wohlthaten waren, indem er sie mit Nahrung und Kleidung versah, vor Krankheit und Leiden bewahrte und ihnen demüthige und zufriedene Herzen gab, und sie fühlten an diesem Tage, wie wenig das Wort im Stande sey, ihre Gedanken, den Dank für die Güte und Barmherzigkeit Gottes auszusprechen, die er ihnen und der ganzen Welt bewiesen. Daher betrachteten sie sich mit liebevollen und demüthigen Blicken, als sie sich zum Morgengebete versammelten. Herr Campbell hatte die Kranke schon besucht und ihren Verband wieder in Ordnung gebracht; der Knöchel war besser, aber immer noch sehr geschwollen; das arme Geschöpf ließ keine Klage hören, sie blickte dankbar für das auf, was an ihr geschah, und für die Güte, welche man ihr erwies. Sie waren alle in ihre besten Sonntagskleider gekleidet, und sobald als der Gottesdienst vorüber war, hatten sie sich gegenseitig so innig und so herzlich Glück gewünscht, da trat Malachi Bone, seine kleine Frau, die Erdbeere, und John zur Thüre des Hauses herein, beladen mit der Beute der Jagd in den Wäldern, welche sie in einer Ecke der Küche niederlegten und dann die Gesellschaft grüßten.

„So sind wir denn Alle am Christtage versammelt!“ sagte Emma, welche der Erdbeere die Hand reichte.

Das indianische Mädchen lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Und Du, John, hast uns drei wilde Truthähne gebracht; Du bist ein guter Knabe!“ fuhr Emma fort.

„Wenn wir jetzt nur Capitän Sinclair da hätten!“ sagte zu Emma und Mary Percival Martin, der an Emma's Seite stand und der Erdbeere die Hand drückte.

Mary erröthete ein wenig und Emma entgegnete:

„Ja, Martin, wir vermissen ihn sehr; es kommt uns immer vor, als gehöre er zu der Familie.“

„Ja,“ entgegnete Martin, „und es ist auch nicht seine Schuld, daß er nicht hier ist; es sind nun mehr als sechs Wochen, seit er uns verlassen hat, und ich bin sicher, daß, wenn der Oberst es ihm erlaubt hätte, Capitän Sinclair...“

„An diesem Tage hier seyn würde,“ sagte Capitän Sinclair, welcher mit Herrn Gwynne, seinem früheren Begleiter, zur Thüre des Hauses hereingekommen war, ohne bemerkt zu werden, denn der übrige Theil der Gesellschaft war im Gespräche mit Malachi Bone und John.

„Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen,“ rief Emma. „Sie allein fehlten uns, um unsere Christtagsgesellschaft vollständig zu machen; und ich bin auch sehr erfreut, Sie zu sehen, Herr Gwynne,“ fuhr Emma fort, indem sie ihm die Hand reichte.

„Es kostete viele Mühe, den Oberst zu überreden, daß er uns fort lasse,“ sagte Capitän Sinclair zu Mary. „Aber da wir von den Indianern nichts mehr gehört hatten, so willigte er endlich ein.“

„Sie haben diesen Winter nichts mehr von den Indianern zu fürchten, Capitän, und Sie können dieses Ihrem Oberst sagen,“ bemerkte Malachi. „Ich kam durch Zufall gestern auf ihren Jagdplatz, als sie aufgebrochen und westwärts gezogen waren, nämlich die zornige Schlange und seine Parthei. Ich folgte ihrer Spur durch den Schnee einige Meilen weit, um sicher zu seyn. Sie haben Alles mit sich genommen; aber auf die eine oder die andere Art ich konnte nicht ausfindig machen, ob das Weib mit ihnen war, und sie hatten doch eines. Sie trugen ihre Pelzpäcke selbst, das will ich beschwören, und sie hatten sie zu verschiedenen Zeiten abgeworfen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie nicht durch Männer getragen worden wären; denn Sie müssen wissen, daß der Indianer

unter einer Bürde sehr ungeduldig wird, während dieselbe ein Weib den ganzen Tag ohne irgend eine Klage trägt. Nun, da diese Parthei abgezogen, ist keine andere auf fünfzig Meilen weit in der Nähe. Ich will mich darauf hängen lassen."

„Es freut mich sehr, Sie so sprechen zu hören," entgegnete Capitän Sinclair.

„Dann ist vielleicht das arme Weib, welchem Ihr zu Hülfe gekommen seyd, Alfred, das zu diesem Trupp gehörige?" bemerkte Herr Campbell und erzählte dem Malachi Bone, was sich am vorigen Tage ereignet, wie die Jäger das Weib nach Hause gebracht hatten, welches in der Ecke dort lag, und von den Besuchenden noch nicht bemerkt worden war.

Malachi und die Erdbeere gingen zu derselben hin; die Erdbeere sprach mit ihr Indianisch, mit leiser Stimme, das Weib antwortete in gleicher Weise, und Malachi stand oben an, und lauschte:

„Es ist gerade so wie Sie dachten, Sir, sie gehört zu der zornigen Schlange und sie sagt, daß dieser mit seiner Parthei westwärts gegangen sey, weil die Biber hier sehr selten seyen, was ich ihm hätte sagen können. Sie bestätigt meine Aussage, daß alle Indianer abgegangen sind, daß sie aber im Frühjahre an denselben Platz wieder kommen wollen, um eine Berathschlagung zu halten."

„Ist sie von demselben Stamme, von welchem die Erdbeere ist?" fragte Heinrich.

„Das kann seyn," entgegnete Malachi, „denn ich weiß wirklich nicht, welchem Stamme die Erdbeere angehört."

„Aber sie sprechen doch dieselbe Sprache?"

„Ja, aber die Erdbeere lernte die Sprache von mir," antwortete Malachi.

„Von Ihnen?" sagte Mrs. Campbell, „Wie so?"

„Ei nun, Ma'am, es ist jetzt vierzehn oder fünfzehn Jahre, daß ich zu der Wahlstatt eines Gefechtes

kam, welches an einem der kleinen Seen zwischen den Stämmen dieser Gegend und einer Streifparthie der Huronen, die ausgezogen war, stattgefunden. Jene wurden von den Huronen überfallen, und, so viel ich erfuhr, alle entweder scalpirt, oder in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Die Huronen waren ohngefähr eine oder zwei Stunden abgezogen, als ich auf die Stelle kam, auf welcher das Gefecht stattgehabt hatte, und als ich die Leichname liegen sah, dachte ich bei mir selbst, welche Geschöpfe doch die Menschen sind, daß sie Gottes Ebenbild in einer solchen Weise verunstalten. Da sah ich unter einem Busche zwei kleine durchdringende Augen auf mich hervorschauen, zuerst dachte ich, es möchte solch' eine Bestie seyn, wie z. B. ein Luchs oder dergleichen, und ich schlug meine Flinte auf dasselbe an; ehe ich jedoch den Drücker berührte, dachte ich, ich könnte vielleicht doch irrig seyn, und ich ging auf den Busch zu, und entdeckte da ein indianisches-Kind, welches der Niedermetzlung entgangen war, indem es sich in den Busch versteckt hatte, ich zog es hervor, es war ein Mädchen, ohngefähr zwei Jahre alt, das nur wenige Worte sprechen konnte. Ich nahm sie in meine Hütte mit, und habe sie seitdem immer bei mir behalten; so weiß ich also nicht genau, welchem Stamme sie angehört, weil Alle dieselbe Sprache sprechen. Ich nannte sie die Erdbeere, weil ich sie unter einem Busche auf dem Boden fand, und zwischen Erdbeerpflanzen, welche hier wuchsen."

„Und dann haben Sie dieselbe geheirathet?" fragte Percival.

„Sie geheirathet! nein, mein Knabe, ich heirathete sie nie. Was hat ein alter Mann, nahe an siebzig Jahren, noch mit dem Heirathen zu thun. Man nennt sie meine Frau, weil man glaubt, sie sey mein Weib, und weil sie ihre Pflicht gegen mich gleich einem Weibe erfüllt, aber wer sie meine Tochter nennen

würde, der würde das Ziel besser treffen, denn ich war ihr ein Vater.

„Nun, Malachi, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich hielt sie auch für zu jung, um Ihre Frau zu seyn,“

„Gut, Miß, Sie haben nicht sehr unrecht,“ entgegnete der alte Mann, „ich wünschte ihren Stamm auffinden zu können, aber es wollte mir nie gelingen, und in der That, wie sollte ich es erfahren, der Trupp, welcher überfallen worden war, hatte einen weiten Weg hieher, obgleich er dieselbe Sprache sprach. Ich glaube auch, daß keine Aussicht mehr dazu vorhanden ist, wenn ich auch immer noch auf Entdeckungen ausginge, denn es fanden so viele Ueberfälle, und so viele Metzeleien seit den letzten zwanzig Jahren statt, daß es kaum möglich ist, daß Nachforschungen mit einem Erfolge gekrönt werden sollen.“

„Aber warum wünschen Sie, ihren Stamm aufzufinden?“ sagte Mary.

„Weil ich ein alter Mann bin, Miß, und bald zu erwarten habe, zu meinen Vätern versammelt zu werden, und weil dann dieses arme kleine Mädchen ganz allein stehen wird, obgleich ich sie heirathen könnte, bevor ich sterbe; aber wenn ich sie heirathete, würde ich sie doch allein lassen müssen; das kann also nichts helfen; ich bin ein alter Mann, und was bedeutet das.“

„Es hat viel zu bedeuten, Malachi,“ sagte Herr Campbell, „ich wünschte, Sie würden mit uns leben, es w... dann für Sie gesorgt werden, wenn es nöthig wäre, und Sie würden nicht allein in der Wildniß sterben.“

„Und die Erdbeere soll nie der Freunde ermangeln, wie wir ihr solche anbieten können, Malachi,“ sagte Mrs. Campbell. „Wenn Ihnen etwas begegnen sollte, so wird sie willkommen seyn, hier zu leben und hier zu sterben, wenn sie bleiben will.“

Malachi erwiederte nichts, er war in tiefen Ge-

danken, und stützte sein Kinn auf seine Hände, welche oben auf seiner Flinte ruhten. Mrs. Campbell und die Mädchen waren gezwungen, wegzugehen, um das Mittagessen zu bereiten. John setzte sich zu der Erdbeere und dem indianischen Weib und horchte, was sie sagten, denn er verstand nun die Sprache der Chippeway. Alfred, Sinclair und die übrigen Gentlemen der Gesellschaft standen im Gespräche am Feuer, als sie von Herrn Campbell gebeten wurden, sich in das Gesellschaftszimmer zu begeben, damit die Kochoperationen durch sie nicht gehindert würden. Malachi Bone blieb immer noch sitzen, wo er war, in tiefe Gedanken versunken. Martin, der zurückblieb, sagte zu Miß Percival mit leiser Stimme:

„Nun, ich dachte wirklich, daß der alte Mann das Mädchen geheirathet habe, und ich dachte auch, das sey Schade," fügte er bei, indem er auf die Erdbeere hinblickte, „denn sie ist ein sehr junges Mädchen und sehr hübsch für eine Indianerin."

„Ich denke," entgegnete Mary Percival, „sie könnte überall als schön betrachtet werden, Martin, Indianerin oder nicht; ihre Gesichtsbildung ist wirklich hübsch und sie hat ein melancholisches Lächeln, was vollkommen schön ist. Aber nun, Martin, rupfen Sie diese Truthähne, oder wir bringen sie zur gehörigen Zeit nicht fertig."

Sobald das Mittagessen beim Feuer war und so wie sie dasselbe der Aufsicht Martins überlassen konnten, gingen Mrs. Campbell und die Fräulein Percival in das Gesellschaftszimmer. Herr Campbell hielt nun den Morgengottesdienst, Heinrich funktionirte als Kirchner in den Responsiren. Der alte Malachi hatte sich der Gesellschaft angeschlossen und war äußerst aufmerksam. Sobald als der Gottesdienst vorüber war, sagte er:

„Dieses Alles ruft mir längst vergangene Tage

in's Gedächtniß, Tage, welche mir wie ein Traum erscheinen, wo ich noch Knabe war, Vater, Mutter, Brüder und Schwestern um mich hatte; aber viele Sommer und viele Winter sind seitdem über mein altes Haupt hingegangen."

„Sie sind in Maine geboren, Malachi, nicht wahr?"

„Ja, Ma'am, halbwegs nach dem weißen Gebirge. Mein Vater war ein strenger, aber ein rechtschaffener Mann. Ich erinnere mich, wie heilig der Sonntag in unserer Familie gehalten wurde, wie meine Mutter uns alle reinigte, uns unsere besten Kleider anlegte, und wie wir zur Kapelle oder zur Kirche gingen. Ich vergaß, wie diese genannt wurde; es hat aber nichts zu sagen, wir gingen hin, um zu beten."

„War Ihr Vater von der herrschenden Kirche, Malachi?"

„Ich kann es nicht sagen, Ma'am, denn in der That, ich weiß nicht, was Sie meinen. Er war aber ein guter Christ und ein guter Mensch, das weiß ich."

„Sie haben recht, Malachi. Wenn die Bevölkerung wächst, so finden Sie das Volk in Secten getheilt, und was sehr schlimm ist, mit einander streitend oder sich gar hassend, wegen Formen und Worten, in welchen sie von einander abweichen. Hier, in unserer einsamen Lage, fühlen wir, wie unbedeutend die Unterschiede sind, welche die Religionen gewöhnlich von einander scheiden, und daß wir sehr wohl die rechte Hand der Gemeinschaft reichen könnten, welche die linke Hand unter irgend einer Benennung von Christenthum auf das Evangelium hält. Sind nicht Alle in wesentlichen Dingen mit einander übereinstimmend, sind nicht Alle von denselben Hoffnungen belebt, erkennen nicht Alle dieselbe Richtschnur an, und sind nicht Alle unter derselben göttlichen Barmherzigkeit begriffen, welche wir besonders an diesem Tage verehren? Alle aufrichtigen Christen glauben, daß Gott hei-

lig, mächtig, gut und barmherzig ist, daß sein Sohn für uns Alle starb, und daß wir durch seine Vermittlung und seine Verdienste, wenn wir seinen Geboten folgen, erlöst werden, und die Seligkeit im Himmel erlangen, wir mögen Mitglieder der englischen Kirche oder irgend einer andern Kirche seyn. Wer könnte vorziehen, mit Recht unsere eigene Weise der Anbetung vorziehen, und glauben, daß sie erbauender sey! Wir haben das Recht nicht, mit denen zu streiten, die nach ihrem Gewissen von uns in einigen Formeln und Ceremonien abweichen, welche den Geist des Christenthums nicht betreffen."

Nach einer Pause sagte Mary Percival:

„Malachi, erzählen Sie uns mehr von Ihrem Vater und von Ihrer Familie."

„Davon kann ich wenig erzählen, Miß, und ich kann nur das sagen, daß ich mich noch erinnere, daß es glückliche Tage waren, an die ich nur mit Aerger zurückdenke. Mein Vater hatte eine große Meierei und wollte uns Alle bei sich behalten. Im Winter fällten wir Holz, und ich hatte eine große Lust zu dem Jägerleben; da mir aber mein Vater nicht erlauben wollte, von Hause wegzugehen, blieb ich da, bis er starb, und dann ging ich meinen Streifzügen nach. Ich war noch keine zwanzig Jahre alt, und habe seitdem meine Familie nicht mehr gesehen. Ich bin ein Jäger und ein Schlingensteller, ein Wegweiser, ein Soldat und ein Dolmetscher gewesen, aber in den letzten fünfundzwanzig Jahren war ich fern von Städten und Dörfern und lebte allein in den Wäldern. Je mehr man für sich selbst lebt, um so mehr liebt man dieses Leben, und jetzt, da die Umstände uns auf die Tage unserer Jugend zurückführen, macht es mich zweifelhaft, was das Beste sey, allein zu leben oder nicht."

„Ich bin erfreut, Malachi, Sie so sprechen zu hören," sagte Herr Campbell.

„Ich denke mir nicht, daß ich so etwas je gesagt

habe," entgegnete der alte Mann. „Als ich zuerst dieses Mädchen jenseits des Flusses sah (er blickte dabei auf Emma), da härmte sich mein Herz dieses Knabens wegen; und nun diese Versammlung, um Gott zu preisen und den Christtag zu feiern — Alles hat dazu beigetragen."

„Aber beten Sie denn nicht, wenn Sie allein sind?" sagte Mary.

„Ja, in einer gewissen Art, Miß; aber sie gleicht nicht Ihren Gebeten. Die Lippen bewegen sich nicht, während das Herz fühlt. Wenn ich unter einem Baume liege, eines Thieres harrend, und ein Blatt berühre und es untersuche, dann betrachte ich, wie merkwürdig und wundervoll es ist; ich denke dann, daß es Gott gemacht hat, daß Menschen so etwas nicht vermögen. Wenn ich das junge Gras hervorsprießen sehe und wenn ich bemerke, daß es dieses jedes Jahr thut, ohne daß ich weiß wie, dann denke ich an Gott und an seine Güte, die den wilden Thieren ihr Futter gibt; und der Mond und die Sterne verursachen, daß ich an ihn denke, wenn ich wache und ich fühle sehr oft, daß er überall waltet, und daß ich ihn nicht so verehre, wie ich sollte. Ich habe nie gewußt, wann Sonntag ist, obwohl ich mich erinnerte, wie heilig er in meines Vaters Haus gehalten wurde, und ich würde nicht gewußt haben, daß heute der Christtag ist, wäre ich nicht mit Ihnen zusammengekommen. Alle Tage waren einem Manne gleich, der allein in der Wildniß lebte, und ich fühle, daß dieses nicht hätte sein sollen."

„Das ist wahr," bemerkte Herr Campbell, „so gewiß es ist, daß bestimmte Zeiten und Jahreszeiten nothwendig sind, um die Pflichten unserer Religion gehörig zu beobachten, und ich bin erfreut zu hören, daß Malachi dieses sagt, denn ich baue hierauf, als auf eine Veranlassung, daß er mehr bei uns sein wird, als er es bisher war."

„Kommen Sie jeden Sonntag zu uns, Malachi,“ sagte Mrs. Campbell.

„Ich denke, ich will es, Ma'am, wenn ich kann — in der That, ich weiß nicht warum ich sage: wenn ich kann. Es war Unrecht, so zu sagen.“

„Ich wünsche, daß Sie nicht allein Ihrer Person wegen, sondern auch Johns wegen kommen; wenn Sie damit einstimmen, jeden Sonntag Morgens zuk ommen und uns jeden Montag zu verlassen, so haben Sie dann die ganze Woche für sich zum Jagen.“

„Wenn es Gott gefällt, so will ich,“ entgegnete Malachi.

„Und bringen Sie die Erdbeere mit sich,“ sagte Mary.

„Ich will es, Miß, es kann nur gut für sie sein.“

Nun wurde das Mittagessen angekündigt, und Alle nahmen Platz — eine glückliche Gesellschaft. Herr Campbell brachte bei dieser Gelegenheit zwei oder drei Flaschen von seinem kleinen Weinvorrathe herbei, den er für Krankheitsfälle oder für andere Gelegenheiten aufbewahrt hatte. Sie hatten Alle so lange ohne Wein oder sonstige geistige Getränke gelebt, daß sie sich wenig um dieselben bekümmerten. Ihr Mittagessen bestand aus gesalzten Weißfischen, gebratenem Wildpret, gesottenem, gepöckeltem Rindfleische, einem gebratenen Truthahne und einem Plum-Pudding, und sie waren alle sehr fröhlich, obgleich sie in den Wäldern Canadas und nicht in Werton-Hall waren.

„Meine Kinder,“ sagte Herr Campbell nach dem Mittagessen, „ich trinke nun die Gesundheit von Euch Allen, und wünsche Euch alles mögliche Glück, was die Welt geben kann, und zu gleicher Zeit empfangt meinen herzlichsten Dank und die Versicherung meiner innigsten Liebe. Ihr seyd Alle gut gewesen, gehorsam und fröhlich, und Ihr habt mir manche Last erleichtert. Es hat der Vorsehung gefallen, uns in die Wildniß zu senden, und ich bin mit dem Loose zufrieden gewesen, dieses Geschick

mit gehorsamen und willfährigen Kindern zu theilen. Wenn sie gemurrt hätten und mit unserer Prüfung unzufrieden gewesen wären, wenn Ihr mißvergnügt gewesen wäret, und Euch selbst angeklagt hättet, wie peinlich wäre unsere Lage gewesen! Aber da Ihr im Gegentheil voll guten Muthes, voll Aufmerksamkeit, voll williger Ergebung gegen alle Entbehrungen gewesen, stets von Eurer Liebe gegen mich, gegen meine Gattin und gegen Euch selbst geleitet worden seyd, so habt Ihr uns den Wechsel unserer Lage, welchem wir unterworfen wurden, nicht fühlen lassen. Ich wiederhole Euch, meinen theuren Kindern allen, meinen Dank, und möge der Allmächtige Euch behüten und bewahren!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir sind in unserer Erzählung da stehen geblieben, als unsere Canadischen Ansiedler sich des Christtags erfreuten. Am folgenden Morgen brachen Malachi Bone, die Erdbeere und John auf, um westwärts nach ihrer Wohnung zu ziehen, und Capitän Sinclair mit seinen Gefährten ging nach dem Fort zurück. Das indianische Weib war besser, und die Familie kehrte zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurück. Wir müssen nun kürzlich einige wenige Ereignisse erzählen, welche während des übrigen Theils des langen Winters statt hatten. Malachi Bone, John und die Erdbeere erschienen fast jeden Sonntag, der alte Jäger schien sich nach und nach wieder mehr an die Gesellschaft Anderer zu gewöhnen, und er blieb manchmal einen oder zwei Tage über den Sonntag. Das indianische Weib war nach Verlauf von drei Wochen vollständig hergestellt, und ließ durch die Erdbeere andeuten, daß sie fortzugehen und mit ihrem Stamm sich zu vereinigen wünsche, dagegen war na-

türlich nichts zu erinnern, und nachdem sie den erforderlichen Vorrath von Lebensmitteln erhalten hatte, ging sie zu Ende Januars fort.

Februar und März folgten, der Winter dauerte noch immer an, aber die Sonne bekam mehr Kraft und die Kälte war nicht mehr so strenge. Vor Mitte April wurde der See nicht frei vom Eise, das Thauen begann und dann war es so schnell, daß der kleine Fluß ein reißender Strom wurde, so daß er einen großen Theil des Landes der Prairie unter Wasser setzte. Wenige Tage genügten indessen, die Scene zu ändern; der Schnee, der so viele Monate hindurch das Land bedeckt hatte, war ganz verschwunden, die Vögel, welche stumm, oder während des Winters weggezogen gewesen waren, kamen nun zurück, und sangen und zwittscherten um das Haus her. Das lachende Grün der Wiesen trat plötzlich vor ihre Blicke, die Natur begann wieder zu lächeln. Weitere zehn Tage verflossen, die Bäume trieben ihre Blätter, und nach ein oder zwei Stürmen wurde das Wetter warm und der Himmel heiter.

Bei diesem Wechsel empfand die ganze Gesellschaft eine innige Freude, die Kühe wurden nun auf ihre Weide getrieben, Emma und Mary gingen, wie früher, sie zu melken, und waren nicht mehr vor einem Zusammentreffen mit den Wölfen furchtsam. Die Barke wurde wieder in das Wasser gebracht und Percival und John sorgten für Fische. Alfred, Heinrich und Martin waren sehr emsig bemüht, die anzubauenden Felder aufzuhacken, das erste Getreide zu säen. Herr Campbell arbeitete alle Tage im Garten, das Geflügel lärmte und schrie, und da nun das Jagen für einige Zeit vorüber war, so kamen Malachi und die Erdbeere fortwährend, sie zu besuchen.

„Oh, wie entzückend ist es," rief Emma aus, als sie nach der Brücke gingen und in den weiten, blauen See hinaus schauten. „Ist es nicht so, Mary, nach-

dem wir während so mancher trauriger Monate eingeschlossen waren."

„Das ist es in der That, Emma, ich wundere mich über den Strom Deiner Gefühle nicht, ich fühle selbst. Wohl war der Winter lang und traurig, aber der Frühling ist dafür doppelt an Werth erhöht."

„Ich meine, es sey in der That sehr sonderbar, daß Capitän Sinclair nicht gekommen ist, uns zu besuchen. Meinst Du nicht auch, Mary?"

„Ich erwartete ihn gewiß," entgegnete Mary; „ich vermuthe indessen, daß ihm seine Pflicht nicht erlaubte zu kommen."

„Zuverlässig könnte er jetzt kommen, da das Wetter schön ist; denn daß es schlecht war, war während des Winters die Ursache, daß er nicht kam. Ich hoffe, daß er nicht krank sey."

„Ich hoffe es auch, ganz aufrichtig, Emma," entgegnete Mary; „aber komm, Schwester, wir dürfen nicht zögern; höre, wie die Kühe nach uns blöcken, wir wollen ihnen ihr Frühstück geben; wir werden bald mehrere haben, ja, und Milch in Menge, und dann werden wir auch mehr Butter bekommen; ich arbeite gerne, wenn das Wetter schön ist."

Nach dem Frühstück sprach Emma gegen Alfred ihr Staunen aus, daß Capitän Sinclair bis jetzt noch nicht gekommen sey, und sie äußerte zugleich ihre Furcht, daß er krank seyn möchte. Alfred versprach auf ihre Bitte, am Nachmittage nach dem Fort zu gehen und Erkundigungen einzuziehen. John, welcher Malachis Mahnung nicht vergessen hatte, brachte beinahe jeden Tag aus dem Flusse einen Korb voll schöner Forellen und eine Menge andere Fische und Eier, was sehr annehmbar war, denn das Rindfleisch war ganz aufgezehrt, und außerdem wäre die Familie auf gesalztes Schweinefleisch beschränkt gewesen.

Alfred brach, wie er Emma versprochen hatte, nach dem Fort auf und wurde von Martin begleitet. Er

kehrte am nächsten Morgen mit einer Menge von Neuigkeiten zurück. Capitän Sinclair war, wie Emma gedacht hatte, nicht im Stande, zu kommen, denn er hatte sich durch einen schweren Fall das Knie verletzt, und mußte für einige Zeit liegen; er war indessen sehr guten Muthes, und der Arzt hatte versprochen, daß er in vierzehn Tagen wieder hergestellt seyn werde. Er sandte die freundlichsten Empfehlungen der ganzen Familie. Dasselbe that der Commandant gegen Herrn Campbell, und derselbe bemerkte zugleich, in sieben bis zehn Tagen werde er ein Boot nach Montreal abschicken, und wenn Herr Campbell Einkäufe dort zu machen habe, oder wenn er wünsche, irgend etwas dahin ohne Kosten zu schicken, so möge er verfügen, und das Boot würde die verlangten Artikel mitnehmen. Sie hatten keine weiteren Verbindungen mit Quebec gehabt, erwarteten aber jeden Tag einen Laufer mit Briefen aus England und mit Zeitungen; auch hofften sie ferner, bald im Stande zu seyn, ihnen ihre Verehrung persönlich zu bezeugen.

Dies war es, was Alfred brachte. Emma machte so viele Fragen in Bezug auf Capitän Sinclair, daß Mary, die neben ihr stand, und Alfred über diese außerordentliche Wißbegierde lachten; hierauf wurde der Vorschlag des Commandanten, hinsichtlich der Reise nach Montreal erörtert. Der alte Malachi hatte verschiedene Päcke von Häuten vorräthig; Martin hatte fünf, Alfred drei und Heinrich zwei; denn ob wir gleich ihrer Jagdzüge nicht besonders erwähnt haben, so tödteten sie doch viele Thiere, deren Fell sie anlockte. Die Päcke Malachi's waren indessen am meisten werth, denn er hatte Biber- und andere Felle, während die Päcke Martins unter andern größten Theils aus Hirschhäuten bestanden. Die Frage war nun, wen man mit ihnen wegschicken solle. Malachi war nicht dazu geneigt, Martin konnte nicht wohl entbehrt werden, und wenn er nach Montreal geschickt werden würde, gerieth er ohne Zweifel in Unannehmlichkeiten; dagegen kannten Heinrich und Alfred

von dem Werth der Felle gar nichts, während Herr Campbell, welcher Mehl und Schweinefleisch und andere verschiedene Artikel einzukaufen wünschte, vorgezogen haben würde, einen von ihnen hinzuschicken. Indessen wurde die Schwierigkeit bald durch den alten Malachi gehoben, indem dieser bemerkte, er habe eine Schätzung seiner Felle vorgenommen, die andern könnten in gleicher Weise abgeschätzt werden, ehe sie fortgeschickt würden, und daß, wenn der Preis nicht ganz oder nahe zu erreicht werden sollte, es besser seyn würde, wenn sie zurückgebracht würden. Herr Campbell war mit dieser Anordnung zufrieden, und Heinrich wurde bestimmt, die Reise zu unternehmen. Herr Campbell machte sein Verzeichniß der nothwendigen Artikel, Mrs. Campbell fügte ihre Liste bei, und Alles war bereit, damit bei der ersten Nachricht von der Abfahrt des Bootes die Abreise vor sich gehen könne. Martin schien durchaus nicht verdrießlich, daß er nicht zu der Reise bestimmt worden sey, denn es hatte ihn Malachi Bone unterrichtet, daß die Erdbeere sein Weib nicht sey, wie er geglaubt hatte, und Martin war ununterbrochen an ihrer Seite. Sie fing nun an, einige Worte englisch zu sprechen, und wurde ein großer Liebling von Allen.

Herr Campbell hatte, so bald er erfahren, daß Malachi sich nicht mehr von ihm entfernen werde, für seine Pflicht gehalten, ihm die Zurückgabe des Landes anzubieten; aber Malachi wollte es nicht zurücknehmen, er sagte, Land vermisse er nicht, doch möchte er vielleicht seine Hütte etwas näher zu ihnen hinbauen. Indessen, meinte er, bleibe für jetzt das Ding am besten, wo es sey, und Herr Campbell erneuerte den Antrag nicht wieder. Malachi kam bald wieder auf seine Bemerkung zurück, daß er seine Hütte etwas näher rücken möchte, und einige Tage später machte er einen Besuch mit der Erdbeere und John, alle drei mit den Geräthschaften seines Haushalts beladen, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er einen andern Wigwam auf der Westseite des Hauses,

am Ende der Prairie des Herrn Campbell, errichtet. Dies gereichte Mrs. Campbell zu der höchsten Zufriedenheit, weil ihr John immer nahe war, indem er nun nicht mehr in der Hütte schlief, sondern zu Hause in einem Zimmer mit seinen Brüdern. Der größte Theil des Tages wurde in der Hütte, oder in Gesellschaft mit dem alten Jäger zugebracht, und durch diese neue Anordnung bekam es nach und nach den Anschein, als wenn es nur eine Familie wäre. Es verging kein Tag, ohne daß die Erdbeere in ihr Haus kam und sich nützlich zeigte, indem sie in Allem, was sie kannte, Hülfe leistete, und das, was sie noch nicht kannte, mit der größten Schnelligkeit lernte. Einen oder zwei Tage nach der Botschaft vom Fort, fragte Mrs. Campbell Malachi einiges über die Fertigkeit der Biber, indem sie so vieles von der Klugheit dieser Thiere gehört hatte.

„Ja, Ma'am," sagte Malachi, „der Biber ist gewiß ein sehr verständiges Thier, und ich kann sagen, ich wurde nie müde, ihn zu beobachten; ich habe zu sagen vergessen, im Sommer, als ich wegging, habe ich einen Bau von ihm beobachtet."

„Und ich auch," sagte Martin; „ich lag unter einem Busche am Ufer des Flusses und sah, wie sie eine ganze Berathung mit einander hielten, und nach ihrer eigenen Weise so ernstlich mit einander verhandelten, daß ich in der That dachte, sie hätten eine Sprache, so gut als wie wir. Es ist immer einer von den Alten, welcher plaudert, und die Jungen lauschen."

„Das ist wahr," entgegnete Malachi, „ich habe sie selbst eine Berathschlagung halten sehen, und nach dieser trennten sie sich alle, um an's Werk zu gehen, welches darin bestand, einen Fluß abzudammen, und ihre Wohnungen zu bauen."

„Und was thaten sie, Malachi?" sagte Mrs. Campbell.

„Ei nun, Ma'am, sie thaten alle zusammen das, was Christen gethan haben würden. Die Indianer sa-

gen, daß die Biber so gut Seelen hätten als sie, und gewiß würden die Indianer recht haben, wenn der Sinn eine Seele geben würde. Das erste, was sie thaten, war, daß sie Schildwachen ausstellen, die ihnen Nachricht von dem Nahen einer Gefahr geben; sowie nämlich Jemand ihnen nahe kommt, so geben die Schildwachen ihr Signal, alle tauchen dann unter, und verschwinden, bis die Gefahr vorüber ist."

„Es gibt viele Thiere, und besonders auch Vögel, welche Aehnliches thun," bemerkte Herr Campbell. „Es ist meistens bei denen der Fall, welche in Schaaren zusammenleben, oder in Heerden."

„Das ist richtig, Sir," versetzte Martin.

„Nun, Ma'am, die Biber suchen einen Platz aus, der zu ihrem Unternehmen geeignet ist; sie bedürfen dazu eines Flusses, welcher durch ein flaches Land fließt, und das Wasser dieses Flusses dammen sie so ab, daß dasselbe einem großen Teiche gleicht, wobei aber noch genug Fall übrig bleibt, daß das Wasser herunter fließt, und die Fläche des Bodens einige Fuß hoch bedeckt. Wenn sie den Platz gefunden haben, den sie brauchen, dann beginnen sie ihr Werk."

„Vielleicht erfordert," bemerkte Herr Campbell, „diese Auswahl mehr Scharfsinn als der übrige Theil der Arbeit, denn die Biber müssen ein besonderes Ingenieurtalent haben, um die Auswahl zu treffen. Sie müssen fähig seyn, genau zu berechnen, daß, wenn sie ihr Werk beginnen, sie ihre Fläche erhalten, und die Tiefe des Wassers, welche im Teiche nothwendig ist. Das ist vielleicht der wunderbarste von allen Instinkten."

„Das ist es, Sir, und ich habe schon oft so gedacht," entgegnete Malachi. „Und dann zu sehen, wie sie alle ihre Werkzeuge bei sich haben, so daß der Korb eines Zimmermanns nicht besser versehen seyn kann. Ihre starken Zähne dienen ihnen als Aexte, um Bäume zu fällen, ihre Schwänze dienen ihnen als Kellen bei ihren Mauerarbeiten. Ihre Vorderfüße gebrauchen sie

gerade, wie wir unsere Hände, und ihre Schwänze dienen ihnen auch noch als kleine Karren, oder Schiebkarren."

„Ich bitte, fahren sie fort," sagte Mary, „ich interessire mich jetzt außerordentlich dafür."

„Nun, Miß, ich habe diese kleinen Geschöpfe kennen gelernt, wie sie sind; sie erbauen Dämme vier oder fünfhundert Schritte in der Länge, sieben und acht Fuß dick, und das Alles in einer Jahreszeit. Es ist vielleicht das Werk von fünf oder sechs Monaten."

„Aber wie viele glauben Sie, daß an der Arbeit sind?" sagte Heinrich.

„Vielleicht hundert, nicht mehr."

„Nun gut; aber wie errichten sie die Dämme, Malachi?" sagte Emma.

„Hieran ist zu sehen, welchen Verstand sie haben. Ich habe sie oft beobachtet, wie sie dicke Bäume mit ihren Vorderzähnen durchsägten. Die Bäume konnten sie nicht wegtragen, das ist gewiß, wenn auch Alle an das Werk gegangen wären. Daher suchen sie immer solche Bäume aus, welche am Ufer des Flusses sind, und sie untersuchen, wohin sich der Baum neigt, um zu sehen, ob er in den Fluß fallen will. Ist dieses nicht der Fall, dann fällen sie ihn nicht; wenn sie ihn aber fällen und wenn er nahe daran ist, umzufallen, wenn der Wind ihm aber während des Fallens eine andere Richtung geben könnte, dann lassen sie den Baum stehen, bis der Wind ihnen zu Hülfe kommt. So wie die Bäume da sind, befreien sie sie von den Aesten und Zweigen, und flößen dann das Holz dahin, wo der Damm gemacht werden soll. Sie legen die Bäume quer und wenn sie hierauf über einander liegen, so überlassen sie es dem Wasser, die andern an ihre Plätze hinzuflößen; doch ehe dieses der Fall ist, und so bald als die Unterhölzer an ihren Plätzen sind, schaffen die Thiere langes Gras und Thon herbei, laden dieses auf ihre platten Schwänze und führen es

so zu dem Damm, worauf sie die leeren Stellen zwischen den Stämmen ausfüllen, bis Alles so fest ist, wie ein Wall, und das Wasser vollständig gestemmt ist."

„Ja," sagte Martin, „ich habe sie eine Nacht arbeiten gehört, und sie plätscherten und schlugen mit ihren Schwänzen, daß ich glauben konnte, es seyen fünfzig Männer an der Arbeit, während es nur hundert dieser kleinen Thiere waren. Aber sie arbeiten Tag und Nacht, und scheinen nicht zu ermüden, bis der Damm fertig und ihr Werk vollendet ist."

„Aber die Anfertigung des Dammes ist bloß eine Vorbereitung zur Anfertigung ihrer Häuser?" bemerkte Mrs. Campbell.

„Nichts anderes, Ma'am, und ich denke, der übrige Theil des Werkes ist ebenso wunderbar."

„Aber es ist Zeit, zu Bett zu gehen," bemerkte Herr Campbell, und wir müssen daher die weitere Erzählung Malachi's auf einen andern Abend verschieben."

„Ich bin überzeugt, daß keines in der Gesellschaft so begierig auf das Ende ist, als ich es bin," versetzte Mrs. Campbell; „aber da Du sagst, daß zehn Uhr vorüber ist, und Malachi mit der Erdbeere nach Hause zu gehen hat, so wünsche ich Euch gute Nacht."

„O, meine Liebe, welch' ein Schade," rief Percival, „ich werde die ganze Nacht von Bibern träumen; ja, das werde ich gewiß!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zwei oder drei Tage lang war Herr Campbell sehr beschäftigt, das Verzeichniß der Artikel zu machen, welche er nothwendig hatte. Seine Fonds zu Quebec waren leider gering, aber die Verbindung mit seinem

Agenten hatte herbeigeführt, daß nach Herrn Douglas Campbells Absicht, für die Gewächs- und Treibhaus-Pflanzen Zahlung zu leisten, ihm diese Sache sehr erleichtert wurde. Er entschloß sich nun, sich eine kleine Heerde von Schafen anzuschaffen und eine oder zwei von den canadischen Kleppern, indem diese für den Betrieb der Landwirthschaft erforderlich, so wie zwei Karren oder leichte Wägen, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren. Zu gleicher Zeit waren Alfred, Martin und Heinrich sehr beschäftigt, den Saamen zwischen die Stöcke der gefällten Bäume zu säen, sie hauten fröhlich auf die Erde ein, und harkten denselben hinein, denn das war Alles, was zu geschehen hatte. Das gerodete Land betrug jetzt zwölf Morgen und die eine Hälfte desselben war mit Hafer und die andere Hälfte mit Waizen besäet. Das auf der andern Seite des Flusses gerodete Land von Malachi Bone war mit Mais und indianischem Korn bestellt. So wie der Saame darin war, umgaben sie das Land mit hohen Gehegen, welche aus Stücken von der weißen Ceder gemacht waren, die in den Sümpfen in einer Entfernung von einer halben Meile wuchsen, wobei zu bemerken ist, daß sie vielfach von den Soldaten unterstützt wurden, welche ihnen zu ihrer Aushülfe bei ihrer Ankunft beigegeben worden waren. Das Stück Landes diesseits des Flusses, nächst dem Hause, war besonders für eine bedeutende Heu-Ernte bestimmt, und sobald, als sie konnten, hatten sie im Sinne, die Kühe in das Gebüsch zu treiben; das ist, im Wald ihr Futter finden zu lassen, damit sie auch Heu von der andern Seite, welche Malachi gehört hatte, erhielten. Aber die Prairie mußte eingehegt werden, und dieß war die Arbeit, die sie beginnen mußten, so wie der Saame gesäet war.

„Ich hoffe, daß der Oberst, wenn er herüber kömmt, von uns überredet werden soll, einige Soldaten diesen Sommer über hier zu lassen," sagte Martin zu Alfred, „denn wir haben dieselben zu Anfertigung

des Geheges und zu Einbringung des Heues nothwendig. Unsere Sommer sind nicht sehr lang, und es ist vollauf zu thun."

„Ich denke, mein Vater wird die Bitte stellen," entgegnete Alfred.

„Ach, Sir, er wird nun den Werth dieser Prairie erkennen; statt ausgehen zu müssen, um Heu zu suchen, wie sie auf dem Fort jetzt thun müssen, haben wir Heu genug zur Fütterung. Wir sollen ja auch Schafe bekommen?"

„Ja, und ich vermuthe, daß wir eine Winterhalle für sie bauen müssen."

„Das müssen wir gewiß, denn die Wölfe sind den Schafen sehr gefährlich, obgleich ich denke, daß sie im Ganzen die Ferkel lieber haben. Ich wünschte, daß wir das Gehege rund um die Prairie machen können; aber dieß vermögen wir nimmermehr, wenn wir nicht Hülfe von dem Fort erhalten."

„Aber ist es denn auch sicher, wenn man die Kühe in den Busch treibt?"

„O ja, Sir, ihnen wird während des Sommers kein Leid geschehen, hie und da werden wir Mühe haben, sie wieder zu finden, das ist aber nur der Fall, bis sie Kälber haben. Sie kommen dann jeden Abend zu ihren Jungen zurück; wir werden bald eine Rindviehheerde haben; acht Kälber und acht Kühe."

„Man muß bloß die Kühkälber aufziehen, obgleich Ihr Vater die Absicht hat, Ochsen unter das Joch bekommen zu wollen, wir bedürfen derselben erst in der Zeit von zwei Jahren."

„Ja, wir werden große Landwirthe nach und nach werden!" entgegnete Alfred seufzend, indem er in diesem Augenblick an Capitän Lumley und dessen nautische Beschäftigung dachte.

Am Abende des Tages, an welchem diese Unterredung statt hatte, wurde Malachi Bone gebeten, seine Bemerkungen über die Biber fortzusetzen.

„Nun, Ma'am," begann er, „wie ich letzthin sagte, so bald als sie den Fluß gedammt und den Teich gebildet haben, bauen sie ihre Häuser und nun beginnen sie ihre Arbeit unter dem Wasser, und es ist mir schwierig zu sagen, wie sie die Pfähle in dem Boden befestigen; aber sie befestigen sechs Pfähle in dem Grunde und zwar sehr dauerhaft, und auf diese bauen sie ihr Haus, welches wirklich sehr merkwürdig ist. Es hat die Form eines großen Ofens und ist aus Thon und fetter Erde gemacht, mit Aesten und Kräutern aller Art gemischt. Es hat drei Reihen von Kammern, eine über der andern, so daß, wenn das Wasser durch einen Regenguß oder schnelles Thauwetter anschwillt, sie im Stande sind, höher hinaufzusteigen und sich selbst zu trocknen. Jeder Biber hat sein eigenes kleines Gemach und der Eingang zu demselben ist unter dem Wasser, so daß er untertauchen muß, um in denselben zu kommen, und daß ihn nichts daran hindern kann."

„Ei, wie merkwürdig! Und wovon leben sie, Malachi?"

„Sie schälen die Rinde von dem ab, was wir Aspenholz nennen, Ma'am, was eine Art von Saalweide ist, sammeln sich davon so große Quantitäten im Herbste, als zu ihrer Nahrung während des Winters, wenn sie mehrere Monate eingefroren sind, erforderlich ist."

„Gut, aber wie fangen sie die Biber?"

„Da gibt es verschiedene Weisen, hie und da brechen die Indianer den Damm durch, lassen das Wasser ablaufen und tödten dann alle, ausgenommen ein Dutzend Weibchen und ein halbes Dutzend Männchen, dann stopfen sie den Damm wieder zu, damit die Thiere werfen und sich vermehren können. Eine andere Weise ist die, daß, wenn der Biberteich fest gefroren ist, in das Biberhaus von oben hereingebrochen wird; wenn sie dieses thun, so tauchen die Biber alle unter und

entwischen, aber die Meisten kommen wieder herauf, um Athem zu schöpfen, und gehen an die Löcher im Eise. Hier sind Netze aufgestellt, und auf diese Weise werden sie gefangen; aber eine hinreichende Anzahl bleibt immer auf den Blöcken zurück und diese werden dann in Schlingen gefangen, welche in das Aspenholz gelegt werden, dieß ist indessen schwieriger."

„Es gibt aber auch eine andere Art von Bibern, Ma'am, welche der Landbiber genannt wird, und dieser ist leichter zu fangen," bemerkte Martin, „diese machen Höhlen in die Erde, gleich den Kaninchen. Die Indianer sagen, daß diese Biber einfältig und eitel seyen, und daß es nicht nothwendig sey, sie auszutreiben, wie die Andern."

„Nun, sagen Sie uns, was machen Sie, wenn Sie im Winter auf die Biberjagd gehen, Malachi?"

„Wir jagen die Biber nie allein, Ma'am, wir gehen aus, um Alles zu jagen; wir gehen auf die Biberteiche, und stellen dann unsere Schlingen für Biber, Ottern, Marder, Katzen, Füchse und andere dergleichen Thiere, wir fangen sie alle, groß und klein, wir bauen unsere Hütte, stellen unsere Schlingen überall aus, und sehen dann jeden Tag nach; was zum Essen gut ist, essen wir, und die Felle der Thiere, welche wir fangen, verkaufen wir."

„Ist das Biberfleisch gut?"

„Ja, Ma'am, ein ziemlich gutes Essen, vielleicht das Beste, was man zu dieser Zeit findet."

„Aber welch' ein erbärmliches Leben das seyn muß!" sagte Mrs. Campbell.

„Sie mögen wohl so denken, Ma'am, aber wir Jäger denken anders," entgegnete Malachi. „Wir sind daran gewöhnt und sind allein, unsern Gedanken überlassen."

„Das ist wahr," bemerkte Martin, „ist der Winter und die Biberjagd vorbei, dann geht es nach Que-

bec, und dort ist das Leben elender, als Sie sich denken können."

„Es muß ein eigener Reiz in diesem Leben liegen, das ist gewiß," bemerkte Herr Campbell, „denn wie Viele ergeben sich demselben Jahr aus Jahr ein und denken nicht an ihre Lage, bloß an ihren Verdienst."

„Das ist wahr, Sir," entgegnete Martin, „was sie aus ihren Fellen erlösen, ist ausgegeben, sobald sie in Quebec sind, das weiß ich nur zu gut, und dann kehren sie wieder zur Jagd zurück."

„Nun, sie sind wie die Matrosen," bemerkte Alfred, „welche nach einer langen Seereise all' ihre Löhnung und all' ihre Prisengelder in wenigen Tagen vergeuden, und dann wieder zur See gehen."

„Gerade so," entgegnete Malachi, „und was ist der Nutzen des Geldes, wenn sie es aufbewahren? Ein Jäger kann immer so viel aufbringen, als Pulver und Blei kostet, oder er nimmt es auf Credit und zahlt bei seiner Rückkehr mit einem Theile seiner Felle. Was soll er mit dem Ueberreste beginnen? Es nützt ihm zu nichts und folglich verschwendet er es."

„Wäre es denn aber nicht besser, wenn er es so lange zusammensparte, bis es genügt, eine Niederlassung zu bauen und gemächlich zu leben?"

„Aber lebt er denn da gemächlich, Ma'am?" sagte Malachi. „Hat er nicht mehr zu arbeiten, hat er nicht auf viel mehr Gegenstände zu sehen? hat er nicht als Landmann viel mehr Sorgen, als wenn er es nicht ist?"

„Das ist wahrhaft philosophisch," bemerkte Herr Campbell. „Glücklich ist der Mann, der zufrieden, wenn auch arm ist. Wenn ein Mann vorzieht, bloß von Fleisch zu leben, wie die Jäger thun, dann ist kein Grund vorhanden, warum er harte Arbeit thun, und die Erde herumarbeiten sollte, um sich Brod zu verschaffen; wenn die Bedürfnisse gering sind, dann sind es auch die Sorgen, und gerade darum müssen die

Wilden die Nothwendigkeit empfinden, die Jagd zu üben, wenn sie Weib und Kinder haben."

„Ja, Sir, das müssen sie thun, und sie haben in ihrer eigenen Weise eine schwere Arbeit, um sich ihre Nahrung zu verschaffen. Schlingensteller sind selten verheirathet, es würde auch für sie in den Wäldern nichts taugen, und dann haben sie für nichts zu sorgen, als für sich selbst."

„Es erscheint mir als ein wildes, aber als ein sehr unabhängiges Leben," bemerkte Mrs. Campbell, „und ich glaube, daß es die Unabhängigkeit ist, welche ihm so viele Reize gibt."

„Das ist es, Ma'am," erwiederte Martin.

„Aber was treiben sie denn während des Sommers, Malachi?"

„Ei nun, Ma'am, wir nehmen unsere Flinten, da gibt es Damhirsche, Luchse, wilde Katzen, Bären, Eichhörnchen, und viele andere Thiere, und dann gehen wir auch zeitweise auf die Jagd nach Honig."

„Sagen Sie uns doch, wie Sie den Honig bekommen, Malachi?'

„Die Bienen, Ma'am, leben immer in den Höhlen alter Bäume, und es ist in der That sehr schwer, diese in einem Walde aufzufinden, denn die Höhlen, in welche sie sich verkriechen, sind klein und liegen mitunter sehr hoch, indessen erhalten wir gewöhnlich einen Wegweiser."

„Wie verstehen Sie das, Malachi?"

„Wir fangen die Bienen, wenn sie auf den Blumen sitzen, um Honig zu sammeln, und lassen sie wieder fliegen. So wie die Biene ihre Freiheit wieder erlangt, fliegt sie gerade auf ihren Schwarm zu, wir beobachten sie, bis wir sie nicht mehr sehen können, gehen in dieser Richtung fort, fangen eine andere, und so gehen wir fort, bis wir sie auf einem Baume antreffen; und wenn wir ermittelt haben, daß der Schwarm und der Honig in dem Baume ist, dann fällen wir ihn."

„Wie nett!“ sagte Percival.

„Es erfordert ein scharfes Auge,“ bemerkte Martin, „die Biene von ferne zu beobachten, einige von den Schlingenstellern fangen die Bienen und geben ihnen Zucker mit Whisky*) getränkt, dies macht die Biene betrunken, sie kann nicht so gut fliegen und so entdeckt man ihren Schwarm früher.“

„Das ist capital!“ rief Percival, „aber sagen Sie mir, Martin, wie tödten Sie die Bären?“

„Warum, Meister Percival? Zuverlässig mit unseren Flinten. Die leichteste Weise sie zu tödten ist, wenn sie in ihren Lagern in den hohlen Bäumen sind.“

„Wie bringen Sie diese aber da heraus?“

„Wir klopfen an die Bäume mit unsern Aexten, und dann kommt der Bär heraus, um zu sehen, was es gibt; so wie er seinen Kopf blicken läßt, schießen wir ihn.“

„Ist das Ihr Ernst, Martin?“

„Ja, Ma'am, mein voller Ernst;“ entgegnete Martin.

„Das ist vollkommen wahr, Ma'am,“ sagte der Jäger. „Die Bären in dieser Gegend sind nicht sehr wild. In der Maine haben wir viel schlimmere gehabt. Ich habe Indianer in einem Canoe gesehen, wie sie auf einem Flusse auf Bären warteten, die hinüber schwammen, und sie schossen an einem Tage sechs oder sieben im Wasser.“

„Der Bär ist ein boshaftes Thier, wenn er hungrig ist,“ versetzte Martin, „und da wir im Herbste mehrere hier herum haben werden, so wollen wir uns nicht einbilden, daß die Sache so gar leicht sey.“

„In der That ist ein Bär nicht sehr zu fürchten,“ sagte Emma, „und Malachi hat gesagt, daß er sie nicht für gefährlich halte, ich habe indessen nicht Lust, einen

*) Eine Art Branntwein.

Bären zu sehen. Sie sagen, Martin, daß wir dergleichen zu erwarten haben. Warum das?"

„Weil wir hier ein großes Feld mit Mais und ein besätes Feld haben, was sie anzieht."

„Nun, wenn sie kommen, so muß ich mich auf meine Flinte verlassen," entgegnete Emma lachend; „aber jedenfalls schieße ich nicht so oft auf ihn, als ich im Anfange meines Hierseyns schoß."

„Feuern Sie nicht auf ihn, Miß, wenn Sie nicht sicher sind, ihn todt zu schießen," sagte Malachi. „Diese Geschöpfe sind sehr gefährlich, wenn sie verwundet sind."

„Fürchten Sie nicht, Malachi, ich werde bloß zu meiner Vertheidigung feuern, das heißt, wenn mir keine andere Wahl übrig geblieben ist. Ich habe in der That mehr Vertrauen auf meine Füße, als auf meine Flinte. Wurden Sie je von einem Bären umarmt?"

„Ich wurde noch nie von einem umarmt, aber einmal war ich näher an einem, als ich wünsche, wieder bei einem zu seyn."

„Wie war das? Erzählen Sie es uns, ich bitte," sagte Emma.

„Es war, als ich noch jung war, daß ich eines Tags einen Baum im Walde mit meiner Axt sondirte, und die Gewißheit bekam, daß ein Bär darin hause. Da aber das Thier nicht herausschaute, kletterte ich auf den Baum hinauf, um in die Höhle von oben hinab zu schauen und zu sehen, ob der Bär zu Hause sey. Wenn es so war, so hatte ich beschlossen, ihn herauszutreiben. Ich war also oben an dem hohlen Stamme und gerade im Begriffe meinen Kopf in die Höhle zu stecken, als plötzlich der Rand des Baumes, auf welchem ich kniete, nachgab wie ein Schwamm, und ich in die Höhle hinein fiel. Indem ich vor mich hin sah, kam ich mit dem Kopf nicht voran, denn dieser wäre bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben. Die Höhlung war in der Mitte des Baumes und zu enge, als daß ich mich hätte umwenden können, und so blieb ich

stecken. Ich kam so mit dem Staub und mit dem Gerölle allmälig hinunter, bis ich gerade auf den Bären kam, der auf dem Boden lag, und ich fiel mit einer solchen Gewalt auf ihn herab, daß ich seinen Kopf niederdrückte, und er nicht im Stande war, mit seinen Zähnen mich zu erfassen, was gerade etwas sehr Angenehmes nicht gewesen wäre. Indessen war der Bär ebenso sehr, als ich, wo nicht mehr, bestürzt, und er lag deßhalb ganz ruhig unter mir, bis ich mich wieder etwas fassen konnte. Dann dachte ich, wie Sie einsehen werden, spät genug, daran, aus der Höhle des Baumes heraufzusteigen, und sie war gerade so weit, daß ich mich auf der einen Seite mit meinem Rücken, und auf der andern mit meinen Knieen anstemmen konnte, um mich hinaufzuarbeiten. Durch dieses Mittel gelangte ich allmälig wieder in der Höhle hinauf, und ich legte mich quer über dieselbe, um wieder zu Athem zu kommen. Ich war nicht länger als den vierten Theil einer Minute da, und ich hatte im Sinne, viel länger da zu bleiben, als ich plötzlich den Kopf des Bären neben einem meiner Füße bemerkte. Er war nach mir heraufgeklettert, ich sah, daß er sehr wild war, und so machte ich mich in einem Momente auf einen Ast und kam auf den Boden am Fuße des Baumes, was ohngefähr zwanzig Fuß betrug. Ich war durch den Fall sehr beschädigt, doch war kein Bein gebrochen, und ich war mehr zerkratzt, als verletzt; ich lag eine Zeitlang ganz still, bis das Brummen des Bären mich an ihn erinnerte. Ich sprang auf meine Beine, und gewahrte, daß er nach mir aus dem Baume gekommen und noch sechs Fuß von der Erde sey; da war keine Zeit zu verlieren, ich ergriff meine Flinte, und hatte gerade noch Zeit, sie ihm ans Ohr zu setzen, um ihn zu erschießen, da er noch vier Fuß von der Erde war."

„Welch ein wunderbares Ereigniß."

„Ja, vielleicht war es ein solches, aber da ist nun meine Erzählung zu Ende, Miß.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Nachricht kam, daß die Abfahrt des Bootes nach Montreal am nächsten Morgen stattfinden werde. Als das Boot herauf kam, brachte es zur größten Freude der ganzen Gesellschaft Capitän Sinclair, welcher sehr besorgt gewesen war, wie es denen gehe, mit welchen er in einem so intimen Verhältnisse stand, und die ihm so viele Gefälligkeiten erzeigt hatten. Sein Knie war allmählig geheilt, und sobald als die ersten Fragen vorüber waren, setzte er sie davon in Kenntniß, daß er einen Urlaub auf sechs Wochen erhalten habe und bereit sey, nach Quebec zu gehen.

„Nach Quebec!“ rief Emma, „und warum gehen Sie nach Quebec?“

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Emma,“ erwiederte Capitän Sinclair, „muß ich Ihnen sagen, daß meine Reise nach Quebec bloß ein vorbereitender Schritt zu meiner Rückkehr nach England, für vielleicht zwei oder drei Monate, ist.“

„Nach England! O, wie ich wünsche ..... Emma hielt inne, sie war im Begriffe zu sagen, daß sie wünsche, sie gehe dahin; aber ihr Onkel und ihre Tante waren gegenwärtig und indem sie sich erinnerte, daß es diese kränken und auf den Gedanken bringen könne, daß sie unzufrieden sey, fügte sie bei: daß Sie all' die neuen Moden mitbringen.“

„All' die neuen Moden, meine theure Emma?“ sagte Heinrich. „Warum wünschest Du in den Wäldern Canada's nach der neuesten Mode gekleidet zu seyn?“

„Warum nicht," rief Emma, welche fühlte, daß sie den Meisten als thöricht vorkommen, aber sich nicht aus ihrer Verlegenheit zu retten wußte. „Ich kann doch jedenfalls für mich allein in meinen Spiegel sehen."

„Ich will versuchen, Ihnen etwas mitzubringen, was Ihnen gewiß Vergnügen machen wird;" entgegnete Capitän Sinclair, „was aber die Mode betrifft, so weiß ich, daß Sie nur scherzen, indem Sie eine Person aussuchen, die zu ungeschickt dazu ist."

„Nun, ich glaube nicht, daß Sie meine Aufträge sehr gut ausrichten werden, und daher will ich Sie mit denselben nicht belästigen," entgegnete Emma, „und nun sagen Sie uns, warum Sie nach England gehen?"

„Meine theure Emma," bemerkte Herr Campbell, „Du solltest Dir keine solche Fragen erlauben, denn Capitän Sinclair hat, wie ich nicht bezweifle, seine eigenen Gründe."

„Es ist wirklich wahr, daß ich meine eigenen Gründe habe," entgegnete Capitän Sinclair, „da ich aber kein Geheimniß daraus mache, so will ich mit Vergnügen Emma's Neugierde befriedigen. Ich weiß nicht, ob Sie schon erfahren haben, daß ich in sehr früher Jugend Waise und unter die Aufsicht eines Vormundes gestellt wurde. Als mein Vater starb, traf er in seinem letzten Willen die Anordnung, daß ich nicht eher in den Besitz meines Eigenthums gesetzt werden solle, als bis ich fünfundzwanzig Jahre alt seyn würde. Ich wurde in den letzten Tagen fünfundzwanzig Jahre alt und mein Vormund hat mir geschrieben, ich möchte nach Hause kommen, damit er der Verantwortlichkeit enthoben würde und bei mir sich über das ausweisen könne, was man ihm anvertraut hatte."

„Werden Sie sich lange dort aufhalten?" sagte Herr Campbell."

„Das ist nicht nothwendig, es hält außerordentlich schwer, von unserem Regiment während der Dauer ei-

nes Krieges Urlaub zu bekommen. Es geschieht auch bloß durch Protection, daß ich diesen nun bekomme. Bei meiner Ankunft in Quebec will mich der Gouverneur in seinen Stab nehmen und mir den Urlaub geben. Ich soll nicht länger ausbleiben, als es nothwendig ist, und ich selbst bin auch sehr dafür, bald wieder bei meinem Regimente zu seyn. Sie können daher darauf rechnen, daß ich, wenn ich am Leben bleibe, vor Beginn des Winters, wenn nicht schon früher, wieder bei Ihnen seyn werde. So, nun habe ich Alle meine Commissionen an Sie ausgerichtet und ich kann nur noch beifügen, daß ich mich sehr glücklich schätzen werde, wenn ich allen Ihren Wünschen aufs beste zu entsprechen im Stande bin."

„Nun, wir alle haben in der That nicht gewußt, daß Capitän Sinclair ein Mann des Glückes ist. Sie glauben wohl, daß Sie wieder kommen würden;" fuhr Emma ernsthaft fort; „aber wenn Sie einmal in England sind, dann werden Sie dort bleiben wollen, und ganz Canada vergessen."

„Mein Vermögen ist nicht sehr bedeutend," entgegnete Capitän Sinclair, „für England kaum genügend, um eine junge Weltdame zu bestimmen, den Blick auf mich zu richten; vielleicht aber genügt es doch, um ein gefühlvolles Weib glücklich zu machen. Mein Vermögen wird mich daher in England nicht zurückhalten, und es ist, wie ich schon sagte, mein sehnlichster Wunsch, mich bald wieder mit meinem Regimente zu vereinigen."

„Sie mögen nun wieder kommen oder dort bleiben," bemerkte Herr Campbell, „stets werden unsere besten Wünsche mit Ihnen seyn, Capitän Sinclair! Wir sind nicht undankbar für die Güte, welche Sie uns erzeigten."

„Nie werde ich," entgegnete Capitän Sinclair, „die vielen glücklichen Stunden vergessen, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte. Doch wir werden trau-

rig, wenn wir zu lange über diesen Gegenstand sprechen. Das Boot kann nicht länger als zwei Stunden ausbleiben und Heinrich muß dann bereit seyn. Der Commandant will, daß ich diesen Abend noch nach Montreal abfahre."

„Dann haben wir in der That keine Zeit zu verlieren," bemerkte Herr Campbell. „Heinrich, mache Deine Kisten bereit, und Martin wird sie dann in das Boot schaffen, ehe wir zu Tische gehen. Es wird lange Zeit währen, bis Sie wieder mit uns zu Mittag speisen werden," sprach Herr Campbell zu Capitän Sinclair. „Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit und alles Glück, bis Sie wiederkehren. Kommt, Mädchen, seht nach dem Mittagessen. Mary! Wo ist Mary?"

„Sie ging vor wenigen Minuten in ihr Zimmer," sagte Emma; „aber ich bin hier und ich kann Alles thun, was von ihr oder meiner Tante gefordert wird. Komm, Percival, breite das Tischtuch auf; Alfred, hilf mir, das ist zu schwer für mich. O, da kommt meine Tante, jetzt kannst Du fortgehen, Alfred, wir können das ohne Dich besser."

„Das ist ein Dank!" bemerkte Alfred lachend.

Da Heinrich täglich in Erwartung der Abberufung war, so bedurfte er nicht lange zu seinen Vorbereitungen, und in wenigen Minuten erschien er, von Mary Percival begleitet. Nun setzten sie sich zum Mittagessen, sie waren aber nicht fröhlich, denn Capitän Sinclairs unerwartete Abreise hatte einen gewissen Trübsinn über Alle gebracht. Dennoch scherzten sie gegen das Ende des Mahles ein wenig und Herr Campbell brachte eine seiner Weinflaschen zum Vorscheine, um auf das Glück der beiden Reisenden zu trinken. Jetzt war die Zeit zur Abreise da, Capitän Sinclair und Heinrich nahmen von Mrs. Campbell und den Fräulein Percival Abschied und gingen von den männlichen Mitgliedern der Familie begleitet an das Ufer.

„Ich kann das Abreisen eines Menschen nicht ertragen, mit welchem ich in so inniger Verbindung stand. Die Abreise des Capitäns Sinclair verursacht mir daher einen herben Schmerz.“

Mary seufzte, antwortete aber nicht.

„Ich bin nicht erstaunt, Dich so sprechen zu hören, Emma; denn in England, wo wir von Freunden umgeben waren, fiel die Abreise uns allerdings schon sehr schmerzlich; aber hier, wo wir so wenige Freunde haben, ja, ich möchte sagen, wo Capitän Sinclair der einzige ist, fällt es noch viel schmerzlicher. Indessen währt ja, wie ich hoffe, die Trennung nur eine Zeitlang.“

„Ich bin wahrhaftig sehr traurig, daß wir ohne Schutz vom Forte sind,“ sagte Mary. „Ich würde nicht erstaunt seyn, wenn Capitän Sinclair nicht wieder kommen würde.“

„Ich würde ganz außerordentlich darüber staunen,“ entgegnete Emma. „Ich bin sicher, daß er zurückkommen wird, wenn er nicht eine unvermeidliche Abhaltung bekommt.“

„Da er ein so großes Verlangen ausgedrückt hat, mit seinem Regimente wieder vereinigt zu werden, so würde ich ebenso überrascht seyn, als Du, Emma,“ sagte Mrs. Campbell. „Er ist kein flatterhafter, junger Mann; aber kommt, wir müssen den Mittagstisch abräumen.“

Herr Campbell, Alfred, Percival und Martin kehrten bald zurück, denn Capitän Sinclair war gezwungen, auf der Stelle abzufahren, damit er in Gemäßheit erhaltener Befehle zu gehöriger Zeit in das Fort zurückkehre. Malachi und John waren auf die Jagd gegangen und die Erdbeere war in ihrer Hütte. Daher saß am Abende die Gesellschaft sehr vermindert in der Küche, und der Abschied von Capitän Sinclair hatte sie nicht so gestimmt, um fröhlich seyn zu können. Wenige Worte wurden dann und wann gewechselt,

aber die Unterhaltung stockte. Emma sprach von Capitän Sinclairs Erwartungen und Entwürfen.

„Wir können nie wissen, welche Wechselfälle in dieser Welt eintreten, meine theure Emma,“ sagte Herr Campbell. „Alle Entwürfe Sinclairs können durch Umstände vernichtet werden, welche er nicht in seine Berechnung zog. Wie selten treffen die Resultate mit unsern Erwartungen zusammen. Als ich meine Kunst ausübte, erwartete ich nicht im Geringsten, daß ich der Besitzer von Werton-Hall werden sollte, und als ich im Besitze desselben war, wie wenig dachte ich daran, daß ich gezwungen werden könnte, dasselbe zu verlassen, und in diese traurige Wildniß zu gehen. Wir stehen in der Hand Gottes, und er macht es mit uns, wie er es will. Ich habe diesen Morgen gelesen, und ich habe nicht bloß einmal die Bemerkung gemacht, wie oft nicht nur Individuen, sondern auch Nationen in ihren Erwartungen getäuscht werden. Ich kenne keinen schlagenderen Beweis hiefür, als ihn die Geschichte der Ereignisse liefert, die sich in neuester Zeit zugetragen. Vielleicht haben niemals in so kurzer Zeit so reißend schnelle Wirkungen in Folge geringer Ursachen stattgehabt, und sie beweisen jedenfalls, daß die Wirkungen gerade das Gegentheil von dem waren, was die kurzsichtigen Sterblichen erwartet hatten. Es war im Jahr 1756, erst vor vierzig Jahren, daß die Franzosen im Besitz dieser Provinzen waren, und uns angriffen, um uns diesen Theil von Amerika, den wir erobert hatten, zu entreißen. Was war der Erfolg? Nach einem Kriege, der wegen seiner Grausamkeit und Hartnäckigkeit vielleicht in der Geschichte seines Gleichen nicht hat, denn beide Theile gebrauchten die Wilden, und diese marterten und quälten wechselsweise die Franzosen und die Engländer zu todt, verlor Frankreich, welches Alles erringen wollte, Alles, und wurde im Jahr 1760 gezwungen, seine eigenen Provinzen an Großbritannien abzutreten. Hier ist ein Fall, in wel-

chem sich die Angelegenheiten ganz gegen die Erwartungen der Franzosen wendeten."

„Und nun? Zu keiner Zeit war England glücklicher und geachteter von fremden Nationen, als am Ende dieses Kriegs. Aber sein Glück machte es anmaßend und ungerecht. Es bedrückte seine Colonien, es glaubte, daß diese seinem gebieterischen Willen nicht widerstehen dürften; es bildete sich ein, daß nun, nachdem die Franzosen aus Canada vertrieben worden, ganz Amerika ihm gehöre; aber gerade, weil die Franzosen aus Canada vertrieben worden waren, wagten es die Colonien, zu widerstehen. So lange als die Franzosen diese Gegend inne hielten, hatten die englischen Colonisten ihre Grenznachbarn zu Feinden, und sie sahen daher auf England, als auf ihren Schutz und ihre Hülfe. Sie verlangten Hülfe und Beistand, und so lang als sie diese verlangten, waren sie nicht gesinnt, irgend eine Remonstration gegen die Zahlung eines Theils der Kosten zu machen, welche von ihnen gefordert wurden. Hätten die Franzosen eine Armee unter Montcalm in dem Augenblicke schlagfertig da gehabt, als die Stempelacte, die Auflage auf Thee, Salz u. s. w. eingeführt wurde, wäre die größte Frage gewesen, ob die Colonisten sich irgend eine Weigerung erlaubt haben würden; aber da sie nicht länger mehr einer Armee zu ihrer Vertheidigung bedurften, so veranlaßten sie die erwähnten Auflagen, in offenem Aufruhr sich gegen das zu erheben, was sie als ungerecht betrachteten, und endlich ihre Unabhängigkeit zu erklären. So finden wir denn hier die Ereignisse ganz anders gestaltet, als Englands Erwartungen waren.

„Bemerkt weiter. Die amerikanischen Colonisten errangen ihre Unabhängigkeit, was ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gelungen seyn würde, wenn ihnen nicht die zahlreiche Armee und die Flotte der Franzosen Beistand geleistet hätte, weil sie über den Verlust Canada's erbost, England durch den Verlust seiner

eigenen amerikanischen Besitzungen zu demüthigen wünschten. Aber wie wenig dachten der König von Frankreich und sein Adel daran, daß sie, indem sie die Grundsätze der Amerikaner unterstützten, und die französischen Truppen und Schiffe, ich möchte sagen, das französische Volk in Masse mit denselben Grundsätzen von Gleichheit anstecken ließen, wie wenig dachten diese daran, daß sie den Sitz der Revolution in ihr eigenes Land verpflanzen, und daß der König sowohl, als der größte Theil des Adels auf dem Blutgerüste sterben würden."

„Hier haben wir abermals Ereignisse ganz gegen die Erwartungen, und Ihr werdet bemerken, daß bei jeden Unternehmungen irgend einer der beiden Partheien das Resultat war, daß der Schlag auf ihr eigenes Haupt fiel, nicht auf das des Gegners, welches er zerschmettern sollte."

„Ich erinnere mich," sagte Alfred, nachdem Herr Campbell geendigt hatte, „daß ich einmal von einer Geschichte von einem morgenländischen Könige gelesen habe, welcher von einem Derwische einen Spruch erkaufte, und hierauf befahl, daß derselbe auf alles Gold- und Silbergeräthe in dem Palaste eingegraben werden solle. Das Sprichwort lautete: „unternimm nie etwas, ohne den Ausgang bedacht zu haben." Es ereignete sich, daß eine Verschwörung gegen den König angesponnen wurde, und daß von den Verschwornen bestimmt wurde, es solle ihm von seinem Wundarzte mittelst einer vergifteten Lanzette zur Ader gelassen werden. Der Wundarzt ging darauf ein, des Königs Arm wurde unterbunden, und eine von den silbernen Platten untergehalten, um das Blut aufzunehmen. Der Wundarzt las die Aufschrift und wurde durch dieselbe so sehr erschreckt, daß er die Lanzette zurückzog, das Complott entdeckte, und dadurch das Leben des Königs rettete."

„Eine sehr nette Geschichte, Alfred," sagte Mrs. Campbell.

„Die Frage ist nun," fuhr Alfred fort, „ob beide Partheien, Frankreich und England, sich als kurzsichtig bewährt, oder ob sich nicht auch die Amerikaner trotz ihrer Allianz getäuscht haben, indem sie eine demokratische Regierung erlangten."

„In wie ferne eine moderne Demokratie von Bestand sey, kann ich in diesem Augenblicke nicht entscheiden," entgegnete Herr Campbell; „das aber weiß ich, daß in früheren Zeiten ihre Dauer in der Regel kurz war und fortwährend mit Oligarchie und Tyrannei wechselte. Eines ist gewiß, daß keine Regierungsform ist, unter welcher das Volk so schnell lasterhaft, oder wo man mit solcher Undankbarkeit behandelt wird."

„Wem stellen Sie das in Rechnung, Sir?" fragte Alfred.

„Dafür sind zwei Hauptursachen. Die eine ist, daß, wenn alle Menschen für gleich erklärt werden, (welcher Mann wird seinem Jungen erlauben, es zu werden, wenn er will), dann die einzige Unterscheidungsquelle dahin ist und die Begierden der Welt nun die Leidenschaft bekommen, über die ganze Erde hin zu stürmen, und so demoralisirend ist keine andere Begierde. Die andere ist, daß die Völker, oder, um eigentlich zu sprechen, die Pöbelregenten größtentheils durch Schmeichelei und Kriecherei gewonnen werden müssen, und zwar von Seite derer, welche diese Idole für sich gewinnen wollen. Nun ist aber Schmeichelei eine Lüge und eine Gewohnheit, die auf gleiche Weise den demoralisirt, der sie gebraucht, und den, der sie annimmt. Keine Regierung ist so verächtlich oder so unangenehm für einen ehrbaren Mann, als eine demokratische."

„Dieß ist meine Meinung, Sir, und ich glaube, sie ist ziemlich allgemein."

„In wie fern die Amerikaner eine solche Meinung mißbilligen,“ fuhr Herr Campbell fort, „bleibt uns zu sehen übrig; aber das ist gewiß, daß sie ihre neue Regierungsform mit einer so großen Ungerechtigkeit begonnen haben, daß sie die Annahme rechtfertigen, daß alle ihre gerühmten Tugenden nichts als Anmaßungen sind. Ich rechne hieher, daß sie ihre Sklaven nicht frei gegeben. Sie haben ihre eigenen Versicherungen bei ihrer Unabhängigkeitserklärung Lügen gestraft, denn sie hatten in derselben alle Menschen gleich und von Geburt an frei erklärt, und man kann nicht erwarten, daß der Segen Gottes über denen walte, welche sich selbst emancipirten und dennoch so ungerecht waren, diese armseligen Creaturen in der Sklaverei zu erhalten. Die Zeit wird kommen, ich zweifle nicht daran, obwohl von uns Allen, die wir hier gegenwärtig sind, vielleicht keines mehr diesen Tag sehen wird, wo die Wiedervergeltung auf ihr Haupt fällt oder wenigstens auf die Häupter ihrer Nachkommen; denn die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Aber es ist Zeit, daß wir daran denken, uns zurückzuziehen. Gute Nacht, Gott behüte Euch Alle!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach zwei Tagen kehrten Malachi und John zurück, und brachten die Felle von drei Bären mit, welche sie erlegt hatten. Zu dieser Jahreszeit sind die Thiere so mager und armselig, daß es nicht der Mühe lohnte, ihr Fleisch mitzunehmen. Es war also jetzt nicht der Mühe werth, gegen sie auszuziehen, und die Beiden blieben größtentheils zu Hause, fischten in

dem See, oder fingen Forellen in dem Flusse. Alfred und Martin waren immer noch mit dem Landbau beschäftigt; die Saat war aufgegangen, und sie schnitten nun Hölzer für das Gehege der Prairie.

Vierzehn Tage nach Capitän Sinclairs Abreise kam Oberst Forster in einem Boote von dem Fort, um sie zu besuchen.

„Ich versichere Sie, Herr Campbell," sagte er, „ich war im vorigen Winter um Sie sehr besorgt, und ich bin erfreut, daß er mit so wenigen Schwierigkeiten an Ihnen vorüberging. In früherer Zeit hatten wir Anfechtungen von den Indianern, diese sind aber für jetzt vorüber. Sie kommen diesen Sommer wieder zusammen, aber das Gouvernement von Quebec ist wachsam, und ich zweifle nicht, daß eine kleine Versöhnung zu Stande kommen und allen Haß beseitigen wird. Wir erwarten eine große Menge von Decken und andern Gegenständen in diesem Frühjahr, als Geschenke für die Stämme, mittelst welcher wir sie bei gutem Willen zu erhalten hoffen, und wir haben mehrere französische Emissäre aufgegriffen, welche feindselig gegen uns handelten."

„Aber immer sind wir noch den Anfällen von herumschweifenden Parthien ausgesetzt," sagte Herr Campbell.

„Wohl wahr," entgegnete der Oberst, „aber gegen diese haben Sie Ihre eigenen Vertheidigungsmittel. Sie sind in einer so vereinzelten Stellung, so bloß gestellt, wie gegen einen Dieb in England, nur mit dem Unterschiede, daß Sie in England die Gesetze anrufen können, während Sie hier das Gesetz selbst handhaben müssen."

„Es ist gewiß nichts Angenehmes, in einem fortwährenden Zustande der Beängstigung zu seyn," bemerkte Herr Campbell. „Doch wir wußten, was wir zu erwarten hatten, ehe wir hieher kamen, und wir müssen uns nun zufrieden geben. Daß Sie, Oberst,

Capitän Sinclair verloren haben, ist auch ein großer Verlust für uns."

„Ja, er ist nach England gegangen, aber nur auf kurze Zeit," entgegnete der Oberst, „und wir werden ihn bald wieder hier sehen. Er muß eine große Freude an seinem Handwerke haben, weil er mit solchen Mitteln bei demselben bleibt."

„Er erzählte uns, daß er hingehe, um von einem kleinen Eigenthume Besitz zu nehmen."

„Ein Eigenthum von nahe an 20,000 Pfund jährlich," erwiederte der Oberst. „Er mag es als ein geringes Eigenthum betrachten, ich aber würde anders denken, wenn es mir zu Theil geworden wäre."

„Ich hatte in der That keinen Gedanken, daß es so groß sey, weil er so davon sprach," entgegnete Herr Campbell. „Ich habe eine hohe Meinung von ihm und zweifle nicht einen Augenblick, daß er einen guten Gebrauch davon machen werde."

„Jedenfalls kann er einer Gattin ein luxuriöseres Leben verschaffen, als wir Soldaten in der Regel können," sagte der Oberst lachend.

Die Unterhaltung zwischen dem Oberst und Herrn Campbell lenkte sich nun auf das Gut, und nach vielen Fragen bemerkte Jener:

„Ich habe überdacht, daß es sehr vortheilhaft, sowohl für die Regierung, als für Sie, Herr Campbell, seyn möchte, wenn, nachdem Ihr Besitzthum gelichtet und ausgerodet ist, mit der Wasserkraft, welche Sie hier besitzen, von Ihnen eine Mahl- und eine Sägmühle errichtet würde. Sie wissen, daß die Regierung das Fort mit Mehl und mit Vorräthen aller Art zu versehen hat, und daß die Zufuhr bedeutende Kosten macht, daß das Rindvieh, welches wir auf dem Fort halten, uns mehr kostet, als es werth ist, da wir nun Ihre Prairie verloren haben, die uns äußerst gelegen war. Auf der andern Seite würden Ihnen Ihre Produkte bei der Entfernung Ihres Gutes von irgend ei-

nem Markte sehr wenig nützen, wenn Sie nicht irgend einen Absatz für dieselben finden. Wenn Sie aber eine Mühle errichten und Ihr eigenes Getreide selbst mahlen, was Sie im folgenden Jahre thun können, wenn Sie genügende Mittel haben, und da Sie ferner eine Menge von Stämmen besitzen, so sind Sie im Stande, das Fort mit Mehl, Rindfleisch, Schweine- und Hammelfleisch u. s. w. zu versorgen. Sie machen dabei einen guten Gewinn, und es kostet das Gouvernement nur die Hälfte des Preises, den es jetzt bezahlt; ich habe dem Gouvernement über diesen Gegenstand geschrieben, ihm gesagt, daß wir die Mittel nicht haben, unsere Stämme zu fällen und das auszuführen, was ich Ihnen jetzt vorschlage. In wenigen Tagen erwarte ich Antwort, und ich werde autorisirt werden, eine Uebereinkunft mit Ihnen zu treffen, welche, wie ich nicht im Mindesten zweifle, für Sie vortheilhaft seyn wird."

Herr Campbell erstattete dem Oberst seinen lebhaften Dank für seine Güte und erklärte, daß er seinem Rathe folgen würde, wenn er die hinreichenden Mittel hiezu hätte; da dieses aber nicht der Fall, so sey es ihm nur dann möglich, wenn ihm erlaubt werde, zu der Arbeit um eine Abtheilung von Soldaten zu bitten, welche ihm der Kommandant während des Sommers geben könne.

„Das ist ein Punkt, über welchen ich Gewißheit wünschte, denn mein Zartgefühl erlaubt mir nicht, hierüber eine Frage zu stellen. Nun aber finde ich, daß unserer Uebereinkunft keine Schwierigkeiten im Wege stehen werden."

Der Oberst blieb geraume Zeit, betrachtete das Gut und unterhielt sich mit Herrn Campbell; dann nahm er Abschied.

In der Zwischenzeit waren Alfred und seine Cousinen ausgegangen; der Tag war schön und klar, und am Nachmittage war die Hitze nicht zu drückend.

Als sie am Ufer des Flusses hinschlenderten, sagte Mary:

„Nun, Alfred, was sagst Du zu dem Vorschlage des Obersten?"

„Ja," bemerkte Emma, „Du bist durch ihn etwas stark beunruhigt."

„Wie so, theure Cousine?"

„Ei nun, begreifst Du nicht, daß, wenn die Mühle errichtet wird, Du die geeignete Person seyn wirst, sie zu betreiben? Welch ein Wechsel im Gewerbe! Zuerst ein Seemann, dann ein Müller. Ich sehe Dich schon in Deinem Rock, weiß wie Mehl, zum Mittagessen kommen."

„Meine liebe Emma, Du beabsichtigtest es nicht, ich weiß es, aber Du fühlst nicht, daß Du mich betrübst. Als der Oberst den Vorschlag machte, erkannte ich die Bedeutung desselben, und daß er eine Quelle großen Vortheils für meinen Vater seyn würde; aber zu derselben Zeit, ich weiß nicht, wie das kam, habe ich die Idee lieb gewonnen, daß wir nicht für immer hier bleiben werden, und dieser Plan scheint mir uns zu einem lebenslänglichen Aufenthalt hier zu führen. Dieß stimmte mich trübe. Ich weiß, daß es eine Thorheit ist, und daß wir keine Hoffnung auf eine Erlösung haben; aber dennoch kann ich nicht anders, weil jene Hoffnung immer vor meinen Augen ist, meine Seele mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich eines Tags meinem Berufe wieder gegeben werde; und den Gedanken, auf Lebenszeit ein Müller zu werden, kann ich jetzt noch nicht liebgewinnen."

„Nun, Alfred, ich sagte es bloß, um Dich ein Wenig zu plagen, nicht um Deinen Gefühlen wehe zu thun, glaube mir das," versetzte Emma. „Du sollst kein Müller werden, wenn Du nicht willst. Heinrich wird vielleicht besser dazu taugen, als Du. Was aber das Verlassen dieses Ortes betrifft, so hege ich keinen Gedanken, daß dieses je möglich werde. Ich habe mir

in den Kopf gesetzt, in den Wäldern Canada's zu leben und zu sterben, und ich betrachtete es als mein eigensinniges Schicksal, daß all meine Annehmlichkeiten in der Luft dieser Wüste vergehen sollen."

„Bereuen ist nutzlos, wenn nicht sündig," bemerkte Mary Percival. „Wir haben vielmehr dankbar zu seyn; jedenfalls sind wir unabhängig, und wenn wir im Stande seyn werden, die Schuld an unserem Onkel und unserer Tante für ihre Güte abzutragen, so müssen wir um so mehr erfreut und zufrieden seyn, als wir den Wechsel ihrer Verhältnisse uns mehr zu Herzen nehmen müssen, als wir es thun. Ich habe eben so gut gedacht, als Du, Alfred, und ich sage Dir meine Gedanken. Ich blickte auf einige Jahre vorwärts, und in dieser Zeit ist es möglich und wahrscheinlich, daß wir in jeder Richtung andere Ansiedler als Nachbarn haben werden. Dieß wird uns Sicherheit geben. Dann dachte ich weiter, daß das Gut meines Onkels an Bedeutung und Werth gewinne, und daß er in dem Distrikte der Obmann werde, was auch für einen Ansiedler von Vortheil ist; weiter dachte ich, daß, von Andern umgeben, in vollständiger Sicherheit und in angenehmer, unabhängiger Stellung mein Onkel die großen Opfer nicht vergessen werde, welche mein Vetter Alfred so edel brachte, sofort einwillige, daß er zu seiner Beschäftigung zurückkehre, zu welcher er so große Neigung hat, und in der er sich, wie ich nicht im Mindesten zweifle, auszeichnen wird."

„Gut gesprochen, meine süße Prophetin," sagte Alfred, indem er seine Cousine küßte, „Du hast mehr Verstand, als wir Beide."

„Antworte für Dich selbst, Alfred, wenn es Dir beliebt," sagte Emma, indem sie den Kopf zurückwarf, als sey sie beleidigt. „Deine Bemerkung werde ich nicht vergessen, das versichere ich. Uebrigens prophezeihe ich gerade das Gegentheil; Alfred wird nie mehr auf die See gehen, er wird von den Reizen der Toch-

ter irgend eines schottischen Ansiedlers, einer Hanne oder Margareth, bezaubert werden, sich als canadischer Bauer niederlassen, und auf einem langbeinigen, schwarzen Klepper reiten."

„Und ich prophezeihe," entgegnete Alfred, „daß zu derselben Zeit, in welcher ich mich, wie so eben gesagt wurde, verheirathe und ansiedle, Fräulein Emma Percival durch ihre Reize irgend einen langbeinigen, schwarzen Burschen von noch unbeschriebener Sorte aufbringen wird, der sich mit einem Whiskyschoppen beschäftigt, sein Weib als Stallmagd anstellt, und erwartet, daß sie seine Gewohnheiten annehme."

„Emma, ich meine, Du hast das Schlimmste von diesem Schauen in die Zukunft bekommen," sagte Mary lachend.

„Ja, wenn Alfred nicht ein falscher Prophet wäre, dergleichen immer so viele herumwandeln," versetzte Emma. „Indessen hoffe ich, daß Deine Prophezeihung wahr werde, Mary, und dann werden wir von ihm befreit werden."

„Ich schmeichle mir selbst, daß Ihr sehr traurig seyn würdet, wenn ich weggehe, Ihr hättet jedenfalls niemand zu plagen," versetzte Alfred, „und das würde besonders Dir selbst ein großer Verlust seyn."

„Nun, in dieser Bemerkung ist doch einiger Sinn," sagte Emma; „aber die Kühe warten auf das Melken, und so, Herr Alfred, wenn Sie bei guter Laune sind, so werden Sie wohl daran thun, uns die Eimer zu bringen."

„Es ist wirklich Schade für Alfred," sagte Mary, als er so weit weg war, daß er sie nicht hören konnte. „Sein Opfer war in der That sehr groß, größer, als er es selbst fühlen mag."

„Er ist ein lieber, edler Junge," versetzte Emma, „und ich liebe ihn sehr; aber ich kann nicht helfen, ich muß ihn plagen."

„Aber in einigen Punkten solltest Du vorsichtiger

seyn, meine theure Schwester, Du weißt nicht, welchen Schmerz Du ihm machst."

„Ja, das weiß ich, und ich bin immer traurig, wenn ich es gethan habe; allein es ist immer nachher, daß ich mich daran erinnere, und dann bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst. Zanke nicht mit mir, theure Mary, ich will versuchen, klüger zu werden. Ich bin begierig, ob das geschieht, was Du sagst, und ob wir Nachbarn bekommen werden; ich wünsche, wir hätten welche, wäre es auch nur der Indianer wegen."

„Ich halte es für sehr wahrscheinlich," entgegnete Mary; „doch die Zeit wird es lehren."

Alfred kam nun mit den Eimern zurück, und die Unterhaltung bekam eine andere Wendung.

Einige Tage später kam ein Korporal von dem Fort und brachte Briefe und Zeitungen, die ersten, die sie seit dem Winter erhalten hatten. Die ganze Familie war in Bewegung, als diese Nachricht verkündet wurde; Mary und Emma ließen das Geflügel, welches sie fütterten, stehen; Percival warf das Stroh weg, mit welchem er die Ferkel versehen wollte; Alfred rannte von dem Platze weg, an welchem er und Martin mit dem Spalten der Balken beschäftigt waren. Alles drängte sich um Herrn Campbell, als er das Packet öffnete, in welches die Briefe und Zeitungen auf dem Fort wohl eingewickelt worden waren. Der Briefe waren nur wenige, drei von Miß Paterson, und zwei von andern Freunden in England, welche die englischen Neuigkeiten mittheilten; einer an Alfred, von Capitän Lumley, welcher sich nach der Familie erkundigte und ihm sagte, daß er seine Lage seinen Freunden im Rathe mitgetheilt habe, und daß die ihn für jetzt nicht zum Dienste einberufen wollten; einer von Herrn Campbells Agenten in England, der ihn benachrichtigte, daß er das von Herrn Douglas Campbell für die Pflanzen bezahlte Geld seinem Agenten in Quebec übermacht habe; endlich ein anderer von dem

Agenten zu Quebec, der den Empfang des Geldes anzeigte, und einen Rechnungsabschluß enthielt. Zuerst wurden die Briefe gelesen, dann wurden die Zeitungen vertheilt; alle waren sehr beschäftigt und schwiegen während des Durchlesens.

Nach einiger Zeit rief Emma aus: „theurer Onkel, hören Sie nur dieses; wie traurig ich bin!“

„Was ist es, meine Theure?“ sagte Herr Campbell.

„Herr Douglas Campbell zu Werton-Hall erhielt einen Sohn, der seine Geburt nur wenige Stunden überlebte.“

„Ich bin in der That sehr traurig darüber, meine theure Emma,“ versetzte Herr Campbell. „Die Güte des Herrn Douglas Campbell gegen uns macht uns für jedes Unglück theilnehmend, welches ihm begegnen kann, und Alles Angenehme, was ihm begegnen mag, muß uns freuen.“

„Es muß eine schlimme Täuschung gewesen seyn! Doch wenn es Gott gefällt, so wird er Ersatz finden, und wir wollen hoffen, daß ihre Erwartungen, für den Augenblick vernichtet, in der Zukunft sich verwirklichen.“

„Hier ist ein Brief vom Oberst Forster,“ sagte Herr Campbell; „ich habe ihn übersehen, er war zwischen dem Umschlage. Er schreibt, daß er Antwort von dem Gouverneur erhalten habe, und daß dieser mit seinen Ansichten, hinsichtlich des mit mir besprochenen Gegenstandes, vollkommen übereinstimme, und ihn beauftragt habe, die Wege einzuschlagen, welche er für rathsam halte. Der Oberst sagte, daß er in einigen Tagen herüber kommen wolle, und daß ich ihm in der Zwischenzeit wissen lassen solle, wie viele Soldaten ich zu verwenden wünsche. Er will das Uebereinkommen mit mir so bald und so billig, als es in seiner Macht steht, abschließen. Wir haben dem Himmel zu danken, daß er uns Freunde geschickt hat,“ fuhr Herr Campbell fort; „aber nun wollen wir die Briefe

bei Seite legen und zu unsern englischen Neuigkeiten zurückkehren."

„Theures England!" rief Emma aus.

„Ja, theures England, mein gutes Mädchen; wir sind Engländer und können unser Land auch jetzt noch so lieben, wie wir es liebten, als wir noch darin lebten. Wir sind immer noch Engländer, auch in einer englischen Colonie. Wenn es dem Himmel gefallen hat, uns aus unserm Vaterlande zu entfernen, so sind doch unsere Herzen und unsere Gefühle stets bei demselben, und so werden englische Herzen in jeder Ansiedlung gefunden, mögen sie in unserer Gegend oder in der weiten Welt seyn. Wir Alle rühmen uns, Engländer zu seyn, und haben Alle Ursache, auf unser Land einen Stolz zu setzen. Möge dieses Gefühl nie verloren gehen, denn es übt einen erhebenden Einfluß auf unser ganzes Benehmen aus."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es währte beinahe fünf Wochen, bis Heinrich von seiner Reise nach Montreal zurückkam, und während dieser Zeit hatte der Oberst seine Besuche wiederholt und das Uebereinkommen mit Herrn Campbell getroffen. Eine Abtheilung von zwanzig Soldaten war zum Arbeiten abgeschickt worden, zum Fällen der Bäume, zum Spalten der Stämme, für welche Dienstleistungen Herr Campbell wie früher bezahlte. Das Winterhaus und die Pallisadirung für die Schaafe wurde in Arbeit genommen und machte in kurzer Zeit große Fortschritte, da jetzt viele Leute damit beschäftigt waren. Sie hatten zu gleicher Zeit den Strom eine ziemliche Strecke lang untersucht, um die beste Stelle zur Anlegung

einer Wassermühle zu ermitteln, und dieselbe ohngefähr eine halbe Meile vom Ufer des See's ausgewählt, weil da der Fluß einen beträchtlichen Fall hatte und mit großer Schnelligkeit floß. Es wurde indessen nicht erwartet, daß die Mühle vor dem nächsten Jahre errichtet werde, indem es nöthig war, einen Baumeister zu haben und die Einrichtung von Montreal oder Quebec kommen zu lassen. Es wurde beabsichtigt, daß die Schätzung der Kosten gefertigt, der Contract abgeschlossen, und die erforderliche Vorkehrung während des Herbstes getroffen werde, so daß sie im Frühling nächsten Jahres fertig seyn sollte. Es war an einem Montag Morgens, als Heinrich von dem Fort anlangte, wo er den Sonntag zugebracht, nachdem er es am Donnerstag Nachts erreicht hatte. Die Fahrzeuge mit den Geräthschaften hatte er in dem Fort gelassen; sie wurden während des Tages herüber gebracht, aber Heinrich in seiner Ungeduld, seine Familie wieder zu sehen, wollte nicht auf sie warten. Er wurde, wie man sich denken kann, freudig empfangen, und so wie der erste Jubel vorüber war, setzte er seinen Vater von dem in Kenntniß, was er unternommen hatte. Von einem canadischen Farmer hatte er vierzig Mutterschaafe von sehr schöner Zucht erhalten, obgleich sie den englischen nicht im geringsten gleich standen; aber der Agent hatte sich sehr viele Mühe für ihn gegeben, um ihm zwanzig englische Schaafe und zwei Widder von der besten Gattung, vollkommen tauglich zur Zucht, zu verschaffen. Die letzteren hatte er ziemlich theuer zu bezahlen, doch sie waren für Herrn Campbell viel Geld werth, und dieser war über den Kauf sehr erfreut. Um die Schaafe auszuwählen, war Heinrich gezwungen, sich des Agenten und der Betheiligten zu bedienen, indem er nicht selbst darüber urtheilen konnte; aber auf sein eigenes Urtheil hin hatte er zwei canadische Pferde gekauft; denn er war lange genug in Oxford gewesen, um die Eigenschaften eines Pferdes kennen zu lernen,

und als er zurückkehrte, hatte er einen sehr guten Kauf gemacht. Er hatte ferner ein Schwein und Ferkel von einer bewährten Zucht gekauft, und all' die übrigen Aufträge waren sehr glücklich ausgeführt worden, auch war der Verkauf der Felle zu dem Preise, welcher für sie festgesetzt worden, bewerkstelligt. Es mag hier beigefügt werden, daß er voll von Neuigkeiten war, daß er von Montreal, von den Parthien, zu welchen er eingeladen worden, und von den Leuten sprach, mit welchen er in Berührung gekommen. Er hatte den Einkauf einiger der jüngsten englischen Schriften für seine Cousinen, nebst einigen wenigen Artikeln von Galanteriewaaren nicht vergessen, welche er für ihre gegenwärtige Lage nicht zu glänzend glaubte. Er sprach immer noch, und würde wahrscheinlich noch einige Stunden länger gesprochen haben, so vielfach waren die Fragen, die er beantworten sollte; da kam aber Martin und kündigte an, daß die Fahrzeuge mit den Geräthschaften und dem Vieh angekommen seyen. Hierauf verfügten sich alle an den Fluß, um mit anzusehen, wie die Sachen ausgeschifft und durch die dort arbeitenden Soldaten an's Land gebracht wurden. Die Geräthschaften wurden auf dem Boden des Lagerhauses untergebracht, die Pferde und die Schaafe mit den Kühen auf die Wiesen getrieben. Eine wöchentliche Ration für die Soldaten kam auch von dem Fort; die Mannschaft war in der Vertheilung derselben sehr emsig, und brachte sie in den Hütten unter, welche sie zu ihrer Bequemlichkeit während der Dauer ihrer Arbeit für Herrn Campbell errichtet hatten. Ehe der Abend kam, war Alles geordnet, und Heinrich war wieder von der Familie umringt, um deren Fragen zu beantworten. Er erzählte, daß der Gouverneur von Montreal sie einladen lasse, den Winter im Gouvernementshause zuzubringen, und daß er den jungen Damen verspreche, kein Wolf solle es wagen, in ihre Nähe zu kommen; und daß die Adjutanten sich die Ehre von

ihnen auf den ersten Ball erbitten, der nach ihrer Ankunft gegeben werden solle. Alle lachten darüber, und kurz es schien, daß nichts der Gefälligkeit und Gastfreundschaftlichkeit gleich komme, mit der er behandelt wurde; es unterlag keinem Zweifel, daß dieselbe auch auf die Familie ausgedehnt werden würde, so wie sie sich entschließen konnte, dahin zu ziehen."

Es trat eine Pause ein und in derselben sprach Malachi zu Herrn Campbell:

„Martin wünscht, daß ich mit Ihnen spreche, Sir."

„Martin?" sagte Herr Campbell, indem er im Zimmer umherblickte und gewahr wurde, daß dieser sich nicht im Zimmer befand. „Ei, ich begreife, er ist hinausgegangen. Was kann es seyn, daß er es mir nicht selbst sagen kann."

„Es ist gerade so, wie ich ihm sagte," entgegnete Malachi, „aber er meint, es sey besser, wenn es durch mich an Sie gelange. Die Sache ist, daß er sich in die Erdbeere verliebt hat und wünscht, sie zu seinem Weibe zu machen."

„In der That?"

„Ja, Sir, ich habe nicht gedacht, daß er irgend etwas davon sagen würde, aber sehen Sie, da sind nun so manche Soldaten hier und drei oder vier derselben sind auch Martins Ansicht, und das macht ihn sehr unruhig, so lange die Sache nicht geordnet ist. Da er nun in Ihren Diensten ist und ohne ihre Zustimmung nicht wohl heirathen kann, so hat er mich gebeten, mit Ihnen darüber zu sprechen."

„Nun gut, aber die Erdbeere ist ja Ihr Eigenthum und nicht das meinige, Malachi."

„Ja, Sir, nach indianischer Weise bin ich ihr Vater, aber ich habe nichts einzuwenden, und werde mich nicht schämen, einige Geschenke für sie zu verlangen."

„Geschenke für sie! Nun wir im Allgemeinen ge=

ben Geschenke oder Geld mit einem Weibe;" sagte Emma.

„Ja, es ist ein Unterschied zwischen englischen Weibern und indianischen. Ein englisches Weib verlangt, daß man für sie arbeite und kostet Geld; aber ein indianisches Weib arbeitet für sich selbst und für ihren Mann, und so ist sie von Werth und wird in der Regel von ihrem Vater gekauft; ich glaube daher, daß es wohlfeiler ist, für ein indianisches Weib zu zahlen, als mit einem Englischen Geld zu bekommen; doch dies mag seyn, wie es will."

„Das ist nun gerade keine sehr große Höflichkeit, Malachi," sagte Mrs. Campbell.

„Vielleicht ist es keine, Ma'am, aber größtentheils trifft es so zu. Nun, ich bin willens, daß Martin die Erdbeere bekommen soll, denn ich weiß, daß er ein scharfer Jäger ist und wohl für sie sorgen wird, und ich fühle, daß wenn er sie zu seinem Weibe macht, ich viel gemächlicher leben werde. Ich soll nämlich mit ihnen hier in der Nähe wohnen, Martin will Ihnen dienen und wenn er sein Weib hat, so wird er seine Gesinnung nicht ändern und in die Wälder gehen."

„Ich finde den Vorschlag ganz vortrefflich, und ich bin um so mehr über denselben erfreut, als wir Sie dann ganz und gar haben werden," sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am, wenn Sie das wollen, und dann will ich immer mit dem Knaben seyn und auf ihn sehen, und Sie werden immer wissen, wo er ist, und nichts mehr fürchten."

„Sehr wahr, Malachi," sagte Herr Campbell, „ich betrachte es als eine herrliche Einrichtung. Wir müssen Ihnen eine bessere Hütte bauen, als diese, in der Sie sich befinden."

„Nein, Sir, keine bessere, denn wenn sie auch alle Mängel hat, so können Sie doch nicht abhelfen, sie ist hoch genug, aber vielleicht nicht nahe genug. Ich denke, daß wenn das Schaafhaus geendigt ist, so wäre

es gut, wenn wir unsere Hütte innerhalb der Palisaden bauen würden, und dann werden wir eine Art Wache für die Geschöpfe."

"Ein sehr guter Einfall, Malachi; nun wohlan, in so fern ich zu bestimmen habe, so hat Martin meine Zustimmung, zu heirathen, sobald es ihm beliebt."

"Und die meinige auch, wenn sie nöthig ist," bemerkte Mrs. Campbell.

"Aber wie wird denn die Hochzeit seyn?" sagte Emma; "sie haben auf dem Fort keinen Geistlichen, der ist seit dem letzten Jahre weg."

"Ei, Miß, die vermissen einen Geistlichen nicht; sie ist ein indianisches Mädchen und will nach indianischer Manier heirathen."

"Aber welche Manier ist dies?" sagte Mary.

"Ei nun, Miß, er kommt zu der Hütte und holt sie fort in sein eigenes Haus."

Alfred brach in ein Gelächter aus und sagte: "Das heißt die Sache kurz abgemacht."

"Ja, zu kurz, nach meiner Meinung," sagte Mrs. Campbell. "Malachi, wenn es wahr ist, daß die Erdbeere ein indianisches Mädchen ist, so sind doch wir keine Indianer, Martin ist keiner, und auch Sie, der als ihr Vater auftritt, sind kein Indianer, daher kann ich eine solche Heirath nicht gut heißen."

"Nun, Ma'am, wie es Ihnen gefällig ist, aber es scheint mir doch recht zu seyn. Wenn Sie in eine Gegend gehen, und ein Mädchen aus derselben zu heirathen wünschen, so wird ihre Heirath durch die Vorsteher dieser Gegend bewilligt. Nun, Martin sucht ein indianisches Weib, und warum soll er da nicht nach indianischer Weise heirathen."

"Sie mögen nach Ihrer Meinung Recht haben, Malachi," sagte Mrs. Campbell, "aber jetzt müssen Sie unserem Ausspruche Folge leisten. Wir glauben niemals, daß sie ein verheirathetes Weib sey, wenn

nicht einige Ceremonien vorausgegangen sind, die ich Ihnen jetzt vorschlage."

„Gut, Ma'am, ganz nach Ihrem Belieben, aber nun bestimmen Sie die Heirath nach Ihrer Weise und das Mädchen wird nicht ein Wort von dem verstehen, was gesagt wird, zu was wird es dann gut seyn?"

„Für jetzt freilich zu nichts, Malachi; aber denken Sie daran, daß, wenn sie auch jetzt noch keine Christin ist, sie doch später eine werden kann. Ich habe oft über diesen Gegenstand nachgedacht und ich fühle, daß es von Vortheil ist, mit ihr jetzt darüber zu sprechen, und sobald sie genug englisch versteht, um zu begreifen, was ich ihr sage, so hoffe ich, sie zu überzeugen. Nun, wenn sie eine Christin werden sollte, und ich hoffe zu Gott, daß sie es will, so wird sie einsehen, daß sie nicht eigentlich geheirathet hat, und sie wird ängstlich seyn und verlangen, daß die erforderliche Ceremonie noch vorgenommen werde; habe ich nun nicht Recht?"

„Wohl, Ma'am, wenn es Ihnen so beliebt, so habe ich keine Einwendung zu machen. Ich bin sicher, daß Martin auch keine hat."

„Das glaube ich auch, Malachi," entgegnete Mrs. Campbell.

„Und wenn auch kein Geistlicher im Fort ist," bemerkte Herr Campbell, „so kann jetzt der Oberst in seiner Abwesenheit trauen. Eine Heirath vor einem commandirenden Offiziere eingegangen, ist ganz gesetzlich."

„Ja," bemerkte Alfred, „und so ist es auch eine Heirath vor dem Capitän eines Kriegsschiffes."

„Wenn dem so ist," versetzte Malachi, „dann je früher, desto besser, denn die Soldaten sind sehr ungestüm und ich kann sie nicht aus meiner Hütte treiben."

Martin, welcher außerhalb des Thores war und Alles, was vorging, bemerkt hatte, kam nun herein, der Gegenstand wurde nochmals besprochen und Martin sagte seinen Dank für die ihm ertheilte Erlaubniß.

„Ei!“ sagte Emma, „daran habe ich nicht gedacht, daß wir in der Familie sobald eine Hochzeit haben sollten. Dies ist in der That ein Ereigniß. Martin, ich wünsche Ihnen Glück, Sie bekommen ein sehr schönes und ein sehr gutes Weib.“

„Das glaube ich auch, Miß,“ versetzte Martin.

„Wo ist sie?“ fragte Mary.

„In dem Garten, Miß,“ bemerkte Malachi, „sie geht den Soldaten aus dem Wege. Nun, da das Werk vollbracht ist, bestürmen sie dieselbe nicht wenig und sie ist glücklich, wenn sie ihnen entwischen kann. Ich habe ihnen schon gesagt, sie sollen ihres Weges gehen; aber sie folgen mir nicht; sie wissen, daß ich meine Flinte nicht gebrauche.“

„Ich will nicht hoffen,“ entgegnete Mrs. Campbell. Es würde sehr schlimm seyn, einen Mann niederzuschießen, bloß weil er wünscht, Ihre Tochter zu heirathen.“

„Das wäre es, Ma'am,“ versetzte Malachi, „darum werden wir um so eher Frieden haben, je schneller sie Martin gegeben wird.“

Da das Boot beständig zwischen dem Fort und dem Gute hin- und her ging, so schrieb Herr Campbell dem Obersten und sagte ihm, was er von ihm wünsche. Der Oberst setzte den Tag der Woche fest, an welchem er kommen und die Ceremonie vornehmen wolle. Das gab ein kleines Fest. Mrs. Campbell und die Fräulein Percival kleideten sich schöner als gewöhnlich, dasselbe thaten alle Männer der Niederlassung, ein besseres Mittagessen als gewöhnlich wurde zubereitet, der Oberst und einige Officiere kamen, um mit ihnen zu speisen und den Tag mit ihnen zu feiern. Martin war außerordentlich fröhlich und voll munterer Laune; die Erdbeere trug ein neues Kleid von jungen Dam-Hirschfellen und hatte Blumen in ihrem langen, schwarzen Haare; sie sah, wie sie es wirklich war,

sehr schön und sehr schüchtern aus, war aber nicht allzusehr verlegen.

Die Trauungsceremonie wurde ihr durch Malachi erklärt und sie willigte freudig ein. Die Trauung fand Vormittags statt und eine oder zwei Stunden später saßen sie an der reichlich besetzten Tafel, die ganze Gesellschaft war sehr fröhlich, besonders da der Oberst, munterer als gewöhnlich, darauf bestand, bei Tisch neben der Erdbeere zu sitzen, was sie bisher nicht gethan hatte; sie fügte sich ohne Verlegenheit, sie lächelte, wenn die Andern lachten, obwohl sie nur wenig verstand, was sie sprachen. Herr Campbell öffnete zwei seiner Weinflaschen, um den Tag zu feiern, und es war eine sehr fröhliche Gesellschaft. Die einzigen Mißvergnügten waren drei oder vier Soldaten außen, welche im Sinn gehabt hatten, die Erdbeere zu heirathen; aber da sie wußten, daß ihr Oberst da sey, so lief Alles ohne Störung und Unannehmlichkeit ab. Bei Sonnenuntergang begaben sich der Oberst und die Officiere nach dem Fort; die Familie blieb im Hause, bis zehn Uhr vorüber war, zu welcher Zeit sich alle Soldaten niedergelegt hatten. Herr Campbell sprach das Gebet und fügte einen Zusatz an, in welchem er für das Glück des neu getrauten Paares flehte. Hierauf grüßten alle die Erdbeere und wünschten ihr gute Nacht. Sie wurde dann durch Martin, begleitet von Alfred, Heinrich, Malachi, Percival und John nach der Hütte gebracht, indem letztere sie als Wache gegen irgend einen Anfall von Seite der mißgestimmten Freier dahin begleiteten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Wie fröhlich und munter jetzt Alles aussieht!" sagte Emma zu Mary wenige Morgen nach der Hochzeitsfeier. „Man hätte schwerlich geglaubt, daß nach wenigen Monaten diese belebte Landschaft aus einer großen Masse von Schnee und Eis hervorgehe, daß wir nun Zusammenkünfte halten, statt das Brausen des Sturms und das Heulen der Wölfe zu hören."

„In der That, zwei sehr angenehme Zugaben," versetzte Mary; „aber was Du bemerktest, war mir in demselben Augenblicke auch in den Sinn gekommen."

Die Scene war in der That belebt und schön, die Wiese auf der einen Seite des Flusses prangte mit ihrem hohen Sommergrase. Auf der andern Seite weideten die Kühe, Pferde und Schafe in jeder Richtung. Der ferne See war ruhig und wellenlos; die Vögel sangen und zwitscherten fröhlich in den Wäldern; näher am Hause war das Grün der Felder mit Soldaten besetzt, welche weiß gekleidet waren und sich auf verschiedene Weise beschäftigten; das Korn wogte seine gelben Aehren zwischen den Stöcken der Bäume in dem gerodeten Lande, und der Rauch aus dem Kamine des Hauses stieg in einer Säule zum Himmel empor; das Grunzen der Ferkel, das Krähen des Geflügels und das hie und da sich erhebende Blöcken der Kälber, welches jenem der Kühe antwortete, gab dem Gemälde Leben und Regsamkeit. In kleiner Entfernung von dem Ufer schaukelte sich die Barke in dem stillen Wasser. John und Malachi waren sehr emsig mit dem Fischen beschäftigt; die Hunde lagen an den Palisaden, Oscar ausgenommen, der wie gewöhnlich seine jungen Gebieterinnen erwartete und unter dem Schatten eines großen Baumes in einer kleinen Entfernung von dem Hause lag; während Herr Campbell

und Percival, bis die andern kamen, die Aufgabe des letzteren durchgingen.

„Das sieht nun sehr wenig einer Wildniß gleich, Mary? Nicht wahr?“ fragte Emma.

„Ja, meine theure Schwester, es ist sehr verschieden von dem, was es war, als wir hieher kamen; indessen wäre es mir doch angenehm, wenn wir einige Nachbarn hätten.“

„So ist es mir auch; irgend eine Gesellschaft ist doch besser, als gar keine.“

„Darin stimme ich mit Dir nicht überein; aber dennoch denke ich, wir können Vergnügen finden, wenn wir auch ungebildete Menschen neben uns hätten, vorausgesetzt, daß sie ehrbar und gut sind.“

„Das ist es ja, was ich sagen wollte, Mary; aber wir müssen hineingehen und die neue Guitarre probiren, welche uns Heinrich von Montreal mitgebracht hat. Wir versprachen ihm dieß. Da kommt Alfred, um uns seine Müßigkeit zu zeigen.“

„Seine Müßigkeit, Emma; das meinst Du sicherlich nicht, er ist selten, vielleicht nie unbeschäftigt.“

„Alle Menschen sind thätig, wenn es die Noth gebietet,“ erwiederte Emma.

„Ja, und viele Menschen sagen, was sie selbst nicht glauben,“ versetzte Mary.

„Nun, Alfred, hier ist Emma und nennt Dich einen Müßiggänger.“

„Es ist jedenfalls nicht wahrscheinlich, daß ich dieses bin,“ versetzte Alfred, indem er nach seinem Hute griff und sich die Stirn wischte. „Mein Vater gibt mir genug zu thun; was glaubt Ihr, daß er diesen Morgen vor dem Frühstück zu mir sagte?“

„Ich vermuthe, daß er zu Dir sagte, Du würdest besser thun, zur See zu gehen, als da zu bleiben,“ versetzte Emma lachend.

„Nun, in der That, ich wünschte, er hätte das gesagt; aber er hat vorgeschlagen, daß Deine Prophe-

zeihung, meine maliciöse kleine Cousine, erfüllt werden sollte. Er hat vorgeschlagen, mich zu einem Müller zu machen."

Emma klatschte in die Hände und lachte.

„Wie meinst Du das?" sagte Mary.

„Ei nun, er setzte mir auseinander, daß die Mühle 275 Pfund kosten würde, und er dachte, daß, da mein halber Sold unverwendet sey, ich denselben zur Erbauung der Mühle verwenden solle, und er bot mir die erforderliche Summe an; er wollte mir das Geld vorstrecken und ich sollte es ihm wieder erstatten, wenn ich meine Bezahlung empfangen würde. Das, meinte er, sey eine Versorgung für mich und jedenfalls eine Unabhängigkeit."

„Ich sagte Dir ja, daß Du ein Müller werden würdest!" entgegnete Emma lachend. „Armer Alfred!"

„Nun, was hast Du geantwortet, Alfred?" sagte Mary.

„Ich sagte ja; ich glaube, weil ich nicht nein sagen mochte."

„Du hast sehr recht gethan, Alfred," versetzte Mary. „Es kann Dir nicht leid seyn, wenn Du ein Eigenthum haben solltest, und hättest Du es abgelehnt, so würdest Du Deinen Vater verletzt haben. Wenn Dein Geld auf die Mühle angelegt ist, so wird mein Onkel mehr auf das Gut verwenden können; aber daraus folgt noch nicht, daß Du Dein ganzes Leben lang ein Müller bleiben sollst."

Die Soldaten waren nun seit länger als zwei Monaten an der Arbeit; ein großer Theil des Holzes war gefällt, und das Land gerodet worden. Mit dem, was Alfred, Martin und Heinrich im vorigen Jahre gerodet hatten, waren es nun mehr als vierzig Morgen Getreideland. Die Balken zu dem Gehege waren nun gefertigt und das Gehege selbst wurde allmählig um das ausgerodete Land und die Wiesen vervollständigt, denn es war jetzt Zeit zum Mähen des Grases

und zum Heu machen. Kaum war dies beendigt, so war das Korn für die Sichel reif, und es wurde gesammelt; eine Scheune war neben dem Schaafhause und neben der Hütte von Malachi, Martin und seinem Weibe errichtet worden. Sechs Wochen gab es unausgesetzte und schwere Arbeit, aber das Wetter war schön und Alles gelang vortrefflich. Die Dienste der Soldaten waren nun nicht länger nothwendig und Herr Campbell schickte sie, nachdem er sie bezahlt hatte, in das Fort zurück.

„Wer sollte es denken," sagte Heinrich zu Alfred, als er seine Augen auf die Gebäude, auf die Schober von Korn und Heu und auf die mit Kühen besetzten Wiesen richtete, „wer sollte es denken, daß wir erst so kurze Zeit hier sind?"

„Viele Hände, machen bald ein Ende," versetzte Alfred. „Mit der Hülfe, die wir von dem Forte erhielten, haben wir gethan, was wir, auf uns selbst beschränkt, in sechs Jahren gethan haben würden. Meines Vaters Geld wurde gut angelegt, und wird sich gut rentiren."

„Du hast von dem Vorschlage des Oberst hinsichtlich der Kühe auf dem Fort gehört?"

„Nein, was ist es damit?"

„Er schrieb dem Vater gestern, daß er der Meinung sey, bloß die für die Offiziere der Garnison nöthigen Kühe zu füttern, und daß er jetzt alle Ochsen in dem Fort um einen sehr annehmbaren Preis verkaufen wolle."

„Wenn wir nun auch genug Futter für sie während des Winters hätten, was sollten wir mit ihnen anfangen?"

„Sie wieder auf das Fort zum Unterhalt der Truppen verkaufen," entgegnete Heinrich, „und daraus grossen Vortheil ziehen. Der Commandant sagt, daß so das Gouvernement wohlfeiler dazu käme, als wenn es gezwungen sey, sie zu füttern."

„Daß dem so ist, bezweifle ich nicht; denn sie haben jetzt nichts, um das Vieh zu füttern; sie vermissen unsere Prairie wegen des Heues sehr, und wenn sie nicht einen so außerordentlichen Vorrath gehabt hätten, so würden sie es den letzten Winter nicht haben füttern können."

„Mein Vater will einwilligen, ich weiß es, und er wäre auch wirklich sehr thöricht, wenn er es nicht thun würde, denn vieles davon wird geschlachtet werden, wenn der Winter kommt, und es hat uns dann bloß das Gras gekostet."

„Es ist ein wahres Glück für uns, daß wir solche Freunde gefunden haben," entgegnete Alfred. „Andern Ansiedlern würde wahrscheinlich diese Unterstützung nicht geworden seyn."

„Gewiß nicht; aber Du siehst, Alfred, wir verdanken diese Vortheile alle Deiner Bekanntschaft mit Capitän Lumley, wenigstens sagen Vater und Mutter so, und ich stimme mit ihnen überein. Der Einfluß des Capitäns Lumley auf den Gouverneur hat all' diese Theilnahme an uns erregt."

„Ich glaube, daß wir annehmen müssen, die eigenthümliche Lage der Familie habe dieß noch mehr gethan. Es kommt nicht oft vor, daß sie mit Ansiedlern von Bildung und in anständiger Kleidung zu thun haben, und natürlich mußte auch ein Mitgefühl für eine so geschilderte Familie in allen edeln Seelen erweckt werden."

„Wohl wahr, Alfred," versetzte Heinrich; „aber unsere Mutter wartet auf uns mit dem Mittagessen."

„Ja, und die Erdbeere mit ihr. Welch ein niedliches, kleines Geschöpf sie ist!"

„Ja, und wie sie sich beeilt, nützlich zu seyn; sie hat bereits ihre indianische Kleidung abgelegt, und steckt ganz in englischen Kleidern. Martin scheint sehr zärtlich gegen sie zu seyn."

„Und sie auch gegen ihn," entgegnete Heinrich;

ein Weib mit einem fortwährenden Lächeln auf den Lippen, ist ein Schatz. Komm, laß uns hineingehen."

Als vierzehn Tage vorübergegangen waren, ereignete sich etwas, was große Unruhe erregte. Herr Campbell war mit Alfred und Martin beschäftigt, das Haus mit den Geräthschaften aufzuräumen und die letzteren zu ordnen. Viele Kisten und Päcke wurden geöffnet, untersucht und gelüftet, und sie waren gerade aufs Emsigste in ihrem Geschäfte, als Herr Campbell sich umwandte und zu seiner großen Bestürzung an seiner Seite einen Indianer sah, welcher aufmerksam die verschiedenen Päcke von Zeugen und so weiter, die Kisten mit Pulver, die Kugeln und andere Artikel, die vor ihm offen da lagen, betrachtete.

„Nun, was ist das?" rief Herr Campbell auffahrend.

Martin und Alfred, welche in dem Augenblicke, in welchem Herr Campbell dieses ausrief, ihm den Rücken zugewendet hatten, wendeten sich um und bemerkten den Indianer. Er war ein ältlicher Mann, schlank und sehr muskulös, in eine Hirschhaut gekleidet, mit einer mittelst einer Binde auf dem Kopfe befestigten Adlerfeder, und mit einer Menge von Kupfer- und Messing-Medaillen und andern Spielereien um seinen Hals. Sein Gesicht war nicht bemalt, außer daß zwei schwarze Ringe um seine Augen waren. Sein Haupt war geschoren und eine lange Scalplocke hing rückwärts hinab. Er trug einen Tomahawk und ein Messer in dem Gürtel, eine Flinte hing an seinem Arme. Martin ging auf den Indianer los und sah ihn fest an.

„Ich kenne seinen Stamm," sagte Martin, „aber nicht seinen Namen. Er ist indessen ein Häuptling und ein Krieger."

Martin sprach mit ihm indianisch. Der Indianer gab bloß ein: „Hum" zur Antwort.

„Er will seinen Namen nicht nennen," bemerkte Martin, „und er ist daher wegen etwas Gutem nicht

hier. Herr Alfred, holen Sie schnell Malachi, der wird ihn kennen, ich glaube es."

Alfred ging in Malachi's Haus. In der Zwischenzeit blieb der Indianer regungslos stehen, seine Augen auf die Gegenstände geheftet, welche seinen Blicken ausgesetzt waren.

„Es ist seltsam, wie er hieherkommen konnte," bemerkte Martin, „denn es ist gewiß, daß weder Malachi noch ich erst kürzlich außen waren."

Gerade als er seine Bemerkung geendet hatte, kam Alfred mit Malachi; Letzterer betrachtete den Indianer und redete ihn an.

Der Indianer antwortete nun in indianischer Sprache.

„Ich kannte ihn, Sir," sagte Malachi, „in dem Augenblicke, in welchem ich seinen Rücken sah. Er hat nichts Gutes im Sinne und es ist jammerschade, daß er gerade jetzt kam und dieses Alles sah; dieß ist eine schwere Versuchung."

„Warum? Wer ist er?" sagte Herr Campbell.

„Die zornige Schlange, Sir!" versetzte Malachi. „Ich hatte nicht geglaubt, daß er in diese Gegend vor der Zusammenkunft der Indianer zu ihrer Berathschlagung kommen würde, und da diese erst im nächsten Monate statt findet, so glaubte ich nicht nöthig zu hababen, gegen ihn auf der Hut zu seyn."

„Aber was haben wir von ihm zu fürchten?"

„Nun, das ist zu erwarten, aber das kann ich sagen, daß er sein Auge auf etwas gerichtet hat, was ihm mehr werth scheint, als alles Gold der Welt, und er ist Alles, nur nicht brav."

„Aber von einem einzelnen Mann haben wir nichts zu fürchten," bemerkte Alfred.

„Seine Anhänger sind nicht fern von ihm, Sir," sagte Malachi. „Er hat mehrere Bursche, wenn auch nicht viele; aber die, die ihm folgen, sind eben so schlimm, als er selbst. Wir müssen auf der Hut seyn."

Malachi redete nun einige Zeit zu dem Indianer, aber die einzige Antwort desselben war: „Hum."

„Ich habe ihm gesagt, daß all' das Pulver und all' die Kugeln, die er sehe, für unsere Flinten gehören, deren mehr seyen, als sein ganzer Stamm besitze. Dieß ist gut, jedenfalls ist es geeignet, ihm zu zeigen, daß wir wohl gerüstet sind. Es setzt ihn nichts mehr in Erstaunen, als solch' eine Bewaffnung und solch' ein Vorrath; aber eben darum ist es zu bedauern, daß er diesen sah."

„Sollen wir ihm etwas davon geben?" fragte Herr Campbell.

„Nein, nein, Sir; wir wollen ihn bloß dazu gebrauchen, um ihm den Garaus zu machen. Indessen glaube ich, daß er der einzige von seiner Partei ist, der eine Flinte hat. Das Beste ist, die Thüren zu schließen, und dann wird er gehen."

Sie thaten, wie Malachi gesagt hatte, und der Indianer, nachdem er eine kurze Zeit gewartet hatte, drehte sich auf dem Absatze herum und ging fort.

„Diese zornige Schlange ist ein wirklicher Teufel," bemerkte Malachi, als er ihn im Weggehen beobachtete. „Aber kümmern Sie sich nicht, ich werde ein Zündkraut für ihn haben; aber ich wünschte doch, daß er nicht alle Munition gesehen hätte."

„Jedenfalls werden wir am Besten thun, wenn wir im Hause nichts davon sagen, daß er seinen Besuch gemacht hat," sagte Herr Campbell. „Es würde unsere Frauenzimmer bloß in Schrecken versetzen und zu nichts nützen."

„Das ist wahr, Sir; ich will es bloß der Erdbeere sagen," bemerkte Martin, „sie ist eine Indianerin, und ich will sie auf die Lauer stellen."

„Das wird das Beste seyn, aber empfehlen sie ihr, daß sie meiner Frau und den Mädchen nichts davon sagt."

„Fürchten Sie nichts, Sir," sprach Malachi, „ich

will seine Bewegungen bewachen. Morgen werde ich in den Wäldern und ihm auf der Fährte seyn. Ich bin froh, daß er mich hier gesehen hat, denn ich weiß, daß er mich fürchtet."

Glücklicherweise war der Indianer von Mrs. Campbell oder sonst jemand im Hause nicht gesehen worden, und zwar weder bei seiner Ankunft, noch bei seinem Weggehen. Als Herr Campbell und die Uebrigen in das Haus zurückkehrten, fanden sie, daß auch nicht eines einen Gedanken an solch' einen Besuch hatte. Das Geheimniß wurde bewahrt, indessen erregte es für mehrere Tage eine große Sorge. Nach und nach verlor sich die Erinnerung an den Schrecken in Herrn Campbell. Malachi war mit John ausgezogen und hatte entdeckt, daß alle Indianer näher herangekommen waren, um ihre Berathschlagung zu halten, und daß noch viele andere Abtheilungen derselben in den Wäldern seyen. Obgleich der Besuch der zornigen Schlange größtentheils zufällig gewesen seyn mochte, so war doch Malachi überzeugt, daß eine Aussicht auf einen zweiten Besuch desselben vorhanden sey, wenn er die genügende Anzahl finde, die sich an ihn anschließe, damit er so mit Gewalt die Artikel erhalte, die er gesehen hatte, und nach denen ihn so sehr gelüstete.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herr Campbell ging auf das Anerbieten des Kommandanten ein und kaufte von ihm um einen sehr mäßigen Preis achtzehn Ochsen, welche alle waren, die auf dem Fort übrig geblieben. Er nahm auch sechs abgewöhnte Kälber an. Das Rindvieh wurde nun zur Fütterung in das Gebüsch getrieben, damit alles Spätgras von den Wiesen gewonnen wurde, auf welchen sie

ihr Futter gefunden hatten. Der Sommer ging schnell voruber, weil sie Alle eine Menge von Geschäften hatten. Sie fischten jeden Tag in dem See, und was sie von den Fischen nicht aßen, das salzten sie für den Winter ein. Martin war nun einen großen Theil seiner Zeit in den Wäldern, um sich nach dem Rindvieh umzusehen. Malachi begleitete ihn gelegentlich, doch war er häufiger mit John auf der Jagd, und kehrte immer mit Wild beladen zurück. Er brachte eine gute Zahl von Bärenfellen, mitunter auch das Fleisch von Bären, welches jedoch von den Uebrigen nicht gern genossen wurde, obgleich Malachi und Martin dasselbe empfahlen. Sobald das Nachgras eingebracht worden, war nicht mehr viel zu thun. Heinrich und Herr Campbell mit Percival wären beschäftigt, nach den Schobern zu sehen, und als das Laub begann die Farbe zu wechseln, wurde das Rindvieh aus den Wäldern getrieben und auf den Wiesen geweidet. Alles kam in Ordnung, ein Tag war das Gegenbild des andern. Alfred und Heinrich draschen das Korn unter den Schuppen oder vielmehr in der Scheune, welche von den Soldaten an dem Schaafhause aufgerichtet worden war, und setzten das Stroh auf, welches als Winterfutter für die Kühe bestimmt war. Der Haber und der Waizen wurde in dem Lagerhause untrrgebracht. Martins Weib verstand nun englisch und sprach auch ein Wenig. Sie war durch ihre Hülfeleistung im Hause für Mrs. Campbell und ihre Nichten sehr nützlich, und bewachte die Schober. Sie hatten eine große Zahl von Hühnern aufgezogen und eine ziemliche Anzahl dem Obersten und den Offizieren des Forts zur Verfügung gestellt. Ihre Schweine hatten sich außerordentlich vermehrt, viele wurden gemästet, und waren nun bereit, geschlachtet und eingesalzt zu werden. Die Zeit für solche Beschäftigungen war gekommen, und sie waren sehr eifrig bemüht, für ihren Mundvorrath zu sorgen. Nun waren sie mit Ueberfluß und Behaglichkeit umgeben, und sie

dankten dem Himmel, daß er sie so sehr begünstigt habe.

Der Herbst nahte, und die Reihe ihrer täglichen Verrichtungen war selten und nur dann unterbrochen, wenn Offiziere aus dem Fort oder der Kommandant auf Besuch kamen. Die Indianer hatten ihre Berathung gehalten, aber der englische Agent war gegenwärtig und der Vorrath von Zeugen und andern Artikeln, welche ihren Häuptlingen zur Vertheilung geschickt worden waren, hatten den erwarteten Erfolg und beseitigten allen Haß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zornige Schlange und noch einige Andere sehr heftig gesprochen hatten, aber sie waren überstimmt worden. Die Friedenspfeife war überreicht und geraucht worden, und alle Gefahr schien beseitigt. Malachi war zu der Versammlung gegangen und gut aufgenommen worden. Es war ihm erlaubt, gleich einem englischen Agenten zu sprechen, und seine Worte waren nicht ohne Wirkung. So schien Alles auf Glück und Frieden hinzudeuten, als ein Ereigniß eintrat, welches wir jetzt erzählen werden.

Das, was der indianische Sommer genannt wird, hatte angefangen, die Zeit nämlich, während welcher eine Art von Nebel in der Atmosphäre ist. Eines Morgens waren Mary und Emma, welche gewöhnlich am frühesten auf waren, kurz vor der Dämmerung hinausgegangen, um die Kühe zu melken, und sie bemerkten, daß der Nebel viel dichter als gewöhnlich war. Sie hatten die Aequinoctial-Stürme erwartet, welche dieses Jahr ziemlich spät kamen, und Mary bemerkte, daß sie vorhersehe, daß ein solcher kommen werde, indem sie alle Anzeigen des Windes am Himmel wahrnehme. Einen Augenblick später waren sie hinausgegangen, hatten nach ihren Eimern gegriffen, die Erdbeerpflanze kam zu ihnen aus ihrer Hütte, und deutete auf den Nebel und das Düstere des Himmels, sie wandte sich um, als wenn sie den Wind einathmen

wolle, schnupperte eine Weile und sagte endlich: „Großes Feuer in den Wäldern.“ Alfred und die Andern kamen bald zu ihnen, und nachdem sie von Emma wegen ihres späten Kommens geneckt worden waren, bemerkten sie die ungewöhnliche Erscheinung am Himmel. Martin pflichtete der Versicherung der Erdbeere bei, daß ein Feuer in den Wäldern sey. Malachi und John waren diese Nacht von ihrer Jagd nicht zurückgekehrt, aber kurz nach Sonnenaufgang fanden sie sich ein. Sie hatten das Feuer aus der Ferne gesehen und sagten, daß es nordwestwärts sey und viele Meilen sich ausbreite, so daß sie veranlaßt worden seyen, die Jagd aufzugeben und nach Hause zu eilen. Während der übrigen Theile des Tags war gar kein Wind, aber der Geruch und der Dampf des Feuers vermehrten sich reißend schnell. Nachts sprang der Wind um, und bald erhob sich ein Sturm aus Nordwest, aus der Richtung, in welcher das Feuer gesehen worden war. Malachi und Martin waren zu verschiedener Zeit in der Nacht auf, denn sie wußten, daß, wenn der Wind in dieser Richtung ohne Regen fortwähre, Gefahr vorhanden sey; noch war das Feuer in großer Enfernung, doch am Morgen verwandelte sich der Wind in einen Orkan, und bevor es am nächsten Tage zwölf Uhr war, schwebte der Rauch über ihnen und zog sich in Massen über den See hin.

„Glauben Sie, daß irgend eine Gefahr von diesem Feuer zu befürchten ist?“ sagte Alfred.

„Das hängt von Umständen ab, Sir; wenn der Wind in dieser Richtung, aus welcher er jetzt kommt, so stark fortbläst wie jetzt, und noch vierundzwanzig Stunden lang, so wird das Feuer bei uns seyn.“

„Aber wir haben so viel ausgerodetes Land zwischen dem Walde und uns, daß ich glauben sollte, es könnte dem Hause nicht schaden.“

„Das glaube ich nicht, Sir, Sie haben noch nie die Wälder meilenweit brennen sehen, wie ich; wenn

Sie es gesehen hätten, würden Sie wissen, was es ist. Wir haben zwei Fälle vor uns. Der eine ist, daß wir Regenströme durch den Wind bekommen, und der andere, daß der Wind auf einen oder zwei Grade sich abwenden möge, und das Letztere wäre das Beste für uns."

Aber der Wind änderte sich nicht und der Regen fiel nicht herab, und ehe der Abend gekommen, war das Feuer zwei Meilen von ihnen entfernt, und ein schreckliches Krachen durchtönte die Luft. Die Hitze und der Rauch wurden immer mehr drückend, und die Gesellschaft war in der größten Aufregung; als die Sonne niederging, wurde der Wind heftiger, die Flammen konnten unterschieden werden, und die ganze Luft war mit Myriaden von Funken angefüllt. Das Feuer brach mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, und schon war die Atmosphäre so drückend, daß sie kaum mehr athmen konnten. Das Rindvieh sprang nach dem See, die Schwänze in der Höhe tragend und furchtsam brüllend. Hier blieben sie bis ans Kniee im Wasser und stürzten über einander weg.

„Nun, Malachi," sagte Herr Campbell, „das ist wahrhaft schrecklich, was sollen wir thun?"

„Auf Gott vertrauen, Sir, wir können nicht anders," entgegnete Malachi.

Die Flammen waren nun nur noch in einer geringen Entfernung von der Ecke des Waldes, sie ragten gleich hohen Säulen in die Luft empor, würden dann vom Winde gehoben, drangen durch die Krümmungen des Waldes, hier und dort auf ihrem Wege die Stämme der großen Bäume sengend, während ein solcher Sturm von Funken und glühender Asche auf die Prairie geschleudert wurde, daß es bei einer solchen Masse von erstickendem Rauche unmöglich war, länger hier zu bleiben.

„Sie müssen Alle nach der Barke und an deren Bord gehen!" sagte Malachi. „Es ist auch nicht einen

Augenblick zu zögern, denn Sie würden ersticken, wenn Sie hier bleiben. Sie, Herr Alfred und Martin, schieben die Barke so weit als es nöthig ist, in den See, damit Sie vor dem Rauche sicher und zu athmen im Stande sind. Vorwärts! Es ist durchaus keine Zeit zu verlieren, denn der Wind ist heftiger als je."

Es war auch in der That kein Augenblick zu versäumen. Herr Campbell nahm seine Gattin am Arme, Heinrich führte die Mädchen, denn der Rauch war so dick, daß sie den Weg nicht mehr sehen konnten. Percival und die Erdbeere folgten; Alfred und Martin waren bereits vorangegangen, um das Boot in Bereitschaft zu setzen. In wenigen Minuten waren sie im Boote und stießen vom Ufer ab. Sie fuhren eine halbe Meile in den See hinein, bis sie sich in einer weniger drückenden Atmosphäre befanden. Nicht ein Wort wurde gesprochen, seit Alfred und Martin fortruderten.

„Und wo ist der alte Malachi und John?" sagte Mrs. Campbell, welche nun, da der Rauch sie jetzt nicht mehr umlagerte, bemerkte, daß diese nicht in dem Boote seyen.

„O, fürchten Sie nichts für diese, Ma'am," sagte Martin, „Malachi ist zurückgeblieben, um zu sehen, ob er nicht etwas nützen könne. Er weiß sich selbst zu helfen und John auch."

„Das ist eine schreckliche Heimsuchung," sagte Mrs. Campbell nach einer Pause. „Seht nur, der ganze Wald ist jetzt ein Feuer bis hart an die Lichtung hin. Das Haus muß verbrannt seyn und wir werden nichts gerettet haben."

„Es ist Gottes Wille, mein theures Weib; und wenn wir auch der geringen Habe beraubt würden, welche wir besitzen, so dürfen wir doch nicht murren, sondern müssen uns mit Ergebung unterwerfen. Laßt uns dem Himmel danken, daß wir unser Leben gerettet haben."

Eine weitere Pause trat ein. Emma unterbrach endlich das Schweigen, indem sie sagte:

„Dort ist das Kuhhaus in Flammen, ich sehe wie sie zum Dache herausschlagen.“

„Mrs. Campbell, deren Hand in der ihres Gatten lag, preßte dieselbe schweigend. Es war die Vernichtung ihres ganzen Eigenthums; alle ihre Arbeit, alle ihre Anstrengungen waren dahin. Wenn der Winter kam, und wenn sie ihn hier ohne Haus zubringen mußten, was sollte da aus ihnen werden!

Alles dieß ging an ihrem Geiste vorüber, aber sie sprach kein Wort.

In diesem Momente schlugen die Flammen bis zum Himmel hinauf. Martin gewahrte dieß und sprang auf.

„Das ist ein Lunen des Windes,“ sagte Alfred.

„Ja,“ entgegnete Martin, indem er fortfuhr seine Hand in die Höhe zu halten; „ich fühlte einen Regentropfen. Ja, er kömmt; noch eine Viertelstunde und wir werden gerettet seyn.“

Martin hatte mit seiner Bemerkung Recht; der Wind war für einen Augenblick besänftigt, und er hatte Regentropfen gefühlt. Diese Pause währte ungefähr drei oder vier Minuten, während welcher das Kuhhaus hoch aufloderte; aber die Asche und die Funken wurden nicht mehr auf die Prairie geweht; denn der Wind schlug plötzlich nach Südwest um, und brachte einen solchen Regenstrom mit sich, daß sie fast nichts mehr sahen. Der Guß war so heftig, daß selbst die Barke sehr tief ging; aber Alfred wandte ihre Spitze schnell herum und richtete sie nach dem Winde. Der Sturm brauste noch gleich stark von der Seite her, von welcher er ausgegangen war, der See wurde aufgeregt und mit weißem Schaum bedeckt, und ehe die Barke noch das Ufer erreichte, was in wenigen Minuten geschah, schlug das Wasser zu den beiden Seiten derselben herein, so daß sie in Gefahr waren, in den See

zu fallen. Alfred befahl Allen, ruhig sitzen zu bleiben, und indem er die Blätter des Ruders in die Luft hielt, durchschnitt die Barke wüthend die Wellen, bis sie an dem Ufer anlangte.

Martin und Alfred sprangen nun in das Wasser hinaus und schoben die Barke vollends ans Ufer, bis sie ausgeschifft waren; der Regen schoß immer noch in Strömen herab und sie waren bis auf die Haut durchnäßt; als sie landeten wurden sie durch Malachi und John empfangen.

„Es ist Alles vorbei und Alles ist gerettet," rief Malachi, „es war beinahe Alles verloren, das ist gewiß; aber Alles ist gerettet, bis auf das Kühhaus, und das ist leicht wieder herzurichten. Sie Alle werden am Besten thun, so schnell als möglich nach Hause zu gehen und sich zur Ruhe zu begeben."

„Glauben Sie, Malachi, daß Alles sicher sey?" sagte Herr Campbell.

„Ja, Sir, es ist nun nichts mehr zu fürchten; das Feuer hat den Fluß nicht überschritten, aber wenn es ihn auch überschritten hätte, so würde es dieser Regen ausgelöscht haben. Denn diesem allein haben wir die Rettung zu verdanken. Es war aber sehr nahe, das ist gewiß."

Die Gesellschaft ging nun in das Haus zurück, und Herr Campbell kniete, sobald sie eingetreten waren, nieder, und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. Alle vereinigten ihre Gebete mit dem seinigen, und nachdem sie einige Minuten noch gewartet hatten, innerhalb welcher sie die Gewißheit erlangten, daß das Feuer fast erloschen und nichts mehr zu fürchten sey, zogen sie ihre durchnäßten Kleider aus und begaben sich zu Bett.

Der nächste Morgen weckte sie bald, denn alle waren begierig, die Verwüstung zu sehen, welche das Feuer angerichtet hatte. Das Kühhaus, am entgegengesetzten Ufer des Flusses, war der einzige Theil der Vorwerke, welcher sehr gelitten hatte; die Wände stan-

den noch, aber das Dach war verbrannt. Auf der Seite des Flusses waren am Hause die Sparren und manche Theile der Wände verkohlt und wenn nicht der Wechsel des Windes und der Regen eingetreten wäre, so würden sie in wenigen Minuten zerstört worden seyn; die Felder waren mit Asche bedeckt, das Gras war verbrannt oder versengt; einige von den größten Bäumen waren allein stehen geblieben und streckten ihre nackten, von Zweigen und Blättern entblößten Arme zum Himmel empor, aber nirgends war mehr eine Spur von Zweigen oder von Laub zu sehen. Es war ein melancholisches, ein verzweiflungsvolles Gemälde und wurde es noch mehr durch den heftigen Regen, der immer noch ohne Unterbrechung herabzuströmen fortfuhr.

Als sie die Scene überblickten, kamen Malachi und Martin zu ihnen.

„Die Schober sind noch alle gut, Sir," sagte Martin, „ich zählte sie und nicht einer wird vermißt. Es ist also nichts verloren, als das Kuhhaus, und das Feuer hat sich als guter Freund von uns bewährt."

„Wie so, Martin?" fragte Herr Campbell.

„Weil es so viele Morgen Landes gelichtet und uns viele Arbeit erspart hat. Auf der andern Seite des Flusses ist nun Alles gelichtet, und im nächsten Frühjahre werden wir unser Korn zwischen den Stöcken haben; im Herbst aber, wenn wir die Ernte eingebracht haben, wollen wir die Bäume, welche noch stehen geblieben sind, fällen. Es hat auch den Wiesen in so ferne genützt, als wir im nächsten Frühling das schönste Gras bekommen werden."

„Dem Himmel haben wir also für seine Wohlthat zu danken," sagte Herr Campbell, „gestern Abends glaubte ich, es würde uns Alles vernichtet werden; aber es hat Gott gefallen, es anders zu lenken."

„Ja, Sir," bemerkte Malachi. „Was uns den Untergang drohte, hat sich zu unserem Vortheile gewendet. Das nächste Jahr werden Sie Alles grüner

und frischer als je sehen, und Sie haben, wie Martin sagte, dem Feuer zu danken, weil es mehr Land gelichtet hat, als ein ganzes Regiment Soldaten in zwei oder drei Jahren vermocht hätte."

Aber wir müssen im nächsten Frühling fest arbeiten und Korn säen, denn sonst wird das Buschholz anwachsen und wir werden in wenigen Jahren wieder einen Wald bekommen."

„Ich habe bisher immer die Frage vergessen, wie der Wald in Brand gerathen sey," sagte Mary.

„Ei nun, Miß," versetzte Malachi, „im Herbste, wenn Alles so dürr, wie Zunder, ist nichts leichter. Die Indianer gehen sehr leichtsinnig mit dem Feuer um, und kümmern sich nicht, es auszulöschen, und das ist dann gewöhnlich die Veranlassung dazu, aber dann muß auch der Wind dazu helfen."

Die Gefahr, welcher sie entronnen waren, machte einen sehr ernsten Eindruck auf die ganze Gesellschaft, und am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, vergaß Herr Campbell nicht, ein Dankgebet für ihre Erhaltung zu sprechen.

Das Dach des Kuhhauses war bald durch Alfred und Martin wieder hergestellt, und der indianische Sommer ging ohne ein weiteres Ereigniß vorüber.

Am Tage nach dem Feuer kam eine Botschaft von dem Fort, um sich nach ihrem Zustande zu erkundigen; der Oberst und die Offiziere waren hoch erfreut zu erfahren, daß sie verhältnißmäßig so wenig Schaden erlitten; denn sie hatten erwartet, daß der Familie Alles verbrannt sey, und es waren Anordnungen getroffen worden, sie im Fort aufzunehmen.

Das Wetter wurde nach und nach kalt, die Feuer wurden angezündet und einen Monat nach dem Abende, welchen wir beschrieben haben, hatte sich der Winter wieder eingestellt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mit einmal war das Feld drei Schuh tief mit Schnee bedeckt. Das Rindvieh wurde in den Stall innerhalb der Palisaden gebracht, die Schaafe wurden in das Schaafhaus getrieben, die Pferde in einem Theile der Scheune untergebracht, welche von dem Schaafhause geschieden worden war. Alle möglichen Sicherheitsanstalten wurden getroffen, und alle Vorbereitungen für einen langen Winter gemacht. Obgleich Schnee gefallen war, hatte sich doch eine strenge Kälte noch nicht eingestellt; doch kam diese ohngefähr vierzehn Tage später, und dann wurden, dem Wunsche des Obersten gemäß, sechs Ochsen zum Gebrauche auf dem Fort geschlachtet, und auf einem Schlitten durch die Pferde dahin gefahren. Dies war das letzte Unternehmen, und dann sagte Alfred den Offizieren auf dem Forte Lebewohl, indem er nicht erwartete, sie während des Winters wieder zu sehen. Da sie einen Winter bereits durchgemacht hatten, so sahen sie sich gegen den zweiten mehr vor, und da nun Malachi, die Erdbeere und John regelmäßig im Hause waren und einen eigenen Tisch nicht führten, so war es ein Gefühl erhöhter Sicherheit und das Düstere und Eintönige war nicht so groß als im vorigen Winter. Alles war nun an seinem Platze, sie hatten mehr zu erwarten — zwei Umstände, welche bedeutend dazu beitrugen, die Langweile zu verbannen, die aus einer solchen ununterbrochenen Absperrung nothwendig folgte. Die Jäger zogen wie gewöhnlich aus, nur Heinrich und gelegentlich auch Alfred blieben zu Hause, die Schober zu bewachen, oder andere Dienste zu verrichten, welche die Vergrößerung ihrer Niederlassung erforderte. Die neuen Bücher, welche Heinrich von Montreal mitgebracht hatte, und die mit allgemeiner Zustimmung für die Winterabende aufgespart worden waren, wurden nun eine sehr ergiebige Quelle der Unterhal-

tung, indem Herr Campbell jeden Abend etwas daraus vorlas. Die Zeit verging schnell, wie es immer der Fall ist, wenn eine regelmäßige Abwechslung zwischen Pflichterfüllung und Unterhaltung stattfindet, und Weihnachten kam herbei, ehe sie daran dachten.

Es war für Mrs. Campbell eine große Beruhigung, daß sie nun John immer, wenn er nicht auf die Jagd gegangen war, um sich hatte, und sie war deshalb längst schon frei von aller Bangigkeit, indem sie das vollste Vertrauen in Malachi setzte. Malachi und John gingen auch selten allein aus, der alte Mann schien Johns Gesellschaft sehr zu lieben, und sein Menschenhaß war ganz verschwunden. Er brachte nun regelmäßig die Abende mit der um das Küchenfeuer versammelten Familie zu, und er fand immer mehr Freude daran, seine eigene Stimme zu hören. Diese Abendgesellschaften liebte John nicht so sehr; er bekümmerte sich nicht um neue Bücher, oder überhaupt um ein Buch. Er wollte, um sich zu unterhalten, Moccassins machen, oder aus den Stacheln des Stachelschweins mit der Erdbeere etwas bearbeiten, mit der er an einer Seite des Feuers saß; die Andern mochten sprechen oder erzählen, was sie wollten, das war ihm Alles gleichgültig, er sagte nicht ein Wort und schien auch nicht die geringste Aufmerksamkeit auf das zu verwenden, was sie sagten. Sein Vater machte gelegenheitlich den Versuch, ihm etwas zu lehren; aber es war erfolglos. Er konnte Stunden lang mit seinem Buche vor sich sitzen; aber sein Geist war wo anders. Herr Campbell gab daher für jetzt den Versuch auf und hoffte, daß, wenn John älter würde, er auch begieriger nach den Vortheilen der Erziehung werden, und mehr Aufmerksamkeit bekommen würde. Für jetzt war es eine rein vergebliche Mühe, und der Knabe würde, ohne irgend einen Vortheil zu erlangen, geplagt worden seyn. John saß indessen nicht immer bei dem Feuer der Küche; die Wölfe waren viel zahlreicher als

im vorhergehenden Winter; denn sie wurden durch die Schaafe herbeigezogen, welche innerhalb der Palisaden waren, und sie heulten nun jede Nacht unaufhörlich. Das Heulen eines Wolfes war hinreichend, um John zu bestimmen, daß er nach seiner Flinte griff und hinausging; er blieb dann im Schnee stundenlang stehen, bis einer nahe genug kam, um auf ihn zu feuern, und er hatte schon mehrere getödtet, als ein Umstand sich ereignete, welcher große Unruhe erregte.

John war wie gewöhnlich eines Abends hinausgegangen, kroch an den Palisaden hin und lauerte auf die Wölfe. Es war eine sternhelle Nacht, aber der Mond leuchtete nicht, und er bemerkte ein Thier, welches beinahe auf dem Bauche um das Thor der Palisaden herumkroch, welche das Haus umgaben. Dies überraschte ihn, weil die Thiere gewöhnlich um die Palisaden, welche den Schaafstall einschlossen, oder nahe an den Schweinställen herumschlichen, welche dem Eingangsthore gegenüber lagen. John legte seine Flinte an, gab Feuer, und zu seinem Erstaunen schien der Wolf auf seine Hinterbeine aufzuspringen, dann niederzufallen und sich herumzuwälzen. Der Schlüssel zu dem Palisaden-Thore war immer innen aufbewahrt, John ging daher hinein, um ihn zu holen, damit er sich überzeugen könne, ob er das Thier getödtet habe oder nicht. Als er eintrat, sagte Malachi:

„Hast Du etwas geschossen, mein Knabe?“

„Ich weiß es nicht; ich komme, um den Schlüssel zu holen und nachzusehen,“ antwortete John.

„Ich habe es nicht gerne, wenn das Thor bei Nacht geöffnet wird, John,“ sagte Herr Campbell. „Warum willst Du nicht, wie gewöhnlich, bis morgen früh warten? Da ist es noch Zeit genug.“

„Ich weiß nicht, ob es ein Wolf war,“ versetzte John.

„Was denn, Knabe? Sag' es mir!“ entgegnete Malachi.

„Nun, ich denke, es ist ein Indianer," bemerkte John, und erzählte, was sich ereignet hatte.

„Das sollte mich gar nicht wundern," entgegnete Malachi. „Jedenfalls darf aber das Thor heute Nacht nicht geöffnet werden; denn war es ein Indianer, was Du angeschossen hast, dann sind noch mehrere vorhanden, als dieser; wir wollen also warten, John, und morgen sehen, was es ist."

Mrs. Campbell und die Mädchen wurden durch dieses Ereigniß sehr erschreckt, und sie konnten nur mit Mühe überredet werden, sich zur Ruhe zu begeben.

„Wir wollen diese Nacht hindurch jedenfalls wachen," sagte Malachi, sobald als Mrs. Campbell und ihre Nichten das Zimmer verlassen hatten. „Der Knabe hat recht, ich zweifle nicht. Es ist die zornige Schlange und ihr Anhang, welche außen auf den Raub lauerten; aber wenn der Knabe den Indianer getroffen hat, woran ich nicht zweifle, so werden sie sich davon machen; indessen müssen wir so viel als möglich auf unserer Hut seyn. Martin kann hier wachen, und ich wache im Schafstalle.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Hütte Malachi's, Martins und seines Weibes, innerhalb der Palisaden, neben dem Schafhause errichtet worden war, und daß außer der Palisadirung des Hauses, ein Gang in die Palisaden führte, welche den Schafstall umgaben, und dieser Durchgang hatte gleichfalls auf beiden Seiten Palisaden.

„Ich will hier wachen," sagte Alfred. „Lassen Sie Martin mit Ihnen und seinem Weibe nach Hause gehen."

„Ich will mit Dir wachen," sagte John.

„Gut, vielleicht um so besser," bemerkte Malachi. „Zwei Flinten sind immer besser als eine, und wenn irgend eine Hülfe erforderlich ist, so kann er nach ihr gesendet werden."

„Aber, was glauben Sie denn, daß sie im Schilde

führen, Malachi?" sagte Herr Campbell; „sie können doch nicht die Palisaden erklettern."

„Nicht wohl, Sir, und ich glaube auch, sie werden ihren Angriff nicht eher wagen, als bis sie eine bedeutende Macht haben, und diese besitzen sie nicht, dessen können Sie versichert seyn. Nein, Sir, sie können allein im Sinne haben, Feuer an das Haus zu legen, wenn sie können; aber das geht nicht so leicht. Eines ist gewiß, daß die Schlange alles mögliche versucht, um das zu bekommen, was sie in ihrem Lagerhause sah."

„Das bezweifle ich nicht," sagte Alfred; „aber er wird keine so leichte Sache darin finden."

„Sie waren auf Recognoscirung, das ist sicher, und wenn John einem von ihnen eine Wunde beigebracht hat, so wird es gut seyn, daß wir ihnen bewiesen, daß wir auf der Hut sind und den nicht liebkosen, der nahe an das Haus kommt."

Nach wenigen Minuten zogen sich Herr Campbell, Heinrich und Percival zurück, und überließen es den Andern, zu wachen. Alfred ging mit Malachi nach seiner Stelle, um zu sehen, ob um den Schaafstall Alles in Ordnung sey, und dann kehrte er zurück.

Die Nacht ging ohne weitere Störung vorüber, denn das Heulen der Wölfe war als eine solche nicht zu betrachten, weil man bereits daran gewöhnt war. Mit dem Anbruche des nächsten Tages kamen Malachi und Martin in das Haus, öffneten mit Alfred und John das Palisadenthor und gingen hinaus, um nach der Stelle zu sehen, wo John gefeuert hatte.

„Ja, Sir," sagte Malachi, „es war ein Indianer, darüber ist gar kein Zweifel; hier sind die Abdrücke, die er im Schnee mit seinen Knieen gemacht hat, als er hier herumkroch, und John hat ihn getroffen, denn hier ist Blut. Wir wollen der Spur folgen. Sehen Sie, Sir, er wurde schwer verwundet, hier auf diesem Wege ist mehr Blut. Ha!" rief Malachi aus, als sie an einem Schneehügel vorüber gingen, „hier ist die

Wolfshaut, in welche er sich gehüllt hatte, entweder ist er todt, oder sehr nahe daran, und sie haben ihn aufgehoben und weggetragen, denn er würde nie diese Haut von sich geworfen haben, wenn er bei vollen Sinnen gewesen wäre."

„Ja," bemerkte Martin, „seine Wunde war tödtlich, das ist ganz gewiß."

Sie verfolgten nun die Fußtapfen bis an den Wald, dann aber kehrten sie nach dem Hause zurück, indem die aufgefundenen Zeichen ihnen gesagt hatten, daß der verwundete Mann weggetragen worden sey. Sie fanden den übrigen Theil der Familie in der Küche; Alfred zeigte ihnen das Wolfsfell und setzte sie von dem, was sie entdeckt hatten, in Kenntniß.

„Es thut mir leid, daß Blut vergossen worden ist," bemerkte Mrs. Campbell, „ich wollte, es wäre nicht geschehen. Ich habe gehört, daß die Indianer so etwas nie verzeihen."

„Sie sind wohl sehr rachsüchtig, Ma'am, das ist gewiß; aber sie werden jetzt nicht wagen, noch etwas weiteres zu unternehmen. Dieß war ihnen eine Lection. Ich wünsche bloß, daß es die zornige Schlange gewesen sey, welche verwundet wurde, und dann hätten wir keine Belästigung mehr von ihm zu erwarten."

„Vielleicht war er es," sagte Alfred.

„Nein, Sir, das ist nicht so, es ist einer von den jungen Männern, ich kenne die Gewohnheiten der Indianer wohl."

Es dauerte geraume Zeit, bevor die Aufregung, welche dieß Ereigniß in Mrs. Campbell und ihren Nichten erzeugt hatte, sich legte. Herr Campbell dachte viel darüber nach und hie und da befiel ihn eine Bangigkeit. Die Jäger gingen wie gewöhnlich auf die Jagd, aber die, welche zu Hause blieben, waren jetzt ängstlich, bis sie wieder zurück kamen. Die Zeit, so wie der Umstand, daß sie nichts mehr von den Indianern hörten, belebte nach und nach ihren Muth wieder, und

ehe noch der Winter halb herum war, dachten sie nur wenig mehr daran. In der That hatte auch Malachi von einem andern Trupp von Indianern, welche er bei einem nahen, kleinen See traf, wo sie auf dem Biberfang waren, die Gewißheit erhalten, daß die zornige Schlange nicht in diesem Theile des Landes sey, und daß er mit Anfang des neuen Jahrs mit seinem Trupp westwärts gehen werde. Dieß überzeugte ihn, daß der Feind unmittelbar nach seiner Recognoscirung sich entfernt hatte.

Daher währten die Jagdparthien, wie schon erzählt wurde, wie früher fort, und sie waren auch zur Ergänzung des Vorraths auf mehrere Monate sehr nothwendig. Percival, welcher seit seinem Aufenthalte in Canada sehr stark gewachsen war, hegte eine große Sehnsucht, mit den Jägern hinauszuziehen, was er in dem früheren Winter nie gethan hatte. Dieß war sehr natürlich, er sah seinen jüngern Bruder fast täglich hinausgehen und selten ohne bedeutenden Erfolg zurückkehren, denn in der That war John nebst Malachi der beste Schütze unter Allen. Es mußte daher Percival sehr langweilig werden, wenn er immer zu Hause bleiben, und alle die Hausknechtsarbeiten verrichten sollte, zum Beispiele: die Ferkel zu füttern, die Messer zu schleifen, oder andere dergleichen Dinge, während sein jüngerer Bruder schon das that, was einem Manne zukam. Percivals wiederholte Bitten fanden stets Widerspruch bei der Mutter; sie konnte ihn nicht entbehren, er war nicht gewohnt, in Schneeschuhen zu gehen. Herr Campbell bemerkte, daß Percival unzufrieden und mißvergnügt wurde, Alfred trat auf seine Seite und sprach für ihn. Alfred bemerkte sehr richtig, daß die Erdbeere gelegenheitlich Percivals Arbeiten verrichten könne, und daß, wenn es möglich sey, er in der Weise zu Hause nicht beschäftigt seyn solle, in welcher es bisher geschehen. Herr Campbell stimmte mit Alfred überein, und Mrs. Campbell gab endlich mit

heftigem Widerstreben ihre Einwilligung, daß er gelegenheitlich mit ausziehen solle.

„Warum haben Sie denn so viele Einwendungen dagegen, daß Percival mit den Jägern ausziehe, Tante," sagte Mary; „es muß ihm sehr verdrießlich werden, immer zu Hause bleiben zu müssen."

„Ich fühle die Wahrheit von dem, was Du sagst, meine theure Mary," sagte Mrs. Campbell, „und ich versichere Dich, es geschieht nicht aus Eigenliebe, oder weil wir mehr zu thun bekommen würden, wenn ich wünsche, daß er bei uns bleibe; aber ich habe ein banges Vorgefühl, daß ihm irgend etwas Schlimmes begegne, und über dieses kann ich nicht Herr werden, und das ist nicht anders zu begreifen, als wenn man an Mutterfurcht und an Mutterliebe denkt."

„Meine theure Tante, es war Ihnen ebenso, als John zum erstenmale hinausging. Sie waren wegen ihm immerfort in Aufregung, nun aber sind Sie ganz daran gewöhnt," bemerkte Emma.

„Das ist wohl wahr," entgegnete Mrs. Campbell, „es ist vielleicht eine Schwäche von mir, welche vorübergehen kann, aber wir sind Alle solchen Gefühlen unterworfen. Ich vertraue zu Gott, daß keine gegründete Ursache zur Aufregung vorhanden sey, daß mein Widerstreben mehr Schwäche und Thorheit sey; und da ich sehe, daß der arme Knabe lange zu Hause eingesperrt war, und daß nichts verdrießlicher für einen muthigen und lebhaften Knaben, wie er, ist, so habe ich meine Zustimmung gegeben; ich hielt sie für Pflicht. Da aber meine Gefühle immer noch vorherrschen, so laßt uns nicht mehr davon sprechen, meine theuren Mädchen, denn der Gegenstand ist qualvoll für mich."

„Liebe Tante, haben Sie nicht davon gesagt, daß Sie mit der Erdbeere hinsichtlich der Religion sprechen und versuchen wollten, ob sie nicht dahin zu bringen sey, eine Christin zu werden? Wie ich bemerkt habe, ist sie sehr ernst bei dem Gebete und scheint nun, da

sie englisch versteht, sehr aufmerksam auf das zu seyn, was gesprochen wird."

„Ja, meine theure Emma, es ist meine Absicht, dieses bald zu thun, doch ich liebe es nicht, hierin so eilig vorzuschreiten. Ein bloßes Angewöhnen an die Gebräuche unserer Religion wird von geringem Vortheil für sie seyn, und ich fürchte, daß so mancher unserer guten Missionäre in seinem Eifer, Convertiten zu machen, diesen Umstand nicht genügend berücksichtigt. Die Religion muß durch die Ueberzeugung begründet werden und in dem Herzen sich festsetzen, und das Herz muß geändert werden, es darf nicht mehr bloß an Formen hängen."

„Worin besteht die Religion der Indianer, meine theure Tante?" fragte Mary.

„Eine, welche die Bekehrung um so schwieriger macht. Sie ist in mancher Beziehung dem, was recht ist, so nahe, daß die Indianer die Nothwendigkeit einer Glaubensänderung nicht leicht einsehen. Sie glauben an einen Gott, die Quelle alles Guten; sie glauben an eine künftige Fortdauer, an künftige Belohnung und künftige Strafe. Ihr seht ein, daß sie dieselben Grundlagen wie wir haben, obgleich sie Christus nicht kennen, und da sie keine vollständigen Begriffe von Pflicht haben, so findet sich auch bei ihnen eine ungenügende Kenntniß ihrer mannigfaltigen Uebertretungen und Beleidigungen gegen Gott, und folglich haben sie auch keinen Begriff von der Nothwendigkeit eines Vermittlers. Indessen ist es wohl leichter, diejenigen zu überzeugen, welche ganz verkehrte Ansichten haben, als diejenigen, welche sich der Wahrheit nähern. Ich habe so manche Stunde hindurch meine Betrachtung über diesen Gegenstand angestellt, und ich habe mit ihr über denselben in einer sehr kurzen Zeit manche Unterredung gepflogen. Ich habe es aufgeschoben, weil ich es für absolut nothwendig halte, daß sie das verstehe, was ich sage, bevor ich es versuche, ihren Glauben zu ändern.

Die Sprache der Indianer, obwohl sie hinreichend genug ist für die Unvollkommenheit ihres Glaubens, ist arm, und hat den Ueberfluß an Worten nicht, den unsere Sprache hat, weil sie der Worte nicht bedürfen, um das auszudrücken, was wir abstrakte Begriffe nennen. Es ist daher unmöglich, einem Menschen, welcher unsere Sprache nicht versteht, die Mysterien unserer heiligen Religion zu erklären. Ich glaube indessen, daß die Erdbeere nun anfängt, unsere Sprache so hinreichend zu begreifen, daß ich den ersten Versuch wagen kann. Ich sage: den ersten Versuch, den ich habe noch nie den Gedanken gehegt, eine Bekehrung in einer Woche, oder in einem Monate, oder in sechs Monaten zu vollführen. Alles, was ich thun kann, ist, meine Fähigkeiten möglichst anzuwenden, und auf Gott zu vertrauen, welcher ihren Verstand mit seiner Wahrheit erleuchten wird.

Am folgenden Tage zogen die Jäger aus, und Percival erhielt zu seinem größten Entzücken die Erlaubniß, sie zu begleiten. Da sie einen weiten Weg in die Gegend zu machen hatten, welche sie sich zur Jagd erkoren, so standen sie morgens sehr früh, vor Anbruch des Tages, auf, denn Herr Campbell hatte sie dringend gebeten, daß sie nicht zu spät zurückkehren sollten.

Dreißigstes Kapitel.

Die Jäger hatten schon mehrere Meilen zurückgelegt, ehe sie auf den Platz kamen, welchen Malachi als den bezeichnet hatte, an welchem eine Menge Wild und zwar von der vorzüglichsten Gattung zu treffen sey. Es war jetzt nahe an zehn Uhr Vormittags, daß sie in der Gegend standen, welche zur Jagd auserseben worden war. Es war ein offener Waldgrund und der

Schnee lag in hohen Wehen da, aber hie und da an einigen Seiten der Hügel lag das Gras nicht sehr verborgen, und die Hirsche waren im Stande, mit ihren Läufen es aufzuscharren und einiges Futter zu bekommen. Sie waren alle eng an einander angeschlossen, als sie ankamen. Percival und Heinrich waren auf eine Viertel-Meile zurück, denn Percival war an die Schneeschuhe nicht gewöhnt und konnte nicht so gut gehen, wie die Andern. Malachi und die Uebrigen hielten an, damit Heinrich und Percival ihnen nachkommen konnten, und dann, nachdem sie etwas Athem geschöpft hatten, sagte jener:

„Nun, Sie sehen hier einen schönen Theil Hirsche, Meister Percival, allein da Sie noch kein geübter Jäger sind und uns schaden könnten, so werden Sie auf das achten, was ich Ihnen sagen werde. Die Hirsche haben nicht bloß ein sehr scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör, sondern sie haben auch einen sehr scharfen Geruch, und sie wittern mittelst desselben, wenn der Wind ihnen entgegen kommt, einen Mann auf eine Meile. Wenn Sie sich daher ihnen nicht nutzlos machen wollen, so dürfen Sie ihnen nicht unter dem Winde entgegengehen, denn sonst ist es vergebens. Nun geht der Wind von Osten, und da wir auf der Südseite sind, so müssen wir nahe an dem Walde hin auf die Westseite gehen, ehe wir in den offenen Grund eintreten, und dann, Meister Percival, müssen Sie gerade so thun wie wir, und auf unsere Bewegungen genau achten. Wenn wir im Verfolge der Jagd an einen Hügel kommen, so müssen Sie nicht hinauf springen oder auf denselben hinauf gehen, um selbst etwas zu entdecken. Der Damhirsch kann auf der andern Seite, vielleicht nur zwanzig Schritte von Ihnen seyn; und Sie müssen sich selbst verstecken, wie Sie sehen werden, daß wir es machen. Wenn wir ihn aufgefunden haben, so will ich Sie an einen Platz stellen, an

welchem Sie so gut Ihren Schuß haben werden, wie wir. Verstehen Sie mich, Meister Percival?"

„Ja, ich verstehe, und ich will zurück bleiben und thun, wie Sie mir gesagt haben."

„Wohlan denn, nun wollen wir in das Dickicht des Waldes hinein gehen, während wir uns leewärts machen, und dann wollen wir sehen, ob Sie ein Jäger werden wollen oder nicht."

Die ganze Jagdgesellschaft that, wie Malachi gesagt hatte; länger als eine Stunde gingen sie durch den Wald, um die dicksten Bäume herum, damit sie nicht von den Thieren gesehen würden. Endlich kamen sie an den Platz, welchen Malachi ausersehen hatte, nun änderten sie ihre Richtung und gingen mehr westwärts gegen den offenen Grund, wo sie die Hirsche zu finden hofften.

Als sie in den offenen Grund eintraten, rückten sie in demselben gebückt vorwärts. Malachi und Martin voran, wenn ein Halloh ertönte, so sammelten sie sich alle wieder, doch wenn es einen Hügel hinan ging, waren Malachi oder Martin die ersten, die ihn erstiegen und, von dem Gipfel desselben herabsehend, den andern zuriefen, damit sie vorwärts kamen. Dies wurde gewöhnlich alle drei bis vier Meilen wiederholt, plötzlich aber machte Martin, welcher gerade sein Haupt auf einem Hügel erhoben hatte, ein Zeichen, wodurch er ankündigte, daß er die Hirsche sehe. Nachdem er einen oder zwei Augenblicke Beobachtungen angestellt hatte, kam er herab und berichtete, daß es zwölf oder dreizehn Stück Damhirsche seyen, welche in dem Schnee ohngefähr auf hundertundfünfzig Schritte vor ihm herumscharrten, daß es aber scheine, als wenn sie aufgeschreckt und ängstlich seyen und eine Ahnung von der nahen Gefahr haben.

Malachi kroch nun hinan, um seine Beobachtungen anzustellen, und von da zurückkehrend sagte er:

„Es ist gewiß, daß sie vor etwas die Flucht ergriffen haben, es scheint gerade, als wenn sie gejagt worden wären, und das ist nicht gut. Wir müssen warten und sie ein wenig zu sich kommen lassen. Vielleicht finden wir auch, ob andere Parthieen auf sie Jagd gemacht haben." Sie warteten noch zehn Minuten, die Thiere schienen nun mehr beruhigt, und dann, indem sie ihre Stellung hinter dem Hügel veränderten, rückten sie auf einen Abstand von fünfundzwanzig Schritten vorwärts. Malachi zeigte jedem das Thier, nach welchem er zu zielen hatte, und sie feuerten fast alle zu gleicher Zeit. Drei von den Thieren fielen, zwei andere waren verwundet, die übrigen entsprangen. Nun eilten alle hinter dem Hügel hervor und rannten auf ihre Beute zu. Alfred hatte auf einen schönen Bock geschossen, welcher von den übrigen abgesondert stand, und obgleich dieser entsprungen war, so war es doch gewiß, daß das Thier schwer verwundet worden, und Alfred hatte sich das Dickicht gemerkt, in welches es sich geflüchtet hatte. Die übrigen angeschossenen Hirsche waren augenscheinlich nur leicht verwundet, daher war wenig Hoffnung, sie zu erreichen, besonders da sie mit dem übrigen Rudel entsprungen waren. Alle eilten auf die todt da liegenden Thiere zu und so bald sie ihre Flinten wieder geladen hatten, folgten Alfred und Martin der Spur jenes schwer verwundeten Thiers. Sie hatten sich den Weg durch das Dickicht auf ohngefähr fünfzig Gänge erzwungen, und der Schweiß des Thieres hatte sie geleitet, als sie plötzlich durch das laute Geheul eines Thieres stutzend gemacht wurden. Alfred, welcher voran war, erkannte, daß ein Puma (Bergkatze oder Maler, wie man es gewöhnlich nannte,) von dem Thier Besitz ergriffen hatte und auf demselben lag. Er legte seine Flinte an und schoß die Bestie. Obgleich schwer verwundet, sprang dieselbe unmittelbar auf ihn los und packte ihn bei der Schulter. Al-

fred sank unter dem Gewichte des Thieres und in Folge der Schmerzen, die er empfand, zurück; da kam Martin ihm zu Hülfe und jagte die Kugel seiner Flinte dem Thiere durch den Kopf, daß dasselbe todt niederstürzte.

„Sind Sie schwer verwundet?“ sagte Martin.

„Nein, nicht sehr,“ entgegnete Alfred, „wenigstens glaube ich es nicht; aber meine Schulter ist übel zerrissen, und blutet stark.“

Malachi und die andern kamen nun herbei, und sahen, was sich ereignet hatte. Alfred war niedergesunken und saß am Boden, an der Seite der todten Thiere.

„Ein Panther!“ rief Malachi aus, „das hätte ich nicht gedacht, daß wir einen so weit westlich sehen würden. Sind Sie verwundet, Herr Alfred?“

„Ja ein wenig,“ entgegnete Alfred schwach.

Malachi und Martin zogen Alfreds Jagdrock, ohne ein Wort zu sagen, herunter, und entdeckten, daß er eine sehr garstige Wunde an der Schulter durch die Zähne des Thieres erhalten hatte, und daß seine Seite durch die Krallen des Thieres verletzt war.

„John, sorge für etwas Wasser!“ sagte Malachi. „Du wirst gewiß eines in den Höhlen finden.“

John und Percival eilten beide fort, um Wasser zu suchen, während Malachi, Martin und Heinrich Alfreds Hemd in Streifen zerschnitten und diese über die Wunde banden, so daß der Blutfluß gehemmt wurde. So bald dieß geschehen war und nachdem er das Wasser, welches ihm John brachte, getrunken hatte, fühlte er sich neu belebt.

„Ich will noch ein wenig sitzen bleiben,“ sagte er, „und dann wollen wir, so schnell als wir können, nach Hause gehen. Martin, sehen Sie nach dem Wilde und wenn Sie fertig sind, will ich aufbrechen. Welch ein furchtbar starkes Thier dieses war, ich hätte

ihm nicht eine Minute länger widerstehen können, und ich hatte kein Jagdmesser."

„Es ist ein schreckliches Thier, Sir," versetzte Malachi. „Ich kann mich nicht erinnern, je ein größeres gesehen zu haben. Eins ist zu viel für einen Mann, und es sollte nie von einem Einzelnen angegriffen werden, weil es so schwer zu tödten ist."

„Wo hat es meine Kugel verwundet?" sagte Alfred.

„Hier, unter der Schulter, Sir, und es war sehr gut gezielt, der Schuß muß ihm nahe am Herz vorbeigegangen seyn; aber wenn Sie auch das Thier durch das Gehirn oder das Herz geschossen hätten, würde es gewiß noch sterbend seine Sätze gemacht haben. Das ist eine abscheuliche Wunde an Ihrer Schulter, und sie wird, wie ich vermuthe, auf fünf oder sechs Wochen Ihnen das Jagdgehen verbieten. Indeß ist es gut, daß es nicht schlimmer ist."

„Ich fühle mich nun ganz kräftig," sagte Alfred.

„Noch zehn Minuten, Sir. Lassen Sie John und mich seine Haut abstreifen, denn wir müssen sie zur Schau mitnehmen, weil wir all' das Wild verloren haben. Herr Heinrich, sagen Sie Martin, daß er blos die ersten Stücke nehmen und nicht auch die Felle mitbringen soll, denn wir sind nicht im Stande, so viel zu tragen. Auch sagen Sie ihm, Herr Heinrich, daß er so viel als möglich eilen solle, denn es will für Herrn Alfred nicht recht angehen, länger zu bleiben, weil sein Arm steif wird. Wir haben manche Meilen nach Hause zu gehen."

Im Verlaufe von zehn Minuten hatten Malachi und John den Puma abgestreift und Martin kam mit den Schenkeln von zwei Hirschen, welche, wie er sagte, Alles waren, was durch sie fortgeschafft werden konnte, und Alle traten dann den Rückweg an.

Alfred war noch nicht weit gekommen, als er schon eine große Pein empfand, denn das Gehen auf den

Schneeschuhen erzeugte eine so starke Erschütterung, daß die Wunde sich wieder öffnete und zu bluten wieder anfing. Malachi unterstützte ihn indessen und nachdem er ihm mehr Wasser verschafft hatte, setzten sie ihren Weg fort.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Wunde brennender und Alfred schien durch den Schmerz mehr niedergedrückt; indessen schritt er, so gut er konnte, vorwärts, und als die Nacht eintrat, waren sie nicht mehr fern vom Hause. Alfred bewegte sich jedoch nur mit großer Anstrengung, er hatte eine vollständige Ohnmacht bekommen und zwar in dem Grade, daß Martin John bat, daß er das Wildpret wegwerfen und voran nach Hause eilen solle, um Herrn Campbell zu bitten, daß er etwas Branntwein oder andere Herzstärkungen sende, damit man Alfred damit zu Hülfe komme, der vor Schwäche und Blutverlust kaum mehr im Stande war, sich zu bewegen. Als sie etwa noch eine Meile vom Hause entfernt waren, war John schon dort, stürmte durch das Thor und erzählte in Gegenwart der Mrs. Campbell und ihrer Nichten, welchen Auftrag er habe, so daß diese in die größte Traurigkeit versetzt wurden. Herr Campbell ging in sein Zimmer, um die geistigen Getränke zu holen und sobald als er zurückkam, setzte Emma ihren Hut auf und sagte, daß sie John begleiten wolle.

Herr und Mrs. Campbell hatten keine Zeit, Einwendungen zu erheben, wozu sie geneigt waren, denn Emma war in einem Momente zur Thüre hinaus und John folgte ihr auf den Fersen. Aber Emma hatte vergessen, daß sie keine Schneeschuhe habe, und ehe sie die Hälfte der Entfernung gegangen war, fand sie sich so ermüdet, als wenn sie meilenweit gegangen wäre. Sie sank, schwächer und schwächer werdend, mit jeder Minute, die sie vorwärts rückte, tiefer in den Schnee. Endlich kam sie bei den Jägern an; Alfred lag bewußtlos auf dem Schnee, und die Andern machten aus

Aesten eine Tragbahre, um ihn nach Hause tragen zu können.

Etwas Branntwein, in seinen Hals geträufelt, brachte Alfred wieder zur Besinnung; er schlug die Augen auf und bemerkte Emma, wie sie sich über ihn hingeneigt hatte.

„Theure Emma, wie gut Du bist," sagte er, indem er zu lächeln versuchte.

„Rühre Dich nicht, Alfred, sie haben schon die Tragbahre fertig und dann wirst Du nach Hause getragen werden. Es ist nicht ferne von hier."

„Ich bin nun wieder stark, Emma," entgegnete Alfred. „Aber Du darfst nicht hier in der Kälte bleiben. Sieh, der Schnee ist frisch gefallen."

„Ich muß nun dableiben, bis sie bereit sind, Dich fortzutragen, Alfred. Denn ich darf nicht allein zurückgehen."

Während dieser Zeit wurde die Tragbahre fertig gemacht und Alfred auf dieselbe gelegt. Malachi, Heinrich, Martin und John trugen ihn weg.

„Wo ist Percival?" sagte Emma.

„Er ist ein wenig zurück," entgegnete John. „Seine Schneeschuhe thun ihm wehe und er kann nicht so schnell gehen. Er wird in einer Minute da seyn."

Sie trugen Alfred in das Haus, an dessen Thor Herr und Mrs. Campbell und Mary in der größten Bangigkeit harrten. Die arme Emma war sehr abgemattet, als sie nach Hause kam, und ging auf ihr Zimmer. Alfred wurde in sein Bett gelegt. Sein Vater untersuchte die Wunde, und fand sie wegen der großen Zerreißung des Fleisches sehr gefährlich. Herr Campbell verband ihn, und dann überließen sie Alfred der Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Der Zustand Alfreds beschäftigte ihren Geist und ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß in der ersten Stunde an gar nichts Anderes gedacht wurde. Emma war, sobald sie nach Hause

kam, sehr krank geworden, und nahm die Aufmerksamkeit der Mrs. Campbell und ihrer Schwester Mary in Anspruch. Es war erst beim Abendessen, als Herr Campbell sagte:

„Nun, wo ist Percival?"

„Percival! Ist er nicht hier?" war die ängstliche Frage, welche von Allen, die bei der Jagd gewesen waren, erhoben wurde.

„Percival nicht hier!" rief Mrs. Campbell aus, indem sie von ihrem Platze aufsprang. „Wo ist mein Kind? Wo ist mein Kind?"

„Er war gerade hinter uns her," sagte John, „er setzte sich nieder, um seine Schneeschuhe zu wechseln, die ihm wehe thaten."

Malachi und Martin rannten in ihrer Bestürzung hinaus, sie erkannten die Gefahr, denn der Schnee fiel jetzt in so großen Massen herab, daß es nicht möglich war, auf zwei Schritte Entfernung Fußtritte zu sehen.

„Der Junge wird zuverläßig verloren seyn," sagte Malachi zu Martin. „Wenn er zurückgeblieben ist, während dieser Schnee fiel, wird er nimmermehr den Weg finden, sondern fortgehen, bis er verloren ist."

„Ja," sagte Martin, „er hat eine armselige Wahl, ich wollte meine rechte Hand darum geben, wenn sich dieses nicht ereignet hätte."

„Ein Unglück kommt selten allein," entgegnete Malachi. „Was können wir thun? Mrs. Campbell wird selbst heraus wollen, denn sie liebt den Jungen über alle Maßen.

„Unser Herumgehen ist vergebens," bemerkte Martin. „Wir werden ihn nimmermehr finden, uns nur selbst zu Grunde richten; allein wir werden besser thun, wenn wir zurückgehen und sagen, daß wir es versuchen wollen. Jedenfalls können wir bis an die Ecke des Waldes gehen, und einige Minuten unser

Halloh ertönen lassen, wenn der Junge noch auf seinen Beinen ist, wird ihn das zu uns führen.“

„Ja,“ entgegnete Malachi, „und wir können eine Kienfackel anzünden, was uns von einigem Nutzen seyn kann. Wohlan denn, wir wollen gehen und ihnen sagen, daß wir ausziehen, den Jungen zu suchen; verliert sie die Hoffnung nicht, und Hoffnung muß ihren Geist einige Zeit lang erheben, bis sie besser vorbereitet seyn wird, ihren Verlust zu hören.“

In dieser Bemerkung Malachi's lag viel gesunder Verstand und viele Kenntniß des menschlichen Herzens, und obgleich er voraussah, daß alles Suchen nutzlos seyn würde, konnte er sich doch nicht dazu entschließen, mit einem Male alle Hoffnungen der liebenden und verzweifelnden Mutter zu vernichten.

Sie kamen herein und fanden Mrs. Campbell bitterlich weinend, ihren Mann und Mary um sie bemüht. Sie sagten, daß sie hinausgehen wollten, um nach dem Knaben zu suchen, und ihn, wenn es möglich wäre, nach Hause zu bringen. Sie nahmen drei oder vier Kienfackeln, eine davon zündeten sie an, brachen mit ihr an die Ecke des Forstes auf, und blieben da, von Zeit zu Zeit rufend, zwei Stunden lang. Aber der Schnee fiel so stark, und die Kälte war so durchdringend, denn der Wind blies heftig aus Nord, daß sie es nicht länger aushalten konnten. Sie kehrten aber nicht in das Haus zurück, sondern gingen in ihre Hütte, um sich selbst zu verbergen, und blieben da bis zum Anbruch des Tages. Jetzt gingen sie wieder hinaus; der Schneesturm hatte nachgelassen, der Morgen war hell und glänzend; sie gingen in den Forst auf demselben Wege zurück, auf dem sie nach Hause gekommen waren, sie gingen drei und vier Meilen weit, aber der frisch gefallene Schnee hatte ihre Fußstapfen vom gestrigen Tage bedeckt und war an vielen Stellen mehrere Fuß hoch. Sie gingen dahin, wo Percival durch John das Letztemal gesehen worden war, denn

dieser hatte den Platz ganz genau beschrieben; sie sahen sich überall um, sie gingen kreuz und quer; sie hofften, einen Schuß aus einer Flinte zu hören, oder doch die Mündung seiner Flinte aus dem Schnee herausblicken zu sehen, aber da war nichts zu finden, und nachdem sie vier oder fünf Stunden gesucht hatten, kehrten sie nach Hause zurück.

Sie fanden Herrn Campbell und Heinrich in der Küche, denn Mrs. Campbell war in einem solchen Zustande der Bangigkeit und des Schmerzes, daß sie in ihrem Zimmer sich befand, beobachtet von Mary. Herr Campbell erkannte an ihrem Gesichte, daß sie keine befriedigende Nachrichten bringen. Malachi senkte traurig den Kopf und setzte sich nieder.

„Malachi, glauben Sie, daß mein armer Junge verloren sey?" sagte Herr Campbell.

„Ich fürchte, Sir, er ist es. Er muß sich zuletzt niedergesetzt haben, und so muß er endlich in einen Schlaf verfallen seyn. Er wurde in dem Schnee begraben und er wird nicht eher wieder erwachen, als am Tage der Auferstehung."

Herr Campbell bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, und nach einiger Zeit rief er aus:

„Diese arme Mutter!"

Nach wenigen Minuten erhob er sich und ging in das Zimmer der Mrs. Campbell.

„Was ist es mit meinem Kinde, meinem lieben, theuren Percival?" rief Mrs. Campbell aus.

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!" versetzte Herr Campbell. „Dein Kind ist glücklich!"

Mrs. Campbell weinte bitterlich, und nachdem sie den Gefühlen der Natur sich ganz hingegeben hatte, errang sie nach und nach mehr wieder Ruhe und mehr Ergebung. Ihr beständig demüthiger Geist suchte und fand Hoffnung und Trost bei Gott.

Einunddreißigstes Kapitel.

An einem kurzen Tage war das Haus des Herrn Campbell aus einem Hause der Freude in ein Haus der Trauer verwandelt worden. Die Bemerkung Malachis, daß selten ein Unglück allein komme, bewahrheitete sich, denn es lastete nun eine zweite Angst auf ihnen. Emma hatte sich bei dem unklugen Hinausbegeben in die Nachtluft, und indem sie ihre Füße erkältete, so krank gemacht, daß zuerst ein schneidender Frost ihre Glieder durchschüttelte und daß darauf ein Fieber folgte, welches mehrere Tage sehr bedenklich war.

Indem dieses zu dem Verluste eines ihrer Kinder hinzutrat, war Herr und Mrs. Campbell um so mehr niedergedrückt, als sie ihre Nichten wie ein Kind betrachteten und Alfred in einem wahrhaft bedenklichen Zustande war. Die Wunden hatten ein so entzündetes Aussehen bekommen, daß Herr Campbell den Brand befürchtete. Dieser gehäufte Schmerz hatte indessen eine gute Wirkung auf sie. Die Gefahr, welche Emma und Alfred umschwebte, nahm ihren Geist und ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie keine Zeit hatten, den Verlust des armen Percivals zu beweinen, und wenn Mrs. Campbell in ihren Gebeten bemüht war, sich dem Willen des Allmächtigen, der ihr ihr Kind genommen, zu unterwerfen, so bat sie Ihn, wenn es Ihm beliebe, die beiden andern, welche krank darniederlagen, ihr zu erhalten. Lang und langweilig waren die Stunden des Tages, und Wochen waren vorübergegangen, bis das eine oder das andere von ihnen als im Stande der Wiedergenesung begriffen betrachtet werden konnte; aber ihre Gebete wurden erhört und als der Winter zu Ende ging war ihre Wiederherstellung nicht mehr zweifelhaft. Es war ein melancholischer Winter gewesen, aber die Freude, Emma wieder ihre Pflichten erfüllen und Alfred wieder so weit hergestellt

zu sehen, daß er in das Gesellschaftszimmer gebracht werden konnte, übte eine wahrhaft erheiternde Wirkung auf ihren Geist aus. Es war zwar nicht mehr die Freude und die Heiterkeit, welche einst hier geherrscht hatte, aber es war die demüthige Unterwerfung unter die Fügungen des Himmels, welche, wenn sie dieselben auch nicht mit einemmal freudig machte, sie doch zuletzt ohne Betrübniß und Klage ein gewisses Ereigniß betrachten ließ. Dankbar für die Gnade, die Er ihnen durch Alfreds und Emmas Erhaltung erzeugt hatte, trösteten sich Herr und Mrs. Campbell hinsichtlich Percivals gegenseitig durch die Betrachtung, daß seine Tage so früh, und ehe er durch die Welt verleitet worden, ihr Ende erreicht hätten, und daß ihr theurer Knabe durch die himmlische Gnade eine Wohnung in dem himmlischen Reiche erhalten habe. Allmälig wurde die Familie wieder heiter und glücklich, Emmas munteres Lachen ließ sich wieder vernehmen, Alfred erlangte wieder seine frühere Gesundheit und seine heitere Laune, und Mrs. Campbell konnte jetzt den Namen „Percivals" nennen, und des liebenswürdigen Kindes in den Gebeten erwähnen hören.

Der Frühling kam nun wieder, der Schnee verschwand allmälig, das Eis entfernte sich, und mit einemmal war der blaue, klare See sichtbar; das Rindvieh wurde ausgetrieben, um das vom vorigen Jahre übriggebliebene Gras abzuweiden, und alle Männer schickten sich zur Saat an. Sobald der Schnee weg war, gingen Malachi, Martin und Alfred, ohne ein Wort zu Mrs. Campbell zu sagen, in den Wald und stellten alle möglichen Nachforschungen nach dem Leichname des armen Percival an; allein es blieb ohne Erfolg, und es wurde angenommen, daß er nach irgend einem Felde, welches sie nicht entdecken konnten, gegangen und dort gestorben sey, oder daß die Wölfe seine Ueberreste aus dem Schnee gescharrt und gefressen hätten. Auch nicht eine Spur konnten sie von ihm ent-

decken, und sie setzten daher nach einigen Tagen die Nachsuchungen wieder fort. Die Rückkehr des Frühlings hatte eine andere gute Wirkung auf das Gemüth der ganzen Gesellschaft, denn mit ihm kamen eine solche Menge von Arbeiten, daß sie auch nicht einen Augenblick übrig hatten. Sie hatten nun so viele Aecker mit Korn, daß sie kaum Zeit hatten, die gehörigen Vorbereitungen zu treffen, und es war ein Glück, daß Alfred so weit hergestellt worden, daß er ihnen in ihren Arbeiten beistehen konnte. Malachi, John und auch Herr Campbell leisteten Hülfe, und das Geschäft wurde vollendet. Hierauf erhielten sie eine Botschaft von dem Fort, und Briefe von Quebec, Montreal und aus England. Unter letzteren war nur einer von Bedeutung; aber einer von Montreal benachrichtigte Herrn Campbell, daß, was ihm sehr angenehm war, der Ingenieur im Laufe des Monats mit den Schiffen kommen wolle, welche die Einrichtung enthielten, und daß die Wassermühle so bald als möglich aufgebaut werden könne. Ein Brief von England also war von Bedeutung und machte ihnen viel Vergnügen; er war von Capitän Sinclair an Alfred, und unterrichtete diesen, daß er alle Geschäfte mit seinem Vormunde beendet habe, daß er sich mit seinem Regimente wieder vereinigen und im Frühlinge sehr bald auf dem Fort seyn würde, indem er mit dem ersten Schiffe absegeln wolle, welches von England abgehe. Er schrieb, wie erfreut er bei seiner Rückkunft seyn werde, und trug ihm auf, Emma zu sagen, daß er keine englische Frau gefunden habe, wie sie ihm prophezeit, und daß er bei seiner Zurückkunft sein ganzes Herz mitbringen werde. Sehr bald darauf erhielten sie einen Besuch von Oberst Forster und einigen Offizieren der Garnison. Der Oberst bot Herrn Campbell eine Abtheilung von Soldaten an, welche ihm bei Aufrichtung der Mühle Hülfe leisten sollten, und dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen.

„Wir waren im letzten Herbste sehr in Sorgen um Sie, Herr Campbell, als die Wälder in Brand ge-

rathen waren," sagte der Oberst, „doch nun sehe ich, daß es von großem Vortheile für Sie war. Sie haben nun eine große Anzahl gelichteten Landes angesäet, und wenn Sie die genügenden Mittel besessen hätten, so hätte noch viel mehr angebaut werden können, denn ich sehe, daß alles nordwestliche Land durch das Feuer gelichtet wurde."

„Ja," versetzte Herr Campbell, aber mein Eigenthum breitet sich, wie Sie wissen, längs des Ufers aus und wir haben den Samen ferne von dem Ufer gesäet, so weit das Eigenthum reicht."

„Dann will ich Ihnen noch empfehlen, nach Quebec zu schreiben, und um eine weitere Verleihung auf jeder Seite des Flusses zu bitten; so daß das Uebrige gleich mit dem ist, was Sie jetzt haben."

„Aber wenn ich es auch thue, so habe ich doch die Mittel nicht, das Land zu bearbeiten."

„Ja, gegenwärtig nicht, das gebe ich zu; aber da giebt es gar viele Auswanderer, welche gerne Hand ans Werk legten und sich hier unter vortheilhaften Bedingungen ansiedeln würden."

„Die Kosten würden sehr bedeutend seyn," entgegnete Herr Campbell.

„Das wohl; aber der Ertrag würde sie entschädigen. Die Truppen auf dem Fort würden all' ihr Mehl aus Ihrer Hand beziehen, wenn Sie so viel hätten."

„Ich bin jetzt nicht geneigt, weiter zu speculiren," entgegnete Herr Campbell; „ich will vor allem sehen, wie dieses Jahr ausfällt und finde ich, daß es erfolgreich ist, dann will ich mich entschließen."

„Sie wollen also vorsichtig handeln. Sie können an Ihren Agenten in Quebec schreiben, und sich darüber Gewißheit verschaffen, was die wahrscheinlichen Bedingungen jener Männer seyen, wenn Sie derselben bedürfen würden. Aber es gibt auch noch einen andern Weg, und der ist, ihnen Land zur Cultivirung und Samen zu geben, und von ihnen eine gewisse Portion Korn als

Rente zurückzuerhalten. Das ist in der That sehr vortheilhaft und Ihr Land wird so nach und nach cultivirt werden, während Sie nebst Dem noch den Vortheil erlangen, Nachbaren zu haben. Sie sollten einen Ihrer Söhne nach Montreal schicken, um das Alles einzuleiten."

„Ich werde zuverläßig meinem Agenten schreiben und ihn fragen," versetzte Herr Campbell, „und ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre Güte. Ich habe noch einige Hunderte in der Bank zur Disposition!"

Drei Wochen nach dieser Unterredung langten die Fahrzeuge mit dem Baumeister und der Einrichtung der Mahl- und der Säg-Mühle an, und nun bot die Ansiedlung eine sehr belebte Scene dar, indem sich die Soldaten drängten, welche von dem Fort gesendet worden. Der Ingenieur war ein sehr verständiger, junger Engländer, welcher sein Geschäft in Canada angefangen hatte, und als der geschickteste in der ganzen Colonie betrachtet wurde. Der Platz für die Mühle war schon bestimmt, und nun ertönten die Axthiebe in den Wäldern, indem unter seiner Leitung die Bäume gefällt und behauen wurden. Alfred war beständig bei dem Ingenieur, überwachte die Arbeit der Mannschaft und schloß mit jenem ein sehr inniges Verhältniß. Der Gentleman war bald auf einem solchen Fuße mit der ganzen Familie, daß er als ein Mitglied derselben betrachtet wurde, denn er war sehr unterhaltend, von sehr guter Abkunft und hatte offenbar alle Vortheile einer guten Erziehung genossen. Herr Campbell fand, daß Herr Emmerson, dies war sein Name, ihm die beste Auskunft hinsichtlich der Auswanderer, welche angekommen waren, geben könne, denn er durchreiste jene Gegend beständig und war in immerwährender Berührung mit ihnen.

„Sie sind in Ihrem Ankaufe in der That sehr glücklich," sagte Emmerson zu Herrn Campbell. „Das Land ist vortrefflich, Sie haben ein mächtiges Wasser an dem Fluß und eine sehr gute Wasserstraße an dem See,

Nach fünfzig Jahren wird dieses Eigenthum eine große Summe Geldes kosten."

„Ich wünschte nur, daß sich mehr Auswanderer hier ansiedelten," bemerkte Herr Campbell; „es würde zu unserer Sicherheit und zu unserem Wohlbehagen beitragen; ich habe auch nicht genug Hände, um das Land zu bebauen, welches durch das Feuer im letzten Herbste gelichtet worden ist. Wenn es nicht in kurzer Zeit angebaut wird, wird Alles wieder Wald werden."

„Gegenwärtig ist Alles voll von Himbeersträuchen, und noch dazu von sehr guten; finden Sie das nicht, Herr Emmerson?" sagte Emma.

„Ja, Miß, sehr vortrefflich sind sie," entgegnete er, „aber Sie müssen wissen, daß, wenn hier Jemand Bäume fällt, und sich nicht beeilt, das Feld zu behacken und zu besäen, Himbeersträuche unmittelbar und überall hervorkommen."

„Das wußte ich in der That nicht."

„Es ist nichts destoweniger der Fall. Nach den Himbeersträuchen schießen die Pflanzen des harten Holzes auf, und diese führen, wie Herr Campbell sagt, bald wieder einen Wald herbei."

Dann fuhr er, zu Herrn Campbell gewendet, fort:

„Ich sollte nicht denken, daß Sie in irgend einer Verlegenheit seyn sollten, Auswanderer hieher zu bekommen, Herr Campbell, und die Schwierigkeit könnte nur darin liegen, sie zu überreden, daß sie bleiben. Um sie zu veranlassen, daß sie in diese Gegend kommen, ist das Zweckmäßigste, ihnen Land als Eigenthum zu überlassen und sie so unabhängig zu machen. Viele derselben haben die Mittel hieher zu gehen nicht, und sind gezwungen, als Taglöhner zu arbeiten, um den augenblicklichen Unterhalt zu erwerben; aber in dem Momente, in welchem sie so viel gesammelt haben, um für sich selbst etwas anzukaufen, werden sie uns verlassen."

„Das ist sehr natürlich; aber ich habe gedacht

daß ich ein größeres Land, als ich schon habe, bekommen werde, und ich wünsche sehr, daß ich eine Uebereinkunft mit einigen Auswanderern treffen könnte. Der Oberst sagte mir, daß ich es auch so machen könne, ihnen mit Samen zu Hülfe zu kommen, und Korn als Rente zurückzunehmen."

„Das würde aber kein bleibendes Uebereinkommen seyn," entgegnete Herr Emmerson. „Wie viele Morgen Landes gedenken Sie jetzt noch beizufügen."

„Sechs hundert Morgen."

„Nun gut, Sir, ich denke, ich wolle die Ansichten beider Theile vereinigen, wenn Sie Bedingungen, wie die folgenden, vorschlagen würden, nämlich: das Land in Loose, jedes zu hundert Morgen, zu vertheilen, und dem, der es cultivirt, aufzuerlegen, daß er fünfzig Morgen für Sie cultivire, welche dann Ihrem eigenen Lande beizufügen sind, während er das Recht hat, über die andern fünfzig Morgen, wie über sein Eigenthum zu verfügen. Sie würden auf diese Weise dreihundert Morgen des werthvollsten Feldes erhalten, die sich Ihrem gegenwärtigen Gute anschließen, Sie hätten so Nachbaren an sich gefesselt, und diese würden auch vermögen, die übrigen fünfzig zu kaufen."

„Das ist ein sehr gutes Auskunftsmittel, Herr Emmerson, und ich gebe demselben meine Zustimmung vollkommen."

„Nun, Sir, ich werde diesen Sommer viel Gelegenheit haben, um diese Vorschläge den Auswanderern mitzutheilen, und wenn ich einige finde, welche mir einigermaßen tauglich als Nachbarsleute scheinen, so will ich es Ihnen wissen lassen."

„Und mit solchen Erwartungen will ich mich um die Vermehrung meines Besitzthums bewerben," sagte Herr Campbell, „denn Nachbaren in dieser Einsamkeit zu haben, ist etwas Angenehmes, und ich wollte ihnen gerne ein Geschenk an Land machen."

„Ich vermuthe, daß Sie in wenigen Jahren Nach-

baren genug haben werden, ohne daß Sie ein solches Auskunftsmittel nothwendig haben," versetzte Herr Emmerson. „Aber in Uebereinstimmung mit Ihrem gegenwärtigen Vorschlage, würde es besser seyn, sie auszuwählen, und Sie können die Bedingung stellen, mittelst welcher man jedem Schaden vorbeugen kann."

Die Arbeiten an der Mühle gingen rasch voran, und ehe noch das Heu geerntet worden, war die Mühle vollständig fertig. Alfred war sehr erfreut und verwendete alle Aufmerksamkeit auf dieselbe, und so that auch Martin; beide, damit sie die Maschinerie verstehen lernten. Diese war höchst einfach. Herr Emmerson probirte die Mühle und fand sie ganz entsprechend. Er erklärte Alfred Alles, und setzte die Mühle in Gang, damit dieser vollständiger Meister werde. Vierzehn Tage nachdem die Mühle in Gang gesetzt worden war, und ehe Herr Emmerson eine Gelegenheit zur Zurückfahrt nach Montreal erhalten konnte, beschäftigten sich Alfred und Martin, beide diese ganze Zeit hindurch mit der Mühle, und sie waren sehr zufrieden, als sie entdeckten, daß sie keiner weiteren Belehrung bedurften. Die auf die Bitte des Herrn Campbell abgegebenen Soldaten erhielten die Erlaubniß, bis nach der Heuernte zu bleiben, und so bald als diese eingebracht worden war, wurden sie bezahlt und nach dem Fort zurückgeschickt. Capitän Sinclair, welcher nach seinem Briefe viel früher erwartet wurde, kam gerade, als die Soldaten die Niederlassung verließen. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß derselbe mit der größten Herzlichkeit aufgenommen wurde. Er hatte ihnen sehr viel zu erzählen und er brachte auch viele Geschenke mit; das für den armen kleinen Percival blieb natürlich zurück. Emma und Mary waren entzückt, ihn nun wieder als Begleiter zu haben und mit ihm ihre Gänge wieder beginnen zu können, und vierzehn Tage vergingen sehr geschwind, so daß sein Urlaub schnell abgelaufen, und er gezwungen war, nach dem Fort zurückzukehren. Ehe

er jedoch wegging, erbat er sich eine Privatunterredung mit Herrn und Mrs. Campbell, in welcher er seine Stellung und seine Mittel genau auseinandersetzte und um ihre Genehmigung bat, sein Herz ihrer Nichte Mary weihen zu dürfen. Herr und Mrs. Campbell, welche die Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, bereits bemerkt hatten, zögerten keinen Augenblick, um die Genehmigung seiner Bitte auszusprechen und ihm ihre innigsten Wünsche für sein Unternehmen darzubringen, und nachdem dieses geschehen war, ließen sie ihn seinen eigenen Weg gehen. Capitän Sinclair ermangelte nicht, das zu thun, was er jeden Abend that. Mary Percival war ein zu liebenswürdiges und zu rechtlich gesinntes Mädchen, um nicht Capitän Sinclair's Geständniß sogleich anzunehmen, oder zurückzuweisen, und da sie schon so lange Liebe für ihn empfand, so stellte sie auch nicht in Abrede, daß dieses der Fall sey, und Capitän Sinclair war daher überglücklich durch seinen Erfolg.

„Ich habe ganz frei mit Ihnen gesprochen, Capitän Sinclair," sagte Mary, „ich habe nicht in Abrede gestellt, daß Sie einen Anspruch auf meine Liebe haben; aber ich muß Sie nun bitten, mir zu sagen, was Ihre künftigen Absichten sind."

„Gerade das zu thun, was Sie von mir wünschen."

„Ich habe weder ein Recht, zu rathen, noch wünsche ich, Sie zu überreden. Ich habe meinen eigenen Weg, um die mir obliegenden Pflichten zu erfüllen, und von diesem kann ich nicht abweichen."

„Und welcher ist dieses?"

„Er ist, daß ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht daran denken darf, meinen Onkel und meine Tante zu verlassen, ich bin bei ihnen geboren und von ihnen auferzogen worden. Ich habe als eine Waise ihr Glück genossen, ich habe eine große Schuld dankbar an sie abzutragen, und ich kann nicht einwilligen, nach

England zurückzukehren, um mich aller der Vortheile zu erfreuen, welche mir Ihre Mittel darbieten würden, während sie in ihrer gegenwärtigen Lage verblieben. Spätere Ereignisse können meine Meinung ändern; dies ist sie aber gegenwärtig."

„Wenn ich aber im Sinne habe, mit Ihnen hier zu bleiben, und mit Ihnen Ihr Glück zu theilen, wird Ihnen das nicht genügen?"

„Nein, gewiß nicht, denn Sie würden da eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst begehen. Ich setze voraus, daß Sie nicht im Sinne haben, Ihren gegenwärtigen Wirkungskreis zu verlassen."

„Ich hatte eine solche Absicht nicht; aber jetzt, wenn ich zwischen Ihnen und dem Dienste wählen soll, werde ich nicht zögern."

„Ich bin gewiß, daß Sie nicht zögern werden; aber ich bitte Sie, für jetzt standhaft in Ihrem Wirkungskreise zu bleiben. Ich kann es nicht zugeben, daß Sie Ihre Aussichten und Ihre Hoffnung auf Beförderung wegen solch' einem Mädchen, wie ich bin, aufgeben," fuhr Mary lächelnd fort; „nie müssen Sie daran denken, daß Sie ein Jäger wegen eines Mädchens mit einem bleichen Gesichte werden wollen."

„Nun, wenn ich das thue, was Sie sagen, wollen Sie Ihren Onkel und Ihre Tante nicht verlassen?"

„Warten Sie, Capitän Sinclair; seyen Sie zufrieden, daß Sie meine Liebe haben, und warten Sie geduldig ab, bis Umstände eintreten mögen, welche mich in den Stand setzen werden, Ihre Liebe zu erwiedern, ohne mich der Undankbarkeit gegen die schuldig zu machen, welchen ich so Vieles verdanke. Unter solchen Bedingungen willige ich ein, willige ich freudig ein; aber Sie müssen Ihre Pflicht gegen sich selbst erfüllen, weil ich mich meiner Pflicht gegen meinen Onkel und meiner Tante zu entledigen habe."

„Ich glaube, Sie haben Recht, Mary," entgegnete Capitän Sinclair, „aber ich erkenne daraus immer noch

keine bestimmte Hoffnung für unsere Vereinigung, können Sie mir irgend eine Aussicht geben, um mich zu beglücken?"

„Wir sind Beide noch sehr jung, Capitän Sinclair," bemerkte Mary. „In einem Jahre oder in zweien mögen mein Onkel und meine Tante weniger einsam und gemächlicher leben als jetzt. In einem Jahre oder in zweien kann der Krieg endigen und Sie können sich ehrenvoll auf halben Sold zurückziehen. In der That, so manche Ereignisse sind eingetreten, die uns verborgen waren, und so unerwartet über uns kamen, daß es unmöglich ist, zu sagen, was sich ereignen kann. Und wenn wir auch, indem wir noch einige Zeit warten, den Ereignissen nicht ausweichen können, so haben Sie jetzt noch ein anderes, welches zu Ihrem Vortheile ist, zu gewärtigen."

„Und was ist das, Mary?"

„Daß ich vielleicht des Wartens selbst müde werde," erwiederte Mary mit einem Lächeln.

„Wenn das der Fall ist, will ich in der Hoffnung leben," entgegnete Capitän Sinclair. „Wenn Sie mich allein dann lohnen wollen, wenn Sie erkennen, daß meine treuen Dienste es erfordern, so will ich so lange dienen, als Jakob für die Rahel diente."

„Thun Sie das, und Sie sollen sich am Ende Ihrer Dienste nicht so getäuscht sehen, wie Jener es war; aber nun lassen Sie uns nach Hause gehen."

Capitän Sinclair reiste am andern Tage ab, und war sehr zufrieden mit Mary's Entschlusse.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie Heinrich vorausgesagt hatte, war die ganze Familie während des Herbstes sehr beschäftigt; der Viehstand hatte sich bedeutend vermehrt, sie hatten eine

Menge von Kälbern und jungen Kühen, und die Schaafe hatten auf eine äußerst vortheilhafte Weise gelammt. Ein großer Theil des Rindviehs wurde nun in das Gebüsch getrieben, damit ihr Futter von den Wiesen erspart wurde. Bloß die Schaafmütter mit ihren Lämmern, die Kühe, welche in der Milch standen, und die jungen Kälber wurden zurückbehalten. Dieß gestattete ihnen, mehr Aufmerksamkeit auf die Kornerndte zu verwenden, welche nun begann, und ihre vereinte Thätigkeit von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange erforderte; denn sie hatten eine sehr bedeutende Quantität Land aufzuräumen. Es geschah aber Alles mit dem größten Erfolge und in bester Ordnung. Dann kam das Dreschen des Waizen, was eine sehr anstrengende Beschäftigung war, und sobald als ausgedroschen worden, wurde derselbe auf dem Wagen nach der Mühle gefahren und gemahlen, denn Herr Campbell hatte sich verpflichtet, eine gewisse Quantität Mehl vor Eintritt des Winters auf das Fort zu liefern. Gelegenheitlich statteten Capitän Sinclair, der Oberst und einige andere Offiziere ihre Besuche ab; denn nach und nach waren diese mit Manchen von der Familie in intime Verhältnisse getreten. Capitän Sinclair hatte dem Oberst seine Verbindung mit Mary Percival anvertraut, und in Folge hievon hatte der Oberst ihm gestattet, sie so oft zu besuchen, als er konnte und so weit es mit seinen Pflichten zu vereinigen war. Die andern Offiziere, welche sie zu besuchen kamen, bemerkten, wie sehr Capitän Sinclair die Gesellschaft von Mary Percival auffuchte, und richteten daher ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf Emma, die mit ihnen lachte, und gewöhnlich ihnen während ihres Besuchs etwas zu thun gab, um ihre Aufmerksamkeit so viel als möglich fruchtbar für den Haushalt zu machen. Unter der Bedingung, daß Emma sie begleite, waren sie es zufrieden, in die Barke zu steigen und stundenlang zu fischen, so daß in der That alle Seefische, welche dieses Jahr herbeigeschafft wurden, von

den Offizieren gefangen worden waren. Unter diesen waren einige besonders gefällige junge Männer, und sie waren immer willkommen, wenn sie kamen, indem sie sehr viel zur Geselligkeit auf dem Gute beitrugen. Ehe der Winter herbeikam, war Alles beendet, auf das Fort geschickt, unter Anderm auch das Rindvieh, welches der Oberst verlangt hatte, und es war augenscheinlich, daß dieser Recht hatte, wenn er sagte, daß die Uebereinkunft für beide Theile vortheilhaft seyn würde. Herr Campbell empfing dieses Jahr, statt baares Geld zu bezahlen, in der ersten Zeit von dem Gouvernement einen Wechsel für eine beträchtliche Mehl- und Rindvieh-Lieferung für die Truppen, und Mrs Campbell für Geflügel, Schweine und dergleichen, welche der Garnison geliefert worden waren, was keine verächtlichen Zuflüsse waren. Dieses versprach bei der Genügsamkeit der Andern, bei ihrer eigenen Thätigkeit und bei ihrer umsichtsvollen Verwendung ihres kleinen Kapitals, daß Herr Campbell in wenigen Jahren ein wohlhabender und unabhängiger Mann seyn werde. Sobald die Ernte eingebracht worden war, fingen Malachi und John, welche zum Dreschen des Korns nicht brauchbar waren, ihre Jagdzüge wieder an, und kehrten selten ohne Beute zurück. Die Indianer wurden von Malachi während dieser Züge nicht gesehen; auch nicht eine Spur von ihnen war in der Nachbarschaft zu entdecken. Jede Unruhe, die früher statt hatte, verschwand bei dieser Nachricht, und die Familie schickte sich an, sich für den kommenden Winter mit all den Vorkehrungen zu schützen, auf welche sie der vorangehende hingewiesen hatte. Während des indianischen Sommers bekamen sie Briefe aus England, welche ihnen, wie gewöhnlich, die auf ihre Freunde Bezug habenden Neuigkeiten meldeten, und auch von Quebec, welche Herrn Campbell unterrichteten, daß die nachgesuchte besondere Bewilligung von Land erfolgt sey, dann einen andern von Montreal, in welchem Herr Emmerson schrieb, daß er die Bedingungen von zwei

Familien von Auswanderern mitzutheilen habe, welche von einem sehr ehrenwerthen Charakter seyen, und daß, wenn es Herr Campbell beliebe, darauf einzugehen, diese Ansiedler mit dem Anfange des nächsten Frühlings sich einfinden würden.

Das war nun für Herrn Campbell eine große Freude, und da die Bedingungen nur etwas Weniges von den seinigen abwichen, so schrieb er unmittelbar an Herrn Emmerson, daß diese ihm genehm seyen, und daß er bitte, der Vertrag möge abgeschlossen werden. Zu derselben Zeit, als der Oberst diese genannten Briefe überschickte, schrieb er Herrn Campbell, daß die innern Räume des Forts zu ihrer Ausbesserung einer großen Quantität von Bohlen bedürfen, und daß er die Befugniß habe, sie von Herrn Campbell zu einem gewissen Preise liefern zu lassen, wenn dieser die festgesetzten Bedingungen eingehen und die Lieferung bis zum kommenden Frühling bewerkstelligen könnte. Dieß war ein weiterer Beweis von der Güte des Obersten, indem er nun der Sägmühle während des Winters Beschäftigung verschaffen wollte, denn gerade während desselben und wenn der Schnee auf den Feldern lag, konnten sie die Stämme leichter fällen und nach der Sägmühle schaffen. Herr Campbell antwortete, sagte dem Oberst seinen Dank für das Anerbieten, nahm dasselbe an, und versprach, daß die Bohlen bis zu der Zeit fertig seyn sollen, wo der See wieder offen seyn würde.

Endlich trat der Winter ein und mit ihm der gewöhnliche Schneefall. Capitän Sinclair nahm für längere Zeit Abschied von der Familie, zu großem Leide derselben, die ihm auf's Innigste anhing. Es wurde nun die Anordnung getroffen, daß bloß Malachi und John auf die Jagd gehen sollten, indem Heinrich mehr als hinreichende Beschäftigung in der Scheune hatte, und Martin und Alfred durch das Fällen der Bäume, durch das Fortschaffen derselben nach der Sägmühle,

sowie durch die Aufsicht auf diese, welche den größten Theil des Tages im Gange war, in Anspruch genommen wurde. Dieß waren die Anordnungen außerhalb der Thüren, und da seit dem Verlust des armen Percival die innerhalb der Thüren zu verrichtenden Obliegenheiten sehr bedeutend angewachsen waren, so mußten Mrs. Campbell und die Mädchen Herrn Campbell zur Hülfeleistung anrufen, wenn er gerade nicht nothwendig in dem Garten zu arbeiten hatte, was seine gewöhnliche Beschäftigung war. So ging nun der dritte Winter ruhig und sicher an ihnen vorüber, aber da sie so viele Beschäftigung hatten, so Vieles thaten, und so Vieles erwarteten, so ging er auch äußerst schnell vorüber.

Es war im Monat Februar, der Schnee lag sehr hoch auf dem Felde, und eines Tages kam Malachi auf die Mühle zu Alfred, wo er ihn allein fand, auf die Säge aufpassend, die in vollem Gang war, denn Martin war damit beschäftigt, die Balken zu behauen, und befand sich mehrere hundert Schritte weit entfernt.

„Ich bin erfreut, Sie allein zu sehen, Sir," sagte Malachi, „denn ich habe Ihnen etwas von großer Bedeutung zu sagen, und ich wünsche nicht, daß irgend Jemand etwas davon höre."

„Was ist es, Malachi?" fragte Alfred.

„Als ich gestern auf der Jagd war, Sir, kam ich an eine Stelle, an welcher ich in der letzten Woche ein Paar Damhirschhäute zurückgelassen hatte, und wollte sie jetzt mit nach Hause nehmen, da fand ich auf denselben einen Brief mit einigen Stacheln befestigt:

„Einen Brief, Malachi?"

„Ja, Sir, einen indianischen Brief. Hier ist er." Malachi zeigte ihm nun ein Stück Birkenrinde, auf welcher das folgende Facsimile eingegraben war.

„Nun," sagte Alfred, „es mag ein Brief seyn; aber ich gestehe, daß er für mich unverständlich ist. Ich kann nicht begreifen, wie Sie daraus ein Geheimniß machen können. Sagen Sie mir das."

„Nun, Sir, ich kann einen Ihrer Briefe nicht halb so gut lesen, als diesen, und der enthält Neuigkeiten von der höchsten Wichtigkeit. Es ist die indianische Art zu schreiben, und ich weiß also, von wem er kommt. Eine gute Handlung ist nie verloren, sagt das Sprichwort, und ich bin erfreut, daß ich hier eine Dankbarkeit eines Indianers finde."

„Sie machen mich in der That sehr neugierig, Malachi, das zu erfahren, was Sie meinen; von wem glauben Sie denn, daß der Brief komme?"

„Nun, Sir, sehen Sie dieses Zeichen hier?“ sagte Malachi, indem er auf eines der untersten Zeichen auf der Rinde deutete.

„Ja, es ist ein Fuß; nicht wahr?“

„Ganz richtig, Sir, und nun werden Sie wissen, von wem er kommt.“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Erinnern Sie sich zweier vergangener Winter, und daß wir auf ein indianisches Weib stießen, welches wir nach Hause trugen, und dem Ihr Vater ihren verrenkten Knöchel einrichtete.“

„Gewiß; ist er von ihr?“

„Ja, Sir, und Sie erinnern sich, daß ich sagte, sie gehöre zu dem Trupp, welcher der zornigen Schlange folge.“

„Ich erinnere mich dessen wohl; aber nun, Malachi, lesen Sie mir den Brief vor, denn ich bin äusserst ungeduldig, das zu erfahren, was sie schreibt.“

„Ich werde es, Herr Alfred. Nun sehen Sie, da ist die Sonne mehr als halb und mit diesen Punkten ist es die untergehende und nicht die aufgehende Sonne; die untergehende Sonne zeigt also den Westen an.“

„Nun gut, das ist, glaube ich, klar.“

„Das sind zwölf Wigwams, das ist zwölf Tagreisen für einen Kriegsmann, welche die Indianer auf fünfzehn Meilen für einen Tag rechnen. Wie viel macht zwölf mal fünfzehn, Sir?“

„Hundertachtzig, Malachi.“

„Nun gut, Sir, das will also sagen, es ist hundertachtzig Meilen dahin, oder von da. Die erste Figur ist nun ein Häuptling, denn sie hat eine Adlerfeder auf dem Kopf, und die voranstehende Schlange ist sein Totem: „„die zornige Schlange,““ und die andern sechs bedeuten die Anzahl des Trupps. Sie bemerken, daß der Häuptling und die erste Figur unter den sechsen eine Flinte in ihrer Hand haben, und dieß zeigt uns, daß sie alle zusammen nur zwei Flinten besitzen.“

„Sehr gut, aber was bedeutet die kleine Figur, welche, die Arme auf dem Rücken, dem Häuptlinge folgt?“

„Das ist das ganze Geheimniß des Briefes, Sir, ohne welches er gar keinen Werth hätte. Sie sehen, daß die kleine Figur ein paar Schneeschuhe über sich hat.“

„Ja, das sehe ich.“

„Nun, die kleine Figur ist Ihr Bruder Percival, welchen wir für todt hielten.“

„Gütiger Himmel! Ist es möglich?“ rief Alfred aus. „Er wäre also am Leben.“

„Daran ist hiernach nicht zu zweifeln, Sir,“ versetzte Malachi, „und nun will ich Ihnen den ganzen Brief erklären. Ihr Bruder Percival wurde durch die zornige Schlange und seine Bande aufgefangen, und an einen Ort gebracht, welcher hundert und achtzig Meilen westwärts liegt. Diese Kunde kommt von dem indianischen Weibe, welches sich bei seinem Trupp befindet, und deren Leben durch Ihre Güte erhalten wurde. Ich glaube nicht, Herr Alfred, daß irgend ein weißer Mensch einen Brief hätte schreiben können, der klarer und seinem Zweck gemäßer wäre.“

„Ich stimme mit Ihnen überein, Malachi, aber die Nachricht hat mich so überrascht, und ich bin von Freude und von Angst so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich sage. Percival lebt! Wir werden ihn wieder bekommen, wenn wir auch tausend Meilen zu gehen und zweitausend Indianer zu besiegen hätten. O, wie glücklich das meine Mutter machen wird! Aber was sollen wir thun, Malachi? Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!“

„Wir müssen nichts thun, Sir,“ entgegnete Malachi.

„Nichts, Malachi!“ erwiederte Alfred überrascht.

„Nein, Sir, wenigstens für jetzt nicht. Wir haben die Nachricht, daß der Knabe am Leben ist, wenigstens ist das zu vermuthen; daraus folgt, daß die In-

dianer nicht wissen, daß wir solch' eine Nachricht erhalten haben, und sie würden, wenn sie das wüßten, das Weib auf der Stelle tödten. Die erste Frage, Sir, die wir an uns selbst stellen müssen, ist die, warum sie den Knaben gefangen haben; denn sie würden sich nicht die Mühe gegeben haben, einen kleinen Knaben in dieser Weise zu fangen, wenn sie nicht irgend eine Absicht dabei gehabt hätten."

„Es ist die wahre Frage, die ich aber an Sie stellen muß, Malachi."

„Wohlan, Sir, ich will sie nach meinem besten Wissen und Gewissen beantworten, und ich beantworte sie also: Die zornige Schlange kam in die Ansiedlung und sah unsern Vorrath an Pulver und Kugeln, so wie von vielen andern Dingen. Sie würde uns im letzten Winter angegriffen haben, wenn sie eine Gelegenheit gefunden, und eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Einer von der Bande wurde getödtet, dieß zeigte ihnen, daß wir auf der Hut seyen, und daß das Unternehmen scheitern würde. Er beschränkte sich also darauf, den Knaben aufzufangen, den wir zu der Zeit hinter uns ließen, als Sie von dem Panther verwundet, und von uns fortgetragen wurden, und er beabsichtigt, einen Handel mit uns durch seine Zurückgabe zu schließen. Dieß ist meine Ueberzeugung."

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie recht haben, Malachi," sagte Alfred nach einer Pause. „Wir müssen daher aus der Noth eine Tugend machen, und ihm geben, was er verlangt."

„Nein, nein, Sir; wenn wir das thun würden, so würden wir ihn anfeuern, ihn wieder zu stehlen."

„Was sollen wir denn aber thun?"

„Ihn bestrafen, wenn wir können. Jedenfalls müssen wir jetzt warten, und wir dürfen nichts unternehmen. Genug, daß wir wissen, daß wir Nachricht davon haben, daß der Knabe in ihrer Gewalt ist, und daß er unter gewissen Bedingungen, wahrscheinlich in

diesem Frühjahre, zurückgegeben werden wird. Wir haben also Zeit, zu bedenken, was wir thun sollen."

„Ich glaube, Sie haben Recht, Malachi."

„Ich hoffe, ihn jetzt zu überlisten, Sir," versetzte Malachi, „aber wir werden sehen."

„Nun gut, Malachi; werden wir aber dieses jemand wissen lassen, oder es als Geheimniß bewahren?"

„Ich habe darüber nachgedacht, Sir. Wir dürfen bloß Martin und die Erdbeere in das Geheimniß ziehen, und ich will es diesen erzählen, weil sie Indianer waren, wie ich es war. Wenn sie auch zu jemand kommen mögen, so haben wir nicht zu fürchten, daß sie es erzählen. Martin versteht das wohl, und was die Erdbeere betrifft, so ist sie so vorsichtig, daß sie es gewiß nicht merken läßt."

„Sie haben recht; aber welche Freude würde es meinem Vater und meiner Mutter machen!"

„Ja, Sir, und auch der ganzen Familie, daran zweifle ich nicht; aber nur für die ersten Stunden, nachdem Sie es Ihnen erzählt haben würden. Aber welchen Schmerz würde es ihnen mehrere Monate hindurch verursachen. Banges Hoffen macht das Herz siech, pflegte mein Vater aus der Bibel zu lesen, und das ist auch die Wahrheit, Sir. Sie müssen nur berücksichtigen, wie Ihr Vater, und vorzüglich Ihre Mutter, die ganze Zeit hindurch aufgeregt und erschüttert seyn würden, und welchen Zustand von Angst sie ertragen müßten. Sie würden weder essen noch schlafen können. Nein, nein, Sir, es würde eine Grausamkeit seyn, ihnen das zu erzählen, und grausam dürfen wir nicht seyn. Vor dem Frühlinge kann jedenfalls nichts geschehen, und wir müssen warten, bis die Boten zu uns kommen."

„Sie haben recht, Malachi; machen Sie also, wie Sie gesagt haben, Martin und seinem Weibe Ihre Mittheilungen, und ich will das Geheimniß so treu wie jene bewahren."

„Eine Hauptsache ist es, daß wir wissen, wo der Knabe ist," bemerkte Malachi, „denn wenn es nothwendig seyn sollte, einen Streifzug nach ihm zu machen, so wissen wir, welche Richtung wir einzuschlagen haben. Nebst dem ist es eine Hauptsache, die Stärke des Feindes zu kennen, damit wir wissen, wie stark wir in dem Falle seyn müßten, daß es nothwendig wäre, ihn mit Gewalt oder durch List zu befreien. Dieses Alles erfahren wir durch den Brief, und brauchen es nicht durch einen Boten zu erforschen, den wir an die zornige Schlange schicken, deren Kopf ich zu zertreten hoffe, ehe ich noch mit ihr zu thun gehabt habe."

„Wenn ich ihn treffe, muß einer von uns beiden fallen!" sprach Alfred.

„Das bezweifle ich nicht, Sir," entgegnete Malachi; „aber wenn wir den Knaben durch andere Mittel wieder erlangen können, ist es um so besser. Ein Mann, er mag gut oder schlimm seyn, hat nur ein Leben, und Gott hat es ihm gegeben. Es geziemt sich für die schwache Kreatur nicht, ohne Noth es wegzuwerfen. Ich hoffe, den Knaben ohne Blutvergießen wieder zu bekommen."

„Und ich bin gesonnen, ihn ohne irgend eine Bedingung wieder zu erlangen; Malachi; können wir das, wie Sie sagen, ohne Blutvergießen, um so besser; aber bekommen will ich ihn, wenn ich auch hundert Indianer tödten müßte!"

„Das ist ganz recht, Sir, das ist ganz recht; aber das soll unser letztes Hülfsmittel seyn. Erinnern Sie sich daran, daß die Indianer Pulver und Kugeln wollten, nicht das Leben des Knaben; erinnern Sie sich daran, daß, wenn wir nicht so sorglos gewesen wären, ihn durch den Anblick dessen in Versuchung zu führen, was so großen Werth für ihn hat, er uns dieses nie zugefügt haben würde."

„Das ist wahr, Malachi, ich werde in Allem nach Ihrer Meinung handeln.“

Die Unterredung wurde hier abgebrochen, Alfred und alle in das Geheimniß Eingeweihten verriethen nie das Geringste von diesem. Der Winter ging ohne irgend eine Störung vorüber, ehe der Schnee verschwand, waren die Samen zum Säen hergerichtet, und der Weitzen, der nicht zur Saat erforderlich war, wurde gemahlen und in die Mehltonnen gebracht. Die Bohlen waren geschnitten, und Alles war für die erste Anforderung vom Fort bereit. So endigte sich der dritte Winter in Canada.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Es war nun April, und einige Tage waren Malachi und John, welchen die Erdbeere Hülfe leistete, sehr beschäftigt, denn es war die Zeit gekommen, die Ahornbäume anzuzapfen, um Zucker zu machen, und Mrs. Campbell hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sie so mit einem Artikel versehen werden möchte, dessen Verbrauch so allgemein war, und den sie nur durch die nach Montreal gehenden Fahrzeuge erhalten konnte. Am Abende waren Malachi und John wie gewöhnlich beschäftigt, kleine Tröge aus dem zarten Holze der Balsamtanne zu schnitzen, und sie hatten bereits eine große Menge derselben gefertigt. Mrs. Campbell fragte nun, wie der Zucker zu Wege gebracht werde.

„Sehr leicht, Ma'am, wir zapfen die Bäume an.“

„Ja, so sagten Sie wohl; aber wie machen Sie es? Erklären Sie mir die ganze Sache.“

„Nun, Ma'am, wir suchen die Ahornbäume aus, deren Stamm bereits einen Fuß stark an dem Boden ist; denn diese geben den meisten Zucker. Wir bohren

dann ein Loch in den Stamm des Baumes, zwei Fuß hoch über der Erde, und in dieses Loch stecken wir ein hohles Rohr, gerade so, wie wenn wir einen Hahnen in ein Faß stecken. Der Saft rinnt heraus und in einen von den Trögen, welche wir ausgehöhlt haben."

„Nun, und was thun Sie weiter?"

„Wir sammeln alle Morgen diesen Saft, bis wir genug haben, um die Kessel zu füllen, und in diesen sieden wir ihn dann."

„Welche Kessel wollen Sie denn gebrauchen?"

„Es sind zwei in dem Lagerhause, die jetzt nicht gebraucht werden, und die unserm Vorhaben vollkommen entsprechen, Ma'am. Sie halten jeder ein Oxhoft. Wir werden sie in die Wälder mitnehmen, in sie den Saft schütten und diesen dann sieden, so bald die Kessel voll sind. Sie müssen kommen und uns am Tage des Siedens zusehen; wir können da einen fröhlichen Tag in den Wäldern haben."

„Herzlich gerne," erwiederte Mrs. Campbell. „Wie viel Saft bekommen Sie von jedem Baume?"

„Zwei oder drei Gallonen," entgegnete Martin, „manchesmal mehr, manchesmal weniger. Wenn wir die Bäume angezapft und die Rohre hineingesteckt haben, dann brauchen wir vor vierzehn Tagen nichts mehr zu thun. Die Erdbeere kann das Alles besorgen und sie läßt es uns wissen, wenn sie fertig ist."

„Zapfen Sie die Bäume jedes Jahr an?"

„Ja, Ma'am, und ein guter Baum kann fünfzehn oder zwanzig Jahre lang angezapft werden, dann steht er aber ab."

„Das will ich glauben; denn Sie nehmen ja dem Baume zu viel Saft."

„Das ist wohl wahr, Ma'am; aber an Zucker-Ahorn ist kein Mangel in diesen Wäldern."

„Sie haben uns Honig versprochen, Malachi," sagte Emma; „aber wir haben noch keinen gesehen. Können Sie uns welchen verschaffen?"

„Im letzten Herbste hatten wir keine Zeit dazu; aber wir wollen sehen, was wir in diesem Herbste ausrichten können. Wenn John und ich in den Wäldern sind, werden wir wohl, ohne sehr weit zu gehen, einen Honigbaum finden. Ich hatte im Sinne, nach einigen mich umzusehen, wenn Sie mich auch nicht daran erinnert hätten."

„Ich weiß einen," sagte Martin, „ich habe ihn vor ungefähr vierzehn Tagen bezeichnet; aber ich vergaß ganz darauf. Seit die Mühle errichtet ist, habe ich wenig Zeit für etwas anderes gehabt. Wir haben in der That jetzt Alle genug zu thun."

„Das ist gewiß wahr," entgegnete Heinrich lachend; „ich wünschte das Ende meiner Arbeit in der Scheune voraussehen zu können. Ich zweifle sehr, daß ich diesen Winter mit meiner Flinte werde ausgehen können."

„Nein, Sir, Sie müssen die Wälder mir und John überlassen. Kümmern Sie sich darum nicht, Sie werden Wildpret genug haben," entgegnete Malachi. „Brauchen Sie morgen die Schleife, Herr Alfred?"

Malachi sprach von einer kleinen Schleife, welche er während des Winters gemacht hatte, und die nun sehr nützlich war, denn man konnte darauf ohne Pferde Gegenstände von einem Platze zum andern schaffen. Sie wurde von Alfred dazu benützt, die Mehlsäcke, so bald sie in der Mühle gefüllt worden waren, in das Lagerhaus zu bringen.

„Ich kann sie einige Tage entbehren. Was wollen Sie damit anfangen?"

„Den Honig nach Hause bringen," sagte Emma lachend.

„Nein, Miß, die Kessel in die Wälder führen," entgegnete Malachi, „damit sie bereit sind, den Saft aufzunehmen. So wie wir die Bäume angezapft haben, wollen wir uns nach dem Honig umsehen."

„Wollt Ihr Eure Felle mit den Schiffen nach Montreal schicken?“ fragte Herr Campbell.

„Ja, Vater,“ erwiederte Alfred. „Herr Emmerson versprach, sich damit zu belasten und sie einem Agenten zu überliefern; aber wir haben in diesem Jahre nicht so viel als im vorigen. John hat unter uns Allen den größten Pack.“

„Ja, er übertrifft mich dieses Jahr,“ sagte Malachi; „er verlangt immer den ersten Schuß zu thun. Ich wußte, daß ich einen Jäger aus dem Knaben machen würde. Er kann nun für sich selbst hinausgehen und es so machen, wie ich es machte.“

Am nächsten Morgen ging Malachi in die Wälder und führte die Kessel und alle Tröge auf der Schleife mit sich; während des Tages war er damit beschäftigt, die Bäume anzuzapfen und die hohlen Stäbe in die Löcher zu stecken. Die Erdbeere und John begleiteten ihn, und bei Sonnenuntergang war die Arbeit vollbracht.

Als sie am folgenden Morgen hinausgingen, nahmen Malachi und John bloß ihre Axt mit sich, denn John konnte, so klein er noch war, mit derselben vortrefflich umgehen. Zunächst gingen sie zu dem Baume, welchen Martin entdeckt und ihnen so genau bezeichnet hatte, daß sie ihn auffinden konnten. Sie hieben ihn an, allein sie hatten nicht im Sinne, bei Nacht den Honig zu holen, sie zündeten daher ein Feuer an, warfen, um die Bienen zu vertreiben, abgefallene Blätter, welche sie zusammentrugen, darauf, und machten so einen großen Rauch; dann öffneten sie den Baum und gewannen fast zwei Eimer voll Honig, welchen sie der Familie brachten, als sie im Begriffe war, zu Bette zu gehen. Als sie am folgenden Morgen hinauskamen, fanden sie einen Bären mit dem Ueberbleibsel der Honigscheiben sehr beschäftigt; aber das Thier machte sich

aus dem Staube, bevor sie auf dasselbe schießen konnten.

Jeden Morgen ging die Erdbeere hinaus, und sammelte den Saft, der aus den Bäumen geflossen war; sie schüttete ihn dann in die Kessel, welche durch Malachi so aufgestellt worden waren, daß man zu jeder Zeit ein Feuer unter denselben anschüren konnte. Sie setzten ihre Nachforschungen fort und fanden noch mehr Bienenschwärme; sie bezeichneten die Bäume und behielten sich vor, sie später, nach ihrem Belieben, zu holen. In vierzehn Tagen hatten sie hinreichend Saft von den Bäumen gesammelt, um beide Kessel bis an den Rand zu füllen, wobei ihnen noch verschiedene Tröge voll übrig blieben. Die Feuer wurden nun unter den Kesseln angeschürt, und es wurde der Mrs. Campbell und den Mädchen Nachricht gegeben, daß sie am folgenden Tage hinausgehen sollten, um den Geschäften zuzusehen; indem der Saft gegen Mittag in die Kühlfässer gebracht werden würde, welche einige von den Waschzubern waren, und zu diesem Zwecke gehörig gereinigt worden.

Das war eine Lust in den Wäldern; sie bereiteten ein kaltes Mittagessen, thaten es in einen großen Korb, und übergaben diesen Heinrich. Herr Campbell vereinigte sich mit der Gesellschaft und sie saßen Alle auf dem Platz umher, welcher zwei Meilen entfernt war. Bei ihrer Ankunft besichtigten sie die Bäume und die Tröge, in welche der Saft zuerst floß, die Kessel, in welchen der Saft nun über dem Feuer gelinde kochte, und fragten Malachi darüber, damit sie, wenn es nöthig seyn sollte, im Stande seyn würden, den Zucker selbst zu bereiten. Hierauf wurde die erste Kühltonne mit dem siedenden Safte gefüllt, damit sie sahen, wie der Zucker krystallisirte, nachdem der Saft kalt geworden war. Dann setzten sie sich unter einen großen Baum und speis'ten zu Mittag. Der Baum war in einiger Entfernung von den Kesseln und warf keinen Schatten in den offenen Raum, an welchen Malachi die Kessel gebracht hatte.

Der Nachmittag wurde sehr angenehm zugebracht, indem Malachi und Martin ihre Geschichten und Abenteuer in den Wäldern erzählten. Als sie noch über dem Essen waren, streiften Oscar und die andern Hunde, welche sie begleitet hatten, auf ohngefähr hundert Schritte Entfernung herum und fingen plötzlich an gegen eine Höhle heftig zu bellen und zu murren.

„Was mögen die Hunde haben?“ sagte Alfred.

„Gerade was die Erdbeere vermißt, und mir sagte, daß sie es zu erlangen wünsche,“ entgegnete Martin, „wir wollen es morgen ausgraben.“

„Was ist es, Erdbeere?“ sagte Mary.

Die Erdbeere deutete auf ihre Moccasins und dann brachte sie ihren Finger auf die Stacheln von dem Stachelschweine, mit welchen diese geziert waren.

„Ich kenne das englische Wort nicht,“ sagte sie sanft.

„Sie meinen ein Stachelschwein, das Thier von welchem diese Rohre kommen?“ sagte Mary.

„Ja,“ entgegnete die Erdbeere.

„Ist also ein Stachelschwein da, Malachi?“ sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am, das ist gewiß; die Hunde wissen das sehr wohl, sonst würden sie keinen solchen Lärmen erheben. Wenn es Ihnen Freude macht, so wollen wir Schaufeln holen und es ausgraben.“

„Thun Sie das, ich bitte,“ sagte Emma. Es würde mich freuen, wenn ich es sehen würde; es soll unsere Abendunterhaltung seyn.“

Martin ging weg und holte die Schaufeln. Während seiner Abwesenheit wurde das Mittagessen weggeräumt, in den Korb gebracht, und es wurde Alles beseitigt, während die Hunde noch knurrten und bellten.

Es währte länger als eine Stunde, bevor sie das Thier ausgraben konnten, und als es zuletzt aus der Höhle hervorbrach, da konnten sie sich des Lachens nicht enthalten, über die außerordentlich schnelle Weise, mit

der einige Hunde an die Stacheln des Thieres sich stießen, welches keiner andern Waffe bedurfte; die Hunde rannten zurück mit zerstochenen Nasen, und dann griffen sie wieder an. Oscar kannte die Art des Angriffs, er wagte es, das Thier zu unterlaufen und umzuwerfen, so daß er es in der Magengegend erwischen konnte, und er würde das Thier auch bald getödtet haben, aber Martin fertigte das arme Thier mit einem Streiche auf die Nase ab, und die Hunde schossen dann auf dasselbe los. Sie suchten hierauf die schönsten Stacheln für die Erdbeere aus, und kehrten dann zu den Kühltonnen zurück, um zu sehen, wie sich der Zucker indessen gestaltet habe.

Als sie sich dem Platze näherten rief Emma aus: „Dort ist ein Bär! Schaut! An dem Kühlfasse dort.“

Malachi und John hatten sogleich ihre Flinten bereit; Mrs. Campbell und Mary waren sehr erschrocken, denn das Thier war nicht hundert Schritte von ihnen entfernt.

„Erschrecken Sie nicht, Ma'am,“ sagte Malachi. „Das Thier ist bloß des Zuckers wegen da; es liebt den Zucker gerade wie den Honig.“

„Ich zweifle nicht, daß es dasselbe Thier ist, welches Sie vor einigen Tagen bei der Honigscheibe sahen,“ sagte Martin. „Wir wollen stehen bleiben, wo wir sind, und ihn beobachten; es kann uns ein Paar Pfunde Zucker kosten, aber zuverläßig wird er ihnen Lachen erregen.“

„Ich sehe in der That nichts Lächerliches an solch' einem schrecklichen Thiere,“ sagte Mrs. Campbell.

„Sie sind ganz sicher, Ma'am,“ sagte Martin; „Malachi und John haben beide ihre Flinten.“

„So will ich denn ihnen vertrauen,“ sagte Mrs. Campbell; „aber ich würde vorziehen, zu Hause zu seyn. Welch' ein großes Thier es ist!“

„Ja, Ma'am, es ist ein sehr großes Thier; das ist gewiß; aber zu der gegenwärtigen Zeit sind diese Thiere nicht fett. Sehen Sie, wie er den Saft beriecht — jetzt hebt er sich empor, damit er ihn mit der Zunge

versuchen kann. Damit ist er aber nicht zufrieden, da er ihn nun einmal geschmeckt hat. Sie werden es sehen."

Die Augen der ganzen Gesellschaft, zum Theil erschrocken und zum Theil nicht, waren nun auf den Bären gerichtet, welcher das, was er versucht hatte, als eine Probe betrachtete, und nun sich anschickte, sich selbst freigebiger zu bedenken.

Er legte also eine seiner Tatzen in den Inhalt der Kühltonne, in welcher bereits die Oberfläche des Saftes kalt war; der untere Theil aber war immer noch heiß und er hatte nicht länger als einen Moment seine Tatze hineingehalten, als er sie schon wieder mit einem lauten Brummen herauszog, sich auf seinen Hinterbeinen, auf welchen er saß, aufrichtete, und seine verbrannte Tatze in der Luft hin und her bewegte.

„Ich sagte es ja," bemerkte Malachi kichernd, „er hat es heißer gefunden, als er dachte."

„John, Alfred und Martin lachten laut auf, als sie dieses sahen, und auch Mrs. Campbell und die beiden Mädchen konnten sich des Lachens nicht enthalten.

„Er wird es noch einmal versuchen," sagte Martin.

„Ja, das wird er," entgegnete Malachi. „John, machen Sie sich mit Ihrer Flinte fertig, denn das Thier hat uns gesehen."

„Nun, er wird doch diesen Weg nicht kommen?" rief Mrs. Campbell aus.

„Ja, Ma'am, es ist das Wahrscheinlichste, wenn er erzürnt ist; Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten."

„Ich fürchte mich sehr, Malachi," sagte Mary.

„Dann werden Sie vielleicht besser thun, auf fünfzig Schritte mit Herrn Campbell zurückzugehen, wo Sie Alles ohne Gefahr sehen werden. Da, er wiederholt es, ich wußte, daß er es thun wird."

Martin, welcher alle Hunde mit einem Riemen von Hirschfell zusammengebunden hatte, so wie er den Bären bemerkte, ging nun mit Herrn und Mrs. Campbell und den Mädchen zurück.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Ma'am," sagte Martin. „Die Flinten werden ihr Ziel nicht verfehlen, und wenn sie es thun sollten, so lasse ich die Hunde auf ihn los, und ich denke, Oscar wird mit Hülfe der Andern über ihn Herr werden. Nun, hab' Acht Oscar! habt Acht, Hunde, dort, dort. Sehen Sie die Erdbeere, Ma'am, sie fürchtet sich nicht, ihr Lachen tönt gleich einem silbernen Glöckchen."

Inzwischen hatte sich der Bär abermals über die Kühltonne gemacht und brannte sich wieder wie früher; diesmal wurde er zorniger, und er brummte wieder, und als er sah, daß mit ihm Scherz getrieben werde, und zwar von denen, die ihn betrachteten, so stürzte er gegen diese schnell los.

„Nun, John," sagte Malachi, „legen Sie auf ihn an, zielen Sie wohl und zwischen seine Augen."

John kniete dann vor Malachi nieder, welcher seine Flinte gleichfalls fertig hatte; aber zum Schrecken der Mrs. Campbell ließ er das Thier auf zwanzig Schritte zu sich herkommen. Jetzt erst feuerte er, und das Thier stürzte todt nieder, ohne sich weiter zu regen.

„Ein guter Schuß! Sehr gut getroffen!" sagte Malachi, indem er auf den Bären losging. „Lassen Sie die Hunde los, Martin, damit sie den Körper der Bestie herumzerren, das wird ihnen gut thun."

Martin that so, die Hunde stürzten auf das Thier los, und es wurde ihnen gestattet, einige Minuten an dem Thiere zu reißen und zu zerren, dann wurden sie zurückgezogen. In der Zwischenzeit waren Herr Campbell und die Damen zu der Stelle hergekommen, wo das Thier lag.

„Nun, Ma'am, ist John nicht ein kaltblütiger Schütze?" sagte Malachi. „Hätte es der älteste Jäger besser machen können?"

„Mein lieber John, Du hast mich sehr erschreckt," sagte Mrs. Campbell. „Warum ließest Du das Thier so nahe gegen Dich herankommen?"

„Weil ich vorhatte, es todt zu schießen, und es nicht bloß zu verwunden," entgegnete John.

„Es ist gewiß," bemerkte Malachi, „daß es schlimmer ist, einen Bären zu verwunden, als ihm allein zu begegnen."

„Nun ganz gewiß haben Sie aus John einen Jäger gemacht, Malachi," sagte Herr Campbell, „ich hätte nie geglaubt, daß ein solcher Junge so großen Muth und so viele Geistesgegenwart haben könne."

John wurde von Allen außerordentlich gelobt, wie er es verdiente, und Malachi sagte dann:

„Das Fell gehört John, das ist natürlich."

„Sind die Bären jetzt gut zu essen?" fragte Mrs. Campbell.

„Nicht sehr," versetzte Malachi, denn sie haben all' ihr Fett während des Winters verzehrt, indessen wollen wir doch die Beine zu Schinken abschneiden, und wenn sie eingesalzt und geräuchert sind, wie anderes Fleisch, so werden Sie finden, daß ein Bärenschinken eine Speise ist, welche Jedermann gut nennt. Kommen Sie, John, wo ist Ihr Messer? Martin, gehen Sie uns zu Hand, während Herr Campbell und die Damen nach Hause gehen."

Vierunddreißigstes Kapitel.

In der ersten Woche des Juni bemerkte Malachi, welcher in die Wälder hinausgegangen war, einen Indianer, der auf ihn zukam. Dieser war ein Jüngling von zwanzig oder ein und zwanzig Jahren, schlank und augenscheinlich albern; er trug seinen Bogen, Pfeile und einen Tomahawk, hatte aber keine Flinte. Malachi saß in dem Augenblicke auf dem Stamme eines gefällten Baumes; er war nicht mehr als zwei Meilen vom Hause entfernt, und mit seiner Flinte ohne besondere

Absicht ausgegangen, obgleich er erwartete, daß er bald eine Nachricht von den Indianern erhalten werde. Er wünschte daher diesem eine Gelegenheit zu geben, mit ihm zu sprechen. Der Indianer kam auf Malachi zu, setzte sich neben ihn nieder, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ist mein Sohn aus dem Westen," sagte Malachi in indianischer Sprache zu ihm, nachdem er einige Minuten geschwiegen hatte.

„Die junge Otter ist aus dem Westen," versetzte der Indianer, „die alten Männer haben ihm von dem grauen Dachse erzählt, der das Leben einer Schlange gehabt, und der mit den Vätern derer gejagt hat, die nun alt sind. Lebt mein Vater mit dem weißen Manne?"

„Er lebt mit dem weißen Manne," versetzte Malachi; „er hat kein indianisches Blut in seinen Adern."

„Hat der weiße Mann Vieles in seiner Hütte?" fuhr der Indianer fort.

„Ja, viele junge Männer und viele Flinten!" versetzte Malachi.

Der Indianer setzte die Unterredung nicht fort, und daher trat ein Schweigen von einigen Minuten ein. Malachi war überzeugt, daß der junge Indianer abgeschickt worden, um Nachricht zu geben, daß Percival noch am Leben und gefangen sey, und er entschloß sich daher, geduldig abzuwarten, bis dieser den Gegenstand berühren würde.

„Tödtet die Kälte den weißen Mann nicht?" sagte endlich der Indianer.

„Nein, der weiße Mann kann das Eis des Winters so gut ertragen, wie ein Indianer. Er jagt ebenso gut, und bringt ebenso gut Wild zurück."

„Sind Alle, welche mit ihm gekommen sind, nun in der Hütte des weißen Mannes?"

„Nein, ein weißes Kind schläft im Schnee, und ist in dem Lande der Geister," erwiederte Malachi.

Hier trat abermals eine Pause von einigen Minuten ein, dann fuhr der Indianer fort:

„Ein kleiner Vogel sang in mein Ohr, und sagte: Des weißen Mannes Kind ist nicht todt, es ging in die Wälder, bis es die Indianer fanden und in ein Wigwam in dem entferntesten Westen brachten."

„Hat der kleine Vogel die junge Otter nicht belogen?" entgegnete Malachi.

„Nein, der kleine Vogel sang die Wahrheit," versetzte der Indianer. „Der weiße Knabe ist am Leben, und in der Hütte des Indianers."

„Es sind viele weiße Männer in der Gegend, welche Kinder haben," antwortete Malachi, „und Kinder werden oft verloren. Der kleine Vogel mag von dem Kinde eines andern weißen Mannes gesungen haben."

„Der weiße Knabe hatte eine Flinte in der Hand und Schneeschuhe an den Füßen."

„Das haben Alle, welche im Winterschnee auf das Jagen gehen," bemerkte Malachi.

„Aber der weiße Knabe wurde in der Nähe der Hütte des weißen Mannes gefunden."

„Warum haben denn die Indianer den Knaben nicht zu dem weißen Manne gebracht, als sie ihn fanden?"

„Sie waren auf dem Wege nach ihrem eigenen Wigwam und konnten nicht umkehren; sie fürchteten überdies zu der Hütte des weißen Mannes zu gehen, nachdem die Sonne untergegangen war, denn mein Vater sagt: er habe viele junge Männer und viele Flinten."

„Aber der weiße Mann feuert seine Flinten nicht auf die Indianer ab, sie mögen bei Tag oder bei Nacht kommen," sagte Malachi. „Bei Nacht tödtet er die heulenden Wölfe, wenn sie nahe an seine Hütte kommen."

Der Indianer schwieg; bei diesen Worten Malachis erkannte er, daß die Wolfshaut, mit welcher der Indianer bedeckt war, als er um die Palisaden kroch und von John geschossen wurde, gefunden worden war. Nach einer Weile setzte Malachi die Unterredung fort:

„Ist die junge Otter von einem nahen Stamme?"

„Die Hütten unseres Stammes sind zwölf Tagreisen westwärts,“ entgegnete der Indianer.

„Der Häuptling von dem Trupp der jungen Otter ist wohl ein großer Krieger?“

„Er ist es,“ antwortete der Indianer.

„Ja,“ versetzte Malachi, „die zornige Schlange ist ein großer Krieger. Schickte er die junge Otter zu mir, um mir zu sagen, daß der weiße Knabe noch lebe und in seinem Wigwam sey.“

Der Indianer verstummte wieder, denn er erkannte, daß Malachi wisse, woher und von wem er komme. Endlich sagte er:

„Es sind viele Monate seit die zornige Schlange den weißen Knaben gefunden hat, und sie hat ihn mit ihrem Wilde genährt; sie hat viele Monate gejagt, um ihm seine Nahrung zu geben, und der weiße Knabe liebt die zornige Schlange wie einen Vater, und die zornige Schlange liebt den Knaben wie ihren Sohn. Sie will ihn an Kindesstatt annehmen und der weiße Knabe wird der Häuptling des Stammes werden. Er will die weißen Männer vergessen und wie ein Indianer roth werden.“

„Der Knabe ist von dem weißen Manne vergessen, der ihn schon lange unter die Todten gezählt hat,“ entgegnete Malachi.

„Der weiße Mann hätte kein Gedächtniß, um so bald zu vergessen,“ entgegnete der Indianer; „es ist nicht so. Er würde manche Geschenke dem geben, der ihm den Knaben zurückbrächte.“

„Und welche Geschenke könnte er machen?“ bemerkte Malachi. „Der weiße Mann ist arm und jagt mit seinen jungen Männern, wie die Indianer jagen. Was hätte der weiße Mann zu geben, um die Indianer zu erfreuen, er hat keinen Whysky.“

„Der weiße Mann hat Pulver, Blei und Flinten,“ entgegnete der Indianer, „mehr als er brauchen kann, liegen in seinem Lagerhause.“

„Und will die zornige Schlange den weißen Knaben zurückbringen, wenn ihr der weiße Mann Pulver, Blei und Flinten gibt?“ fragte Malachi.

„Sie will eine weite Reise machen und den weißen Knaben zurückbringen,“ entgegnete der Indianer; „aber zuerst soll der weiße Mann sagen, welches Geschenk er geben will.“

„Es soll mit ihm gesprochen werden,“ entgegnete Malachi, „und seine Antwort soll gebracht werden; aber die junge Otter darf nicht zu der Hütte des weißen Mannes gehen. Eine Rothhaut ist nicht sicher vor den Flinten der jungen Männer. Wenn der Mond voll ist, will ich der jungen Otter Antwort sagen, wenn die Sonne niedergegangen ist, auf der Westseite der langen Wiese. Ist es so recht?“

„Gut,“ entgegnete der Indianer, welcher aufstand, sich auf dem Absatze herumdrehte und in den Wald hineinging.

Als Malachi nach dem Hause zurückkehrte, suchte er eine Gelegenheit, um Alfred das mitzutheilen, was sich soeben ereignet hatte. Nach einer kurzen Unterredung kamen sie überein, daß sie dem Capitän Sinclair, welcher diesen Morgen von dem Fort angekommen war, das anvertrauen wollten, was sich ereignet hatte, um mit ihm über das weitere Benehmen sich zu berathen. Capitän Sinclair war ebenso überrascht als entzückt, als er vernahm, daß Percival noch lebe, und interessirte sich sehr für die Sache.

„Die Hauptfrage ist, ob es nicht besser sey, auf die Bedingungen dieses Schurken von einem indianischen Häuptlinge einzugehen,“ bemerkte Capitän Sinclair. „Was sind einige Pfund Pulver und eine oder zwei Flinten im Verhältniß zu dem Glücke, welches durch Percivals Rückkehr seinen Aeltern zu Theil wird, die ihn so lange als todt beweint haben.“

„Das ist es nicht, Sir,“ entgegnete Malachi. „Ich weiß, daß Herr Campbell sein ganzes Lagerhaus

hingeben würde, um den Knaben wieder zu erlangen; aber wir müssen darauf sehen, was die Folge davon seyn würde, wenn wir so handelten. Es ist gewiß, daß die zornige Schlange mit einem unbedeutenden Geschenke nicht zufrieden gestellt seyn würde. Gewiß, wird er viele Flinten, vielleicht mehr als wir auf dem Gute haben, und in demselben Verhältnisse Pulver und Kugeln fordern, denn er hat mit vielen weißen Menschen sich abgegeben, besonders als die Franzosen da waren, und er weiß, wie gering wir dergleichen Dinge achten und wie sehr wir unsere Kinder lieben. Zunächst, Sir, liefern Sie dadurch ihm und seiner Bande Waffen, welche er gegen uns zu irgend einer andern Zeit gebrauchen kann, und die ihn wirklich furchtbar machen, und dann ermuthigen Sie ihn, irgend ein anderes Wagstück zu unternehmen, um ein ähnliches Geschenk zu erhalten, denn er ist nicht thöricht. Erinnern Sie sich, Sir, jedenfalls daran, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen von seiner Bande getödtet haben, als derselbe herkam, um in einer Wolfshaut das Haus zu recognosciren. So etwas wird nie vergessen, vielmehr sobald als möglich gerächt. Nun, Sir, wenn wir ihm Waffen und Munition geben, legen wir die Mittel zur Rache in seine Hände, und es sollte mich durchaus nicht überraschen, wenn wir uns eines Tages von ihm und seiner Bande angegriffen, und uns vielleicht durch dieselben Flinten besiegt sehen würden, welche wir nach Ihrem Vorschlage ihnen gegeben haben."

„Was Sie da sagen, ist nur zu wahr und zu verständig, Malachi. In der That, ich denke, daß wir über diesen Punkt zuerst entscheiden müssen, und daß wir in seine Bedingungen nicht willigen sollen. Aber was sollen wir dann thun, um den Knaben wieder zu erlangen?"

„Das ist die Frage, welche auf mir lastet," entgegnete Alfred, „denn ich stimme vollkommen mit Ma-

lachi überein, daß wir ihm Waffen und Munition nicht geben dürfen, und ich zweifle, daß er irgend etwas Anderes annimmt."

„Nein, Sir, das wird er nicht, dafür stehe ich gut," entgegnete Malachi; „ich denke daher, daß nur ein Weg ist, der uns irgend eine Aussicht eröffnet."

„Welchen Gedanken haben Sie denn, Malachi?"

„Die zornige Schlange und seine Bande hat uns ausgespürt, und wären wir nicht so sehr auf unserer Hut gewesen, so würden sie uns angegriffen und alle gemordet haben, das ist klar. Sie konnten dies nicht; sie raubten daher Percival und behielten ihn zurück, um ihn nur gegen den von ihnen festgesetzten Preis zurückzugeben. Nun, Sir, kam die junge Otter zu uns, und erbot sich, wieder zu kommen. Wir haben ihm für sicheres Geleit keine Bürgschaft geleistet, und daher müssen wir, wenn er wieder kommt, einen Hinterhalt für ihn bereit haben, um ihn zum Gefangenen zu machen. Dazu bedürfen wir aber, Sir, den Beistand des Obersten, denn er muß auf dem Fort eingeschlossen werden, weil wir ihn auf dem Gute nicht verwahren können. Zunächst ist dieses darum nicht möglich, weil wir sonst das Geheimniß vor Herrn und Mrs. Campbell nicht bewahren könnten, und dann würden wir jede Nacht einen Angriff wegen seiner Befreiung zu gewärtigen haben. Wenn aber der Oberst alle Umstände erfährt und uns beistehen will, dann können wir den indianischen Burschen gefangen nehmen und als Geißel für Meister Percival so lange zurück behalten, bis wir mit der zornigen Schlange ein Uebereinkommen getroffen haben werden."

„Ihr Gedanke Malachi, gefällt mir sehr wohl," entgegnete Capitän Sinclair, „und wenn Alfred mit mir übereinstimmt, will ich den Oberst von Allem in Kenntniß setzen, wenn ich diese Nacht nach Hause kehre, und ich werde sehen, ob er damit einverstanden ist, daß

wir einen solchen Schritt thun. Wann werden Sie mit dem Indianer zusammen kommen, Malachi?"

„In drei Tagen, das ist am Donnerstage; es wird Vollmond, und dann treffe ich mit ihm bei Nacht am Ende der Wiese nächst dem Fort zusammen. Es wird nicht schwer halten, alles das auszuführen, was wir vorhaben, ohne daß Herr und Mrs. Campbell etwas von dem erfahren, was stattgefunden hat."

„Ich denke, wir können etwas Besseres nicht thun, als was Sie vorgeschlagen haben," sagte Alfred.

„So sey es denn," antwortete Capitän Sinclair. „Ich werde morgen wieder hier seyn — nein, nicht morgen, übermorgen wird es besser seyn, und dann will ich Ihnen die Antwort des Obersten mittheilen, und die Anordnungen treffen, welche nothwendig sind."

„Das ist alles recht, Sir," versetzte Malachi, „und nun hat jeder sein eigenes Geheimniß zu bewahren. Sie, Capitän Sinclair, werden vielleicht am besten thun, wenn Sie zu den jungen Damen zurückkehren, denn Miß Mary möchte sich einbilden, daß das von einer sehr großen Bedeutung seyn müsse, was Sie so lange von ihr ferne gehalten hat." Malachi lächelte, als er diese Bemerkung schloß.

„In dieser Bemerkung liegt ein tiefer Sinn, Malachi," sagte Alfred lachend. „Kommen Sie, Sinclair."

Capitän Sinclair ging an diesem Abende noch weg und nach dem Fort zurück. Zur bestimmten Zeit kam er wieder und theilte ihnen mit, daß der Oberst ihren Plan, den jungen Indianer als Geißel zu behalten, vollkommen genehmige, und daß er ihn im Fort verwahren wolle, sobald er dorthin gebracht worden seyn würde.

„Nun, werden wir wirklich einen Beistand vom Fort bedürfen? Gewiß nicht, um einen armseligen indianischen Knaben zu fangen, wenigstens sagte ich dies zu dem Oberst," fuhr Capitän Sinclair fort.

„Nein, Sir, wir werden, wie Sie sagen, keinen Beistand nöthig haben. Ich bin mir selbst genug,

wenn es darauf ankommt, denn er ist nicht so stark, als man glaubt. Er ist klein, aber geschmeidig wie ein Aal, und ebenso schwer zu halten, das ist gewiß. Wenn wir uns unserer Gewehre bedienten, würde es keine Schwierigkeit haben; aber ihn festzunehmen wird uns beiden Mühe kosten, und wenn er los käme, würde er uns beiden in's Gesicht lachen."

„Nun, Malachi, wie wollen wir es anfangen?"

„Ei nun, Sir, ich muß mit ihm zusammenkommen, und Sie, Alfred und Martin müssen in einiger Entfernung im Hinterhalte liegen und nach und nach sich uns leise nähern. Martin muß seinen Riemen von Hirschleder bereit halten, und wenn Sie ihn gepackt haben, ihn schnell binden. Martin ist geübt darin und weiß, was Gebrauch ist."

„Nun, wenn Sie denken, daß wir drei über ihn nicht Herr werden, so wollen wir Martin mitnehmen."

„Er ist nicht stark, Sir," versetzte Malachi; „aber er würde Ihnen augenblicklich aus den Fingern schlüpfen, wenn er nicht festgebunden ist. Wir wollen nun dahin gehen, wo ich ihn zu sprechen beabsichtige. Wir wollen den Platz besichtigen, und dann will ich sehen, wo Sie sich in Hinterhalt zu legen haben, denn morgen dürfen wir in dieser Richtung nicht beisammen gesehen werden, weil er uns sonst belauschen und Verdacht schöpfen könnte."

Sie gingen nun zu dem Ende nach der Wiese nächst dem Fort, welche ungefähr eine Meile von dem Hause entfernt war, und nachdem Malachi die Stelle ausersehen und ihnen gezeigt hatte, an welcher sie sich verbergen sollten, gingen sie wieder nach Hause. Alfred traf nun die Anordnung, wann und wo er und Martin mit dem Capitän Sinclair an dem bistimmten Tage zusammentreffen wollten.

Der nächste Tag ging vorüber, und als die Sonne hinter dem See hinabgesunken war, ging Malachi auf die Wiese. Er war keine zehn Minuten da, als der

junge Indianer vor ihm stand, wie früher mit seinem Tomahawk, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, während Malachi absichtlich ohne seine Flinte gekommen war.

Sobald Malachi den jungen Indianer bemerkte, setzte er sich nieder, wie es der herkömmliche Gebrauch bei ihnen ist, wenn man eine Unterredung hält, und die junge Otter folgte seinem Beispiele.

„Hat mein Vater mit dem weißen Manne gesprochen?“ sagte der Indianer nach kurzem Schweigen.

„Der weiße Mann weint über den Verlust seines Knaben, und sein Weib weint auch,“ versetzte Malachi. „Die zornige Schlange muß den Knaben wieder in die Hütte des weißen Mannes bringen und Geschenke erhalten.“

„Wird der weiße Mann freigebig seyn?“ fuhr der Indianer fort.

„Er hat Pulver, Blei, Flinten und Tabak; werden solche Geschenke der zornigen Schlange gefallen?“

„Die zornige Schlange hatte einen Traum,“ entgegnete der Indianer, „und erzählte mir diesen Traum. Sie träumte, daß der weiße Knabe in die Arme seiner Mutter, welche vor Freude weinte, gelegt worden sey, und daß der weiße Mann sein Lagerhaus geöffnet, und der zornigen Schlange zehn Flinten, zwei Tonnen Pulver und so viel Blei gegeben habe, als vier Männer wegtragen können.“

„Das war ein guter Traum,“ versetzte Malachi, „und er wird wahr werden, wenn der weiße Knabe seiner Mutter zurückgegeben wird.“

„Die zornige Schlange hatte noch einen andern Traum. Sie träumte, daß der weiße Mann sein Kind erhalten und die zornige Schlange zur Thüre seiner Hütte hinausgeworfen habe.“

„Das war böse,“ antwortete Malachi. „Schau mich an, mein Sohn, sag', habt ihr jemals gehört, daß der graue Dachs eine Lüge gesagt hat?“ und

Malachi hielt, als er dieses sagte, den Indianer beim Arme.

Dieses war das zwischen Malachi und den Versteckten verabredete Zeichen, und letztere stürzten nun herbei und ergriffen den Indianer. Die junge Otter sprang zornig auf, und würde, da er seinen Tomahawk frei hatte und ihn um seinen Kopf schwang, sicher entkommen seyn, wenn nicht Martin seinen Hirschriemen bereits um seinen Knöchel geschlungen gehabt und ihn so zu Boden geworfen hätte. Es wurden ihm nun die Arme auf den Rücken gebunden, ein anderer Riemen wurde an seinen Knöcheln befestigt und Alfred übergeben.

„Sie hatten recht, Malachi,“ sagte Capitän Sinclair; „ich bin jetzt überzeugt, daß er uns nicht entrinnen kann, aber hätte er sich losgemacht, so würde er wahrscheinlich Ihnen den Kopf eingeschlagen haben, bevor er die Flucht ergriff.“

„Ich kenne die Manieren dieser Indianer, Sir,“ versetzte Malachi, „wenn sie nicht gebunden sind, daß die Riemen in die Beine einschneiden, hat man sie nicht sicher; aber Sie haben ihn fest genug, Sir, und je früher Sie nach dem Forte kommen, desto besser ist es. Sie haben Ihre Gewehre in dem Gebüsche?“

„Ja,“ entgegnete Martin, „Sie werden sie hinter der großen Eiche finden.“

„Ich will sie holen, denn ich glaube, daß hier keine große Gefahr ist, daß er entweichen werde.“

„Wir haben ihn nicht weit zu bringen,“ sagte Capitän Sinclair, „und da ich wünsche, daß Sie und Alfred nicht so lange abwesend seyn möchten, daß sie Fragen herbeiführen könnten, wo Sie gewesen seyen, habe ich einen Zug Soldaten und einen Korporal ungefähr eine halbe Meile von hier im Gebüsche verborgen. Aber nun, Malachi, möchte es gut seyn, den Indianer wissen zu lassen, daß er bloß als Geißel ge-

fangen gehalten werde, und daß er seine Freiheit so bald bekomme, als der Knabe zurückgegeben wird."

Malachi sprach nun zu dem Indianer in seiner eigenen Sprache und erzählte ihm, was Capitain Sinclair verlange.

„Sagen Sie ihm, daß in dem Fort verschiedene indianische Weiber sind, welche eine Botschaft der zornigen Schlange überbringen werden, wenn er ihr eine senden will."

Die junge Otter war sehr zornig und antwortete Malachi nicht ein Wort, sondern blickte höchst ungeduldig umher.

„Seyen Sie auf Ihrer Hut, so gut Sie können," sagte Malachi, „denn er verläßt sich auf die zornige Schlange, welche ihn zu dieser Unterredung mit mir abgeschickt hat; ich sehe es an seinen herumschweifenden Augen, und an seinem Umherblicken nach irgend einer Hülfe. Ich will, weil ich keine Flinte habe, mit Ihnen gehen und mit Alfred und Martin zurückkehren."

„Sie können die meinige nehmen, Malachi, sobald wir zu den Soldaten gekommen sind."

Das war in wenigen Minuten geschehen; Capitän Sinclair übernahm nun den Indianer und verfolgte seinen Weg nach dem Fort. Malachi, Alfred und Martin kehrten nach Hause zurück und ehe sie wieder auf die Wiese kamen, entdeckte Martin in geringer Entfernung die lange Gestalt eines Indianers unter dem Schatten der Bäume.

„Ja, ich wußte es gewiß," sagte Malachi. „Es war gut, daß ich nicht ohne Sie zurückkehre. Ja, im Walde ist ein Mann ohne Gewehr kein Mann."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Martin hatte recht, wenn er sagte, daß er die Gestalt der zornigen Schlange im Schatten der Bäume wahrgenommen habe. Der Häuptling betrachtete Alles, was vorging, war sonach Zeuge von der Gefangennehmung seines Emissärs gewesen, und sah auch den, welcher ihn gebunden hatte und in das Fort führte. In der Zwischenzeit gingen Malachi, Alfred und Martin ohne Argwohn nach Hause und waren sehr vergnügt, als sie sich versichert hatten, daß den übrigen Mitgliedern der Familie nichts zugestoßen war.

„Nun, Malachi," sagte Alfred am nächsten Morgen, als sie eben eifrig beschäftigt waren, den Samen auf den neu gerodeten Feldern einzubringen, „was denken Sie, werden jetzt schon Schritte von der zornigen Schlange geschehen seyn?"

„Das ist schwer zu sagen," versetzte Malachi, „weil er den Namen „„Schlange"" wohl verdient, und diese, wie die Schrift sagt, das verschmitzteste Ding auf Erden ist; er wird zögern, so lange er kann, das dürfen Sie glauben, und wenn er sich nicht vor uns fürchtete, so würde er uns geradezu angreifen; aber es kommt mir gar nicht in den Sinn, daß er dieses auf seine Gefahr hin wagen sollte."

„Nein, wie Ihr Brief sagte, hat er nur zwei Gewehre in seiner Rotte, und diese sind nicht hinreichend, ihm nur einige Hoffnung auf Erfolg zu gewähren."

„Sehr wahr, Sir; ich höre, daß die Fahrzeuge vom Fort, um Dielen und Mehl zu holen, kommen sollen."

„Ja, morgen, wenn es nicht so windig ist, wie heute. Es weht ziemlich frisch. Wo ist John?"

„Ich ließ ihn bei der Erdbeerpflanze, Sir, sie sind mit dem Zucker beschäftigt."

„Von den Bienen? Wie viel haben Sie erhalten, Malachi?"

„Beiläufig drei bis vierhundert Pfund; ganz so viel als Madame verlangen wird."

„Ja, ich dächte so; wir sollten nur, so viel nöthig, Vorrath an allen Sorten von Früchten haben; die wilden Himbeeren werden nun bald reifen, und auch die Kirschen; meine Cousinen haben John nöthig, um sie pflücken zu helfen."

„Nun, Sir, ich glaube, daß er es thun wird, obwohl ich meine, daß er etwas Anderes lieber thun würde. Er sagte, daß er diesen Morgen auf's Fischen gehe."

„Das Wasser ist zu ungestüm und er allein wird nicht im Stande seyn, die Barke zu regieren."

„Das ist auch die wahre Ursache, wenn er hinausgehen will," versetzte Malachi, „er thut lieber schwerere Arbeiten, als Himbeerpflücken. Ist es wahr, Herr Alfred, daß mehrere neue Ansiedler hieher kommen sollen?"

„Ja, ich glaube so; mein Vater ist wahrhaft ängstlich, sie zu bekommen, er glaubt, daß es große Sicherheit gewähren würde, und er hat wirklich vortheilhafte Bedingungen angeboten. Sie würden das nicht gerne haben, Malachi?"

„Nun, Sir, ich darf sagen, daß Sie so denken mögen, aber es ist der Fall nicht. Wenn mir irgend jemand noch vor zwei Jahren gesagt hätte, daß ich hier bleiben könnte, würde ich gesagt haben, daß es unmöglich sey; doch wir sind alle Gewohnheitsmenschen. Ich war seit langer Zeit so an meine eigene Gesellschaft gewöhnt, daß ich, als ich Sie das erstemal sah, Ihren Anblick nicht ertragen konnte; ebenso auch nicht den Ihrer schönen Cousinen Miß Mary und Emma, obschon sie, der Himmel weiß es, einen Wilden zahm machen könnten; aber nun fühle ich mich ganz verändert. Zuerst habe ich die Gesellschaft unterstützt, weil ich den Knaben gern hatte, und weil ich fühlte, daß er mir nicht

mißfalle, und nun liebe ich ihn. Ich glaube, daß ich in meinen alten Tagen oft zu den Gefühlen meiner Knabenzeit zurückkomme, und ich erinnere mich wahrhaft oft an meines Vaters Gut und an das Dörfchen, welches nahe dabei lag, und dann denke ich, daß auch hier ein Dorf entstehen möge, und eine Kirche auf dem Berge. Ich hoffe, daß ich es noch erleben werde, daß eine Kirche gebaut und in derselben Gott so verehrt werde, wie es sich gebührt."

„Dies ist in der That möglich, Malachi, ich will hoffen, daß Sie bald eine Kirche auf dem Berge sehen, noch viele Jahre leben und in derselben noch vielen Hochzeiten und Taufen beiwohnen."

„Möge es Gott gefallen, Sir. Eines ist, Herr Alfred, was mich mehr als Alles zufrieden macht, und mich mit meinem neuen Lebenswege wieder aussöhnt, und das ist, daß die Erdbeere durch den Beistand Gottes und durch die Bemühungen Ihrer Mutter und Ihrer Cousinen eine gute Christin geworden ist; Sie können nicht glauben, wie sehr mich das freut."

„Sie ist ein herrliches kleines Geschöpf, jedermann liebt sie, und ich denke, Martin ist ihr gewaltig gewogen."

„Ja, Sir, sie ist ein gutes Ding, sie gebraucht niemals ihre Zunge, und folgt ihrem Manne in Allem. Ich glaube, daß nun Martin ganz standhaft geworden ist, so daß Sie ihn nach Montreal oder sonst wohin schicken können, ohne zu befürchten, daß er wegen Schwelgerei ins Gefängniß gesteckt werde.... Ich sah, daß ein Bär in der vergangenen Nacht oben in dem Maisfeld war."

„Was! klettert er über das Schlangengehege?"

„Ja, Sir, sie steigen über Alles; da ich seine Fährte entdeckt habe, so denke ich, ihm heute Nacht nachzustellen und ihm eine Schlinge zu legen."

Malachi und Alfred arbeiteten noch zwei oder drei Stunden, bis Emma kam, um sie zum Mittag-

essen zu rufen. „Ich kann John nicht finden,“ sagte Emma, als Beide nach Hause kamen; „die Erdbeere sagt mir, daß er sie vor einiger Zeit verließ, um auf's Fischen zu gehen, hast Du ihn nicht am Ufer gesehen?“

„Nein,“ versetzte Alfred, „aber Malachi, Sie sagten ja, daß er auf's Fischen gehen wollte, sagten Sie nicht so?“

„Ja, Sir.“

„Sahst Du nicht die Barke am Ufer, Emma?“

„Nein, ich sahe sie nicht,“ antwortete Emma, „aber sie konnte wohl hinter der Spitze seyn.“

„Ich kann auch nichts sehen, ich hoffe nicht, daß er vom Wind verschlagen wurde, er ging wirklich stark; ich will hinunterlaufen und sehen, ob er da ist.“

Alfred lief an das Ufer, die Barke war weg, und als er gegen den Wind, der von Osten kam, in der Richtung der Strömungen sah, glaubte er in einer Entfernung von drei bis vier Meilen etwas wie ein Boot zu gewahren, was er aber, weil der See bei dem starken Winde hoch ging, nicht genau unterscheiden konnte. Alfred eilte zurück und sagte zu Emma: „Ich bin wirklich besorgt, daß John fort ist, ich glaube ein Boot gesehen zu haben, bin es aber nicht gewiß. Emma geh' in mein Schlafzimmer und bring' mir mein Fernrohr, welches über meinem Bette liegt, heraus. Laß es aber nicht sehen, weil man sonst fragen, und Deine Tante erschrecken möchte.“

Emma ging in das Haus und kam mit dem Fernrohre zurück. Alfred und Malachi gingen an das Ufer und gewahrten deutlich, daß das, was er gesehen hatte, die weggetriebene Barke war, in welcher sich John befand.

„Nun, was ist da zu thun?“ sagte Alfred; „ich muß ein Pferd nehmen und nach dem Fort reiten, denn wenn sie ihn nicht sehen, wenn er vorbei kommt, so wird er nicht aufgefangen werden.“

„Wenn er einmal in die Strömung gerathen ist," versetzte Malachi, „wird er in großer Gefahr seyn, weil er da unten auf eine der Klippen gerathen und augenblicklich scheitern kann."

„Ja, aber er ist jetzt noch etwas davon entfernt," entgegnete Alfred.

„Wohl wahr, Sir, aber bei diesem starken Winde und durch den Trieb des Stromes wird er bald dort seyn. Hier ist keine Zeit zu verlieren!"

„Nun, ich will zum Essen hineingehen, und so bald ich einen Mund voll genommen habe, so werde ich, um kein Aufsehen zu erregen, mich abschleichen, und zum Fort reiten, so schnell ich kann."

„Recht so, Sie werden in kurzer Zeit dort seyn, von hier sind noch drei Meilen bis zum Fort; in der That kann er nicht wohl vorbei kommen, ohne daß sie ihn bemerken."

„Ja, er kann, da der See so hoch geht," versetzte Alfred, „bedenken Sie, daß nur Soldaten und keine Schiffer, gewohnt auf das Wasser zu sehen, im Forte sind. Ein treibendes Stück Holz oder ein Nachen ist in ihren Augen einerlei. Kommen Sie, lassen Sie uns zum Essen gehen."

„Ja, Sir, ich folge Ihnen," versetzte Malachi; „doch bevor ich hineingehe, will ich das Pferd fangen und für Sie satteln. Sie können Miß Emma sagen, daß sie nichts davon spricht."

Alfred traf Emma, warnte sie und ging dann zum Essen hinein.

„Wo ist John?" sagte Mrs. Campbell, „er versprach mir einige Seefische zum Mittagessen, und hat sie noch nicht gebracht, Ihr werdet also das gute Gericht noch nicht erhalten, welches ich erwartete."

„Und wo ist Malachi?" sagte Alfred.

„Ich glaube, er und John sind mit einander irgendwo," bemerkte Heinrich, welcher mit Martin vor Alfred gekommen war.

„Nun, er wird auf das Essen verzichten,“ sagte Herr Campbell.

„Ich kann nicht darauf verzichten, Mutter,“ sagte Alfred, „ich bin wirklich hungrig, und habe nur fünf Minuten Zeit, um vor Nacht mit der Saat fertig zu werden.“

„Ich dachte, Malachi war mit Alfred?“ sagte Herr Campbell.

„Ja, Vater, er war bei mir, hat mich aber dann verlassen. Nun Mutter, seyen Sie so gütig, mir mein Essen zu geben.“

Alfred aß schnell, stand vom Tische auf und verließ das Haus. Das Pferd war schon bereit, er saß auf, ritt nach dem Fort und sagte noch Malachi, daß sein Vater und seine Mutter der Meinung seyen, John sey mit ihm gewesen, und daß er deßhalb besser thun würde, nicht zum Essen zu gehen, sondern wegzubleiben.“

„Ja, Sir, das wird das Beste seyn, so können sie mich nicht ausfragen. Seyen Sie schnell, Sir, ich bin um den Knaben sehr besorgt.“

Ihr Plan, Johns Gefahr zu verbergen, hatte jedoch keinen Erfolg; Mrs. Campbell wurde nach dem Verluste des armen kleinen Percival wegen John immer besorgter, stand nach ein oder zwei Minuten, nachdem Alfred das Haus verlassen hatte, vom Tische auf und ging vor die Thüre, um zu sehen, ob nicht Malachi und John kommen. Als sie heraustrat, schlug Alfred einen Galopp ein, und sie sah Malachi bei ihm stehen und seine Abreise beobachten. Der wahre Beweggrund der geheimnißvollen Abreise Alfreds beunruhigte sie. Er hatte nichts davon gesagt, daß er in das Fort ging, und daß John nicht bei Malachi war, schien gewiß. Sie ging in das Haus, sank auf einen Stuhl und rief:

„John ist gewiß etwas zugestoßen!“

„Wer hat Dir das gesagt, meine Theure?“ fragte Herr Campbell.

„Ach, es ist gewiß so," versetzte Mrs. Campbell, in Thränen ausbrechend. „Alfred ist fortgeritten, Malachi stand außen bei ihm. Was wird es seyn?"

Herr Campbell und alle Anderen liefen, bis auf Mary Percival, welche sich mit Mrs. Campbell beschäftigte, hinaus. Herr Campbell gab Emma einen Wink, und erfuhr nun von ihr den wahren Stand der Sache.

„Es wird besser seyn, wenn wir ihr Alles sogleich erzählen," sagte Herr Campbell, ging zu seiner Frau und erzählte ihr, was John begegnet war, daß Alfred in das Fort geritten, damit er dort von einem Fahrzeuge aufgenommen würde, und daß hiebei keine Gefahr zu befürchten sey.

„Man will mir nur die Gefahr verschweigen," antwortete seine Frau. „Ja, er ist gewiß in Gefahr, weil das Wasser so ungestüm ist. Mein Kind! Ach, ich habe es verloren, wie meinen armen Percival!" fuhr Mrs. Campbell fort.

Jeder Versuch, sie zu trösten, und ihr ihre Furcht zu benehmen war ohne Erfolg, und der Nachmittag wurde von Allen in großer Angst und von Mrs. Campbell in der größten Aufregung zugebracht. Gegen Abend erblickte man Alfred in aller Eile zurückkehrend. Die ganze Familie sah seiner Ankunft mit klopfendem Herzen entgegen; die arme Mrs. Campbell in einem fast ohnmächtigen Zustande. Alfred gewahrte sie schon lange, ehe er über die Prairie ritt und gab ein Zeichen, daß er gute Nachricht bringe.

„Alles ist gut, verlasse Dich darauf, meine Theure," sagte Herr Campbell. „Alfred würde kein Zeichen gegeben haben, wenn sich irgend ein Unfall ereignet hätte."

„Ich muß es aus seinem eigenen Mund hören," sagte Mrs. Campbell fast athemlos.

„Gerettet?" rief Martin Alfred zu, als dieser sich näherte.

„Gerettet, glücklich gerettet!“ rief Alfred herankommend.

„Dem Himmel sey Dank!“ rief Mrs. Campbell mit schwacher Stimme, und faltete betend die Hände.

Alfred sprang aus dem Sattel und beeilte sich, ihnen die Nachricht mitzutheilen. John, welcher sich auf seine eigene Kraft zu viel verließ, war in die Barke gegangen, gewahrte aber bald, daß er sie bei dem starken Winde nicht regieren könne. Er bemühte sich vergeblich, das Ufer wieder zu erreichen; und wurde, wie er sagte, von dem Winde fort und der Strömung zu getrieben. Nun hatte, bevor Alfred im Fort ankam, Capitän Sinclair den treibenden Nachen bemerkt und sich mit Hülfe eines Fernrohrs überzeugt, daß John darin sey, selbst kräftig, aber ohne Erfolg arbeitend. Capitän Sinclair hinterbrachte es dem Commandanten, ließ, als er die Erlaubniß erhalten, ein Fahrzeug, bemannt mit Soldaten, abstoßen und brachte John nebst der Barke ohngefähr vier Meilen unter dem Fort an das Ufer, ehe er noch in die starke Strömung gerathen war, was sonst aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklich hätte ausfallen können. Alfred hatte vom Fort aus gesehen, daß Capitän Sinclair mit John, den Nachen am Tau, das Ufer erreichte, und war, so bald er sich von der Rettung seines Bruders überzeugt hatte, schnell zurückgeritten, um es ihnen mitzutheilen. Diese Nachricht erregte bei allen die höchste Freude, und da sie ihn nun gerettet wußten, so erwarteten sie die Rückkehr mit Geduld. Capitän Sinclair kam ohngefähr nach zwei Stunden mit John, welchen er hinter sich auf dem Pferde hatte, und wurde mit Freuden empfangen.

„Fürwahr, Capitän Sinclair, wir sind Ihnen sehr verbunden. Wären Sie nicht so thätig gewesen, so wäre der Junge verloren,“ sagte Mrs. Campbell. „Empfangen Sie meinen innigsten Dank!“

„Und den meinigen!" sagte Mary, ihm die Hand reichend.

„John, Du hast mich wahrlich in den größten Schrecken versetzt," sagte Mrs. Campbell; „wie kannst Du so unbedachtsam seyn, Dich bei einem solch' starken Winde auf den See zu wagen? Siehe, welcher Gefahr Du entronnen bist."

„Ich wollte morgen früh in Montreal seyn," sagte John lachend.

„Nein, niemals, Du würdest in der Strömung gescheitert seyn, ohne daß Du Montreal erreicht hättest."

„Wenn auch, Mutter, ich kann schwimmen," versetzte John.

„Du leichtsinniger Junge; nichts kann Dich abschrecken."

„Nun, Ma'am, das ist ein guter Fehler, wenn man Vertrauen auf sich selbst hat; darum zanken Sie nicht zu sehr mit ihm," versetzte Malachi. „Es rettet manchen Mann, welcher auf eine andere Weise verloren gewesen wäre."

„Das ist gewiß wahr, Malachi," bemerkte Alfred; „nun, da er gerettet ist, wollen wir John nicht mehr schelten. Er wird jetzt besser wissen, was es heißt, sich bei stürmischem Wetter dem See anzuvertrauen."

„Sei versichert," sagte John, „ohne Noth werde ich mich nicht mehr in den Strom wagen."

„Gut, es freut mich, das von Dir zu hören," versetzte Mrs. Campbell.

Capitän Sinclair blieb diese Nacht bei ihnen. Vor Anbruch des Tages wurde die Familie durch einen Flintenschuß erschreckt, und Alle glaubten, daß man die Hütte angegriffen habe, in welcher Malachi mit Martin und seiner Frau wohnte. Capitän Sinclair, Alfred, Heinrich und John sprangen aus den Betten und waren in einer Minute angekleidet. Sobald sie sich bewaffnet hatten, öffneten sie sorgsam die Thüre, sahen sich behutsam um, und gingen auf den Weg zum Schaaf-

stalle, wo die Hütte stand. Aber Alles schien ruhig zu seyn. Alfred pochte an die Thüre, Malachi antwortete dem Pochenden: „Was gibt's?"

„Wir hörten eben jetzt bei dem Hause einen Flintenschuß und glaubten, daß Ihnen etwas begegnet sey."

„O!" rief Malachi lachend, „ist das Alles? Dann können Sie alle wieder zu Bette gehen. Das war meine Bären-Schlinge — nichts Anders."

„Um so besser; da wir aber auf sind und der Tag angebrochen ist, so können wir hingehen und nachsehen," sagte Alfred.

„Wohl, Sir, ich bin bereit," antwortete Malachi, indem er mit seiner Hirschhaut-Jacke in der einen, und mit der Flinte in der andern Hand herauskam. Sie gingen nun auf das Maisfeld an der andern Seite des Ufers, und fanden, daß die Schlinge ihre Schuldigkeit gethan hatte; ein großer Bär lag todt am Fuße des Schlangengeheges.

„Ja, Sir, den habe ich erwischt!" sagte Malachi.

„Wie war die Schlinge eingerichtet?" fragte Heinrich.

„Sehen Sie, Sir, ich erkannte die Bestie an den Spuren ihrer Tatzen an den Balken, und da ich wußte, daß sie auf demselben Wege wiederkommen würde, befestigte ich einen Draht an den Drücker der Flinte, so daß sie ihn im Hinaufklettern mit der Vordertatze berühren, und daß die etwas abwärts gerichtete Mündung den Schuß, wenn er los ging, gerade in's Herz schmettern mußte. Sie sehen, Sir, ich habe es gerade so getroffen, wie ich es wünschte, und das gibt eine gute Haut für Montreal."

„Es ist eine Bärin," sagte Martin, und fügte hinzu: „sie hat Junge; das kann noch nicht lange seyn."

„Das ist wahr," versetzte Malachi. „Sie können nun nach Hause gehen, Martin und ich wollen ihn abziehen, und ich stehe gut dafür, daß wir in einer Stunde die Jungen mitbringen."

Die Andern gingen nun nach Hause; die Erdbeere hatte bereits Herrn und Mrs. Campbell die Ursache des Schusses hinterbracht, und ohngefähr eine Stunde vor dem Frühstücke kamen Malachi und Martin, jeder mit einem jungen Bären, der nur einige Wochen alt war. Diese kleinen Thiere waren der Spur ihrer Mutter nachgegangen, um sie zu suchen, und als sie den todten Körper derselben mit ihren Tatzen betasteten, als wenn sie ihn wieder zum Leben bringen wollten, wurden sie von Malachi und Martin gefangen.

„Welch' ein schönes Thier!“ sagte Emma, „ich will es aufziehen.“

„Und ich will das andere nehmen,“ sagte John.

Es wurde ihnen kein Einwurf dagegen gemacht, nur bemerkte Herr Campbell, daß sie, wenn sie groß würden und beschwerlich fielen, abgeschafft werden müßten, was sie auch eingingen. Emma und John nahmen nun Besitz von ihren Thieren, nährten sie mit Milch, und in einigen Tagen waren sie schon zahm; man legte einen nahe am Hause, und den andern an Malachi's Hütte an. Sie wurden bald lustige und wahrhaft unterhaltende Thierchen; die Hunde gewohnten sie und fielen sie nie an; und sehr oft wälzten sich Oscar und die Bären als die besten Freunde der Welt mit einander herum. Aber in einigen Monaten wurden sie so groß und so beschwerlich, daß man den einen, als ein Fahrzeug nach Montreal abging, dem Herrn Emmerson schickte, und der andere wurde zu Capitän Sinclair auf das Fort gebracht, wo er ein großer Liebling der Soldaten wurde.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Capitän Sinclair war, da der Commandant den Officieren zur Sommerzeit mehr Freiheit gestattete, fast beständig im Hause. Obschon die Gefangenschaft der jungen Otter und die Ursache seiner Verhaftung der zornigen Schlange wohl bekannt war, so vergingen doch Wochen, ohne daß von Seite des Häuptlings wegen der Auswechslung des jungen Kriegers gegen Percival irgend ein Schritt geschah. Man sah jeden Tag vom Morgen bis zum Abend demselben entgegen, aber niemand kam, und die, welche um das Geheimniß wußten, waren beständig in Zweifel und Angst. Eines war gewiß: daß nämlich der von John geschossene Indianer gestorben war, und dieses ließ Malachi und Martin befürchten, daß die zornige Schlange sich deshalb durch den Tod des jungen Percival rächen wolle. Sie kannten die Gefühle des Indianers, behielten sie aber für sich selbst.

Gegen Ende des Sommers kamen Briefe und Zeitnngen von Montreal; waren sie auch, was England betraf, nicht von besonderer Bedeutung, so wurden sie doch, und wie gewöhnlich auch die Zeitungen, mit großer Begierde gelesen. Ein Artikel fiel Heinrich besonders in die Augen, und wurde von ihm sogleich unter der Bemerkung mitgetheilt, daß dieser Herrn Douglas Campbell betreffe und ziemlich neu sey. Dieser Artikel lautete folgendermaßen: „Die Opley-Parforçehunde hatten letzten Freitag ein glänzendes Rennen;“ nach Beschreibung der Gegend, welche sie durchlaufen hatten, endigte dieser Artikel damit: „Wir bedauern, berichten zu müssen, daß Herr Douglas Campbell einen schweren Sturz mit seinem Pferde machte, als er über einen Bach setzte.“ Die Briefe von Montreal waren jedoch wichtiger. Sie erfuhren nämlich

durch dieselben die unmittelbare Abreise von vier auswandernden Familien, welche die von Herrn Emmerson angebotenen Bedingungen angenommen hatten und nun kommen, sich auf Herrn Campbells Gütern anzusiedeln. Sie enthielten auch, daß der Ankauf weiterer sechs hundert Morgen zusammenhängenden Landes vollzogen worden, und brachten die Anweisungen des Gouvernements über die Bezahlung des Kaufschillings. Durch diesen Brief wurde Herr Campbell bewogen, an den Commandanten des Forts einen Boten zu senden, um ihn durch Capitän Sinclair von der erwarteten Ankunft der auswandernden Familien zu benachrichtigen, und zu ersuchen, daß er ihm einige Soldaten zur Erbauung der zu ihrer Aufnahme nöthigen Hütten bewillige, und zwei oder drei Zelte zur Bequemlichkeit der Ankommenden leihe, bis die Hütten errichtet seyn würden. Die Antwort des Commandanten war günstig, und nun war Alles rührig und thätig, um, wenn es möglich, die Gebäude noch vor Anfang des Herbstes herzustellen, und Alle verlangten nun Beschäftigung. In der That würden sie ohne Beistand von dem Fort, da die Heuernte schon eingetreten war, ihr Werk vor Winter nicht haben vollenden können, und es wäre höchst unangenehm gewesen, wenn man einige der Emigranten im eigenen Hause hätte aufnehmen müssen.

Die Stellen für die Hütten oder Blockhäuser waren sogleich ausgemittelt; jede war eine halbe Meile von Herrn Campbells Hause entfernt; einige der Gesellschaft wurden von einem Theile der Soldaten bei dem Heumachen unterstützt, ein anderer Theil half Bäume fällen und die Hütten bauen. Vierzehn Tage, nachdem sie angefangen hatten, kamen die Auswanderer und wurden in die für sie bestimmten Zelte untergebracht; als diese nun auch mit arbeiteten, rückte die Sache vorwärts. Die Bedingung, welche Herr Campbell gemacht hatte, war, daß jeder der Auswanderer fünfzig Morgen Landes erhalten solle, nachdem sie

ebensoviel für ihn cultivirt haben würden. Es gab noch manche andere Bedingungen, welche mit den ausgewanderten Familien festgestellt wurden, die aber zu unbedeutend sind, um sie hier aufzuführen. Es genügt zu sagen, daß Herr Campbell nach diesem Verkaufe sechshundert Morgen zurück behielt, welche er für sein Gut hinreichend hielt, und die, ganz mit einem Gehege umschlossen, den Vortheil hatten, daß sie an den See gränzten. Durch das Feuer war ein großer Theil des neuen Landes gelichtet worden, so daß es den Leuten wenig Mühe kostete, durch die erste Ernte ihren eigenen Bedarf zu gewinnen.

Indem die Auswanderer und die Soldaten noch fleißig an der Arbeit waren, besuchte der Oberst Herrn Campbell, um mit ihm abzurechnen, und händigte ihm die Quittung des Gouvernements über die an das Fort gelieferten Dielen, Mehl rc. ein.

„Ich versichere Sie, Herr Campbell, es macht mir ein großes Vergnügen," sagte der Oberst, „Ihnen einigen Beistand leisten zu können, und ich thue es um so viel lieber, als ich auch von dem Gouverneur hiezu ermächtigt bin. Ihre Ankunft und Ansiedlung dahier hat sich wahrhaft vortheilhaft erwiesen, und durch Ihre Lieferungen für das Fort hat das Gouvernement viel Geld erspart, und zu gleicher Zeit war es auch Ihnen sehr nützlich, indem Sie in den Stand gesetzt wurden, Ihre Producte nicht mehr nach Montreal zu versenden, was für Sie eben so kostspielig, als die Lieferungen von Montreal für uns waren. Sie können die Soldaten noch so lange behalten, als sie Ihnen nützlich seyn können, vorausgesetzt, daß sie bis zum Winter zurückkommen."

„Nun gut, ich will sie, wenn es Ihnen gefällig ist, während des Herbsts behalten; wir haben so viel zu thun, daß ich Ihnen recht vielen Dank für Ihre Unterstützung schuldig bin."

Ich habe gesagt, daß es vier ausgewanderte Familien waren, und nun will ich auch meine Leser etwas näher mit denselben bekannt machen.

Die erste Familie bestand aus einem Manne mit seiner Frau, Namens Harvey; sie hatten zwei Söhne von vierzehn und fünfzehn und eine Tochter von achtzehn Jahren. Dieser Mann war ein geringer Pächter, hatte sich durch seinen Fleiß ehrlich durchgebracht und auch etwas Geld erspart, als sein ältester Sohn, damals zwanzig Jahre alt, in böse Gesellschaft gerieth und seine Zeit und sein Geld immer in Bierhäusern und auf Märkten verschwendete. Der Vater, dessen Vorfahren durch viele Generationen hindurch stets auf demselben Gute gelebt, sich ohne Tadel betragen hatten, und so lange er sich zurückerinnern konnte, geringe Pachtersleute, wie er selbst, und stolz darauf waren, sich immer ehrbar und bieder aufgeführt zu haben, that alles Mögliche, um ihn von diesem Leben zurückzubringen, aber es war umsonst. Endlich wurde er eines Einbruchs beschuldigt, eingezogen, und hingerichtet. Dieses Unglück machte einen solchen Eindruck auf den Vater, daß er Niemand mehr ansehen konnte; er schämte sich in seiner Gemeinde zu bleiben, und entschloß sich zuletzt, in eine andere Gegend auszuwandern, wo er nicht gekannt seyn würde.

Demgemäß verkaufte er all' seine Habe und kam nach Canada. Da er zu der Zeit, als er in diese Gegend kam, alle seine Kosten bestritten und nur wenig Geld mehr hatte, ging er, da er von Herrn Emmerson die von dem Herrn Campbell gemachten Bedingungen vernahm, mit Freuden darauf ein. Sein Weib, seine zwei Söhne und die Tochter, welche mit ihm kamen, waren so fleißig und ehrbar, wie er selbst.

Die zweite Familie, Namens Graves, bestand aus einem Mann, seiner Frau und einem einzigen Sohn, einem jungen, hochgewachsenen Manne. Auch waren

die zwei Schwestern seiner Frau bei ihm. Er kam von Buckinghamshire und war ein Milchhauspächter gewesen.

Die dritte Familie war eine sehr zahlreiche, sie bestand aus einem Manne und seiner Frau und führte den Namen Jackson. Dieser war Pächter und Marktgärtner, nahe bei London gewesen und hatte einiges Geld mitgebracht; allein er besaß, wie ich schon sagte, eine große Familie, die, obgleich sie noch jung war, ihm doch in wenigen Jahren sehr nützlich werden mußte. Sie hatten sieben Kinder: eine Tochter von achtzehn, zwei Knaben von zwölf und vierzehn Jahren, drei kleine Mädchen, und dann einen Knaben in Kindesalter. Jackson hatte Geld genug, sich ein Gut zu kaufen, da er aber ein überlegter Mann war und bedachte, daß der erste Versuch nicht von Erfolg seyn könne, so entschloß er sich lieber, die von Herrn Campbell angebotenen Bedingungen anzunehmen.

Die vierte und letzte der Auswanderer-Familien war ein junges Paar, Namens Meredith. Der Mann war der Sohn eines Pächters in Shorpshire, welcher gestorben war und sein Vermögen unter seine drei Söhne getheilt hatte. Zwei derselben blieben auf dem Gute und zahlten dem jüngsten Bruder seinen Antheil in Geld. Dieser war ein unternehmender Mann und beschloß, nach Canada zu gehen, um sein Glück zu versuchen. Er hatte sich, ehe er kam, erst verheirathet und besaß noch keine Familie; er war ein hübscher, junger Mann, wohlerzogen, und seine Frau ein wahrhaft artiges, schönes und junges Weib. Das war also ein Zuwachs von ein und zwanzig Seelen auf Herrn Campbells Ansiedlung, die sich nun mit den Seinigen auf ein und dreißig Köpfe belief; von welchen man dreizehn als waffenfähig, zur Vertheidigung gegen die Indianer betrachten konnte.

Vor der Herbstzeit waren die Blockhäuser alle gebaut, und die Auswanderer beeiferten sich, um ihre Wohnungen herum ihr Winterholz zu fällen und ein

Stück Feldes zu einem Garten und zur Kartoffelpflanzung für den künftigen Frühling herzurichten. Der Herbst gab Allen vollauf zu thun; das Getreide wurde durch die vereinigte Arbeit der Auswanderer und Soldaten eingebracht; als ihre Arbeit vollendet war, kehrten die Soldaten in das Fort zurück und die Campbells waren nun mit dem Zuwachs ihrer Colonie allein. Der Besuch der Auswanderer in ihren eigenen Häusern und die Bekanntschaft mit den Kindern machte den Fräulein Percival großes Vergnügen. Es wurden mehrere Pläne wegen Errichtung einer Sonntagsschule, und noch mancher anderer nützlichen Vorkehrungen gemacht; einer jedoch, welcher sogleich ausgeführt wurde, war der im Hause des Herrn Campbell abgehaltene Gottesdienst, den Alle jeden Sonntag besuchten. Herr Campbell hatte alle Ursache, zur Zeit mit ihrer Aufführung zufrieden zu seyn; Alle waren willig, niemand widersprach oder beklagte sich über die von ihm geforderten Arbeiten, und Alle waren zufrieden mit den Leistungen, welche Herr Campbell von ihnen forderte. Es wurden nun wieder Jagdzüge unternommen, Meridith und der junge Graves bewährten sich als gute Jäger und capitale Flintenschützen, so daß sie genug hatten, nur einen Tag über den andern auf die Jagd auszugehen, während einer oder zwei von den andern alle Tage aufs Fischen gingen und so viel einsalzten, als sie nur konnten, um sich Wintervorrath zu verschaffen.

Obgleich Herr und Mrs. Campbell, die Fräulein Percival, so wie der größte Theil der Familie vollkommen zufrieden und glücklich mit den Aussichten in die Zukunft waren, gab es doch vier, die in beständiger Angst und Sorge waren. Diese waren Alfred, Malachi, Martin und die Erdbeerpflanze, welche, von dem Leben des jungen Percival benachrichtigt, einen beständigen Kummer in ihrem Geheimnisse fanden, indem, der Gefangennehmung der jungen Otter ohngeachtet, noch kein Schritt oder sonst irgend ein Zeichen einer beabsichtigten

Auswechselung durch die zornige Schlange wahrgenommen wurde. Capitän Sinclair, welcher sich gewöhnlich zweimal in der Woche auf dem Gute befand, war ebenso unzufrieden, daß Malachi und Alfred ihm nicht mehr Nachricht hierüber geben konnten. Sie wußten nicht, was anzufangen war; einen zweiten Winter vorübergehen zu lassen, ohne etwas für die Wiedererlangung des Knaben zu thun, schien ihnen eine zu große Verzögerung der Sache, und jetzt die Nachricht mitzutheilen, die am Ende eine bittere Enttäuschung herbeiführen konnte, schien unrathsam, denn der Indianer-Häuptling konnte den Knaben aus Rache getödtet haben, und dann mußte die Nachricht den Schmerz seines Vaters und seiner Mutter vermehren. Sie wollten die kaum geschlossene Wunde nicht wieder öffnen. Diese Frage wurde sehr oft von Alfred und Capitän Sinclair erörtert; da unterbrach ein unerwartetes Ereigniß ihre Berathschlagungen über diesen Gegenstand. Mary Percival war eines Morgens auf einen Platz gegangen, welchen man den Cedernsumpf nannte, ohngefähr eine halbe Meile vom Hause, ostwärts, nahe am Seeufer, um Wachholderbeeren zu sammeln. Eines von den kleinen Mädchen der Auswanderer, Martha Jackson, war mit ihr; als ein Korb voll war, sendete Mary das Mädchen mit demselben nach Hause, mit dem Befehl, sogleich wieder zu kommen. Das Mädchen befolgte ihn, als es aber zum Cedernsumpfe zurück kam, war Mary Percival nicht mehr zu sehen. Der Korb, welchen sie bei sich hatte, lag mit den ausgeschütteten Wachholderbeeren an einer Seite des Hügels an diesem Sumpfe. Das kleine Mädchen blieb fast eine Viertelstunde da, rief Miß Percival mit Namen, und da es keine Antwort erhielt, sich fürchtete und dachte, es möchte sie ein wildes Thier angefallen haben, lief es so geschwind, als es konnte nach Hause, um Herrn und Mrs. Campbell von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen hatte. Martin und Alfred waren auf der Mühle; Malachi war

zum Glück zu Hause, und die Erdbeerpflanze lief geschwind zu ihm, theilte ihm die Nachricht mit, welche das Mädchen überbracht, und nachdem sie geendet hatte, sah sie Malachi an, und sagte: „Die zornige Schlange!"

„Ja, Erdbeerpflanze, es ist so, ich habe keinen Zweifel," versetzte Malachi. „Jetzt nicht ein Wort mehr; ich dachte wohl, daß er etwas unternehmen würde, aber daß er dieses wage, glaubte ich nicht; indessen wir werden sehen. Gehe zurück nach Hause und sage dem Herrn und der Mrs., daß ich nach dem Cedernsumpf gehe und sobald als möglich zurückkehren werde, und Du folgst mir, sobald Du kannst, denn Deine Augen sind jünger, als die meinen und ich werde sie gebrauchen; sage ihnen, daß sie niemand weiter nachsenden; wenn wir das Unglück wieder gut machen wollen, so dürfen sie den Boden nicht vertreten, damit wir die Spur nicht verlieren."

Malachi raffte seine Flinte auf, untersuchte die Zündpfanne und ging auf den Sumpf zu, indessen die Erdbeere nach Hause zurückging, um dem Herrn und Mrs. Campbell diese Botschaft zu bringen. Nachdem sie nun beide in großer Aufregung verlassen und das kleine Mädchen, Martha Jackson, fortgeschickt hatte, um Alfred und Martin nach Hause zu rufen (denn John und Heinrich waren im Walde bei dem Vieh), ging die Erdbeerpflanze hinab an den Cedernsumpf zu Malachi, welcher auf seine Flinte gestützt bei dem Korbe stand, in welchem die Wachholderbeeren gewesen waren.

„Nun, Erdbeere, wir müssen sie finden, wo sie auch seyen, und wohin sie gegangen seyn mögen;" sagte Malachi in der Indianersprache.

„Hier," sagte die Erdbeere, indem sie auf eine Spur in dem kurzen Grase deutete, welche nur ein Indianer entdecken konnte.

„Ich sehe, Kind, ich sehe diese und noch zwei andere; aber weil wir jetzt hieraus nicht mehr sehen können, wollen wir der Spur folgen, bis wir auf einen Boden kommen, wo sich die Spur besser ausdrückt. Das

ist ihr Fuß!" versetzte Malachi, nachdem er zwei oder drei Schritte weiter gegangen war. „Die Sohlen auf den Schuhen drücken sich schärfer aus als die Moccassins. Wir haben jetzt nichts weiteres mehr nöthig, und wenn die andern kommen, so möchten sie uns verhindern, die Spur weiter aufzufinden."

„Hier wieder!" sagte die Erdbeere, indem sie auf das dichte, dürre Gras zeigte.

„Ja, Du hast recht, Kind," versetzte Malachi. „Laß' uns nun noch der Spur bis auf den Hügel folgen, wo wir sie noch besser sehen werden."

Unter sorgsamster und umständlichster Nachforschung fuhren Malachi und die Erdbeere fort, die kaum merkliche Spur zu verfolgen, bis sie ungefähr hundert Schritte von dort, wo sie gestanden hatten, auf dem Hügel ankamen. Jetzt bekam es aber mehr Schwierigkeit, weil der Eindruck von Mary's Fuß, der leichter zu bemerken war, als die andern, und ihnen bis jetzt auf einige Schritte als Führer gedient hatte, nun nicht mehr zu unterscheiden war, und es wahrscheinlich schien, daß man sie vom Boden in die Höhe gehoben hatte. Daß sie hiernach getragen worden sey, beruhigte sie etwas. Als sie auf dem Hügel ankamen, konnten sie ganz deutlich die Eindrücke der Moccassins erkennen, und da sie genau die Breite und Länge dieser Eindrücke maßen, so gewahrten sie, daß es zwei verschiedene Leute waren; sie verfolgten sie nun bis an den Wald, welcher ungefähr eine Viertelmeile von dem Sumpfe entfernt war, und da sie Alfred und Martin rufen hörten, antwortete Malachi, und Beide fanden sich bei ihnen alsbald ein.

„Wie ist's, Malachi?"

„Sie ist weggeschleppt, Sir, ich zweifle nicht," versetzte Malachi, „von der Schlange. Der Galgenschwengel hat einen ausgemachten Vortheil vor uns. Wir haben einen Gefangenen und er hat nun zwei."

Malachi erklärte nun, wie es gewiß sey, daß sie

fortgeschleppt worden, und Martin pflichtete ihm ganz bei. Alfred sagte hierauf: „Nun gut, bevor wir handeln, laßt uns überlegen, was dabei zu thun ist."

„Recht, Sir," versetzte Malachi, „das beste, was wir in diesem Augenblicke thun können, ist, daß die Erdbeere und ich der Spur folgen, um so viel als möglich nähere Nachricht einzuziehen, und wenn wir so viel erlangt haben, als wir können, eine Truppe bilden, um sie zu verfolgen. Lassen Sie uns nur eifrig die Spur verfolgen, und wir werden sie nicht verlieren, vorzüglich, wenn die Erdbeere mit uns ist, denn sie hat ein besseres Auge, als irgend ein Indianer, den ich kenne, sey es ein Mann oder ein Weib."

„Gut, das ist Alles recht, Malachi; aber was soll ich thun, während Sie die Spur verfolgen?"

„Nun, Sir, Sie müssen die Truppe bilden, und sich zum Aufbruch bereit halten, daß Sie in drei Stunden, wenn es möglich ist, da seyn können."

„Capitän Sinclair thäte am Besten, mit uns zu gehen, es würde ganz unsinnig seyn, wenn er dieß nicht thäte," sagte Alfred.

„Nun gut denn," versetzte Malachi, „vielleicht ist er ruhiger, ob ich gleich dächte, es wäre besser, er bliebe weg. Er wird nicht so kalt und ruhig seyn, als er seyn sollte."

„Es ist nichts zu befürchten, aber nun muß ich gehen, meinen Vater und meine Mutter von dem ganzen Umstande, welcher sich zugetragen hat, zu unterrichten. Ich muß Ihnen auch sagen, daß Percival noch am Leben ist."

„Warum, Sir?" versetzte Malachi. „Wollen Sie ihnen noch mehr Kummer machen? Es ist genug, daß sie den Raub der Miß Percival zu beklagen haben, um ihnen nicht eine neue Angst wegen des Knaben einzuflößen. Sagen Sie ihnen nur, daß Miß Mary von Einigen weggeschleppt worden, und daß dieses wahr=

scheinlich wegen der Gefangennehmung der jungen Otter geschehen sey."

„Gut, es wird besser seyn," sagte Alfred, „dann will ich Martin hier lassen und aufs Fort zu Capitän Sinclair reiten. Soll ich um einige Soldaten bitten?"

„Ja, Sir; es gibt einige gute Jäger unter ihnen, und wir brauchen deren ein Paar zu unserm Dienste. Wir müssen eine größere Macht als die Indianer haben; und diese belaufen sich mit ihrem Häuptlinge auf sechs. Nun sind Sie, Martin und ich, das sind drei; Capitän Sinclair und zwei Soldaten sind sechs, der junge Graves und Meridith machen acht. Das ist hinreichend, Sir, mehr als hinreichend, um sie zu überwältigen. Herr Heinrich und John müssen zurückbleiben, denn sie werden, bevor wir abgehen, nicht nach Hause kommen. Dieß thut mir leid, ich hätte lieber gesehen, daß sie bei uns wären."

„Wer kann helfen?" versetzte Alfred. „Nun gut, Martin und ich wollen mit einander zurückgehen, und wenn es möglich ist, werde ich mit Capitän Sinclair in zwei Stunden zurückkommen."

„Sobald als es Ihnen möglich ist, Sir, und Martin wird Alles vorbereiten, was wir zu unserer Reise nöthig haben, damit wir nicht ohne Noth Gebrauch von unsern Flinten machen müssen."

Alfred eilte nun fort und Martin, welchem Malachi noch einige Aufträge gegeben hatte, folgte nach. Malachi und die Erdbeere verfolgten die Spur weiter, und diese führte länger als eine Stunde durch das größte Dickicht des Waldes, bis sie an einen Platz kamen, wo ein Feuer gebrannt hatte, und der Boden zusammengetreten war; es war augenscheinlich, daß der Trupp hier einige Zeit gerastet hatte.

„Hier war das Lager der ganzen Bande," dachte Malachi, als er sich umschaute.

Die Erdbeere, welche den Boden betrachtete, sagte: „Hier ist Ihr Fuß wieder."

„Ja, ja, es ist ganz klar, daß zwei sie hiehergeschleppt haben, wo die andern auf sie warteten, und daß der ganze Trupp dann von hier aufgebrochen ist. Nun müssen wir trachten, die neue Spur zu finden, denn ich zweifle nicht, daß sie gedachten, uns irre zu führen.“

Die Erdbeere zeigte nun auf eine Spur nahe der Stelle, wo das Feuer war, und sagte:

„Der Moccassin einer Frau.“

„Recht, so ist sie mit ihr, um so besser,“ versetzte Malachi; „wenn es die ist, die mir den Brief geschrieben hat, so wird sie uns, wenn es ihr möglich ist, schon nützlich werden,“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Vor seinem Abgange nach dem Fort hatte Alfred eine eilige Unterredung mit seinem Vater und seiner Mutter, in welcher er ihnen nur eröffnete, daß Mary geraubt worden sey und daß Malachi und Martin der Meinung seyen, die zornige Schlange sey mit im Spiele.

„Was kann die Ursache seyn?“ sagte Emma weinend.

„Wahrscheinlich um Pulver und Blei zu bekommen, wenn er sie wieder bringt,“ versetzte Alfred, „aber es ist keineswegs zu befürchten, daß sie übel behandelt wird, denn hiezu ist keine Ursache vorhanden, und es ist wohlbekannt, daß ein Indianer das weibliche Geschlecht immer achtet. Doch, da kommt mein Pferd.“

„Wohin willst Du, Alfred?“ sagte Mrs. Campbell in der größten Aufregung.

„Ich reite nach dem Fort, um Beistand zu erhalten, bringe Capitän Sinclair mit, und dann verfolgen wir sie so schnell, als wir können, Mutter. Martin

wird bis zu meiner Zurückkunft alles vorbereiten. Malachi und die Erdbeere verfolgen indessen die Spur, doch es ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich sollte schon wieder zurück seyn."

Alfred schwang sich auf das Pferd, welches Martin an die Thüre gebracht hatte und sprengte fort.

Mann kann sich denken, in welcher Traurigkeit Herr und Mrs. Campbell sich befanden; dieß hinderte sie indessen nicht, den wartenden Martin mit allem zu versehen, was er forderte, als: gesalztes Schweinefleisch, andere Lebensmittel für die Reise, Pulver und Blei für ihre Gewehre und dergleichen. Nachdem er ihnen alles bekannt gemacht hatte, was nöthig war, ging er um den jungen Graves und Meredith zu holen; sie waren sogleich bereit, und als sie vernahmen, wie dringend es sey, waren sie augenblicklich zur Abreise fertig. Ihre Flinten, und noch ein paar Moccassins für Beide, war alles, was sie zu ihrem Vorhaben mitnahmen, und in wenigen Minuten begleiteten sie Martin nach dem Hause. Nachdem sie hierauf die verschiedenen Sachen in mehrere Theile getheilt, damit jeder das Gleiche trage, sagte Herr Campbell:

„Martin, vorausgesetzt, daß Sie und Malachi mit Ihrer Vermuthung recht haben, wohin glauben Sie denn, daß sie meine arme Nichte gebracht haben?"

„Gerade zu ihren Hütten, Sir," versetzte Martin.

„Wissen Sie, wie weit es ungefähr seyn mag?" sagte Mrs. Campbell.

„Ja, Ma'am, ich habe gehört, daß die Wohnung der zornigen Schlange ungefähr zwölf Tagreisen von hier sey."

„Zwölf Tagreisen! und wie lang ist eine?"

„So lange als ein kräftiger Mann in einem Tage gehen kann, Ma'am."

„Und wird meine Nichte so weit gehen können?"

„Warum nicht, Ma'am, ich sehe nicht, wie es an-

ders seyn könnte; ich kann nicht wissen, ob die Indianer Pferde haben, doch vielleicht haben sie welche."

„Aber sie kann nicht so weit gehen, wie ein Mann," versetzte Mrs. Campbell.

„Nein, Ma'am, ich denke auch, daß sie zwanzig Tage, statt zwölfen gebrauchen werden."

„Wird sie übel behandelt oder mißbraucht werden?" sagte Emma.

„Nein, Miß, ich kann mir nicht denken, daß sie dieses thun sollten; obschon sie solche zum Gehen nöthigen und sie binden werden, wenn sie stille halten."

„Arme Mary, was wirst Du ausstehen!" rief Emma. „Und wenn Ihr zu ihnen kommt, werden sie euch sie herausgeben?"

„Wenn wir sie nicht gutwillig erhalten, Miß, werden wir sie mit Gewalt nehmen."

„Doch ohne Blutvergießen, Martin," sagte Mrs. Campbell.

„Nein, wahrscheinlich nicht ohne Blutvergießen; entweder müssen wir die Indianer, oder sie uns vernichten; wenn wir siegen, so bleibt auch nicht einer von ihnen am Leben, und wenn sie Herr werden, so geht es ebenso mit uns, das ist so dasselbe, denke ich."

„Ach Himmel, beschütze uns, das ist schrecklich! Als wir hieher kamen, war ich auf Beschwerden und Gefahren gefaßt," rief Mrs. Campbell, „aber auf eine solche Prüfung nicht!"

„Es hat keine Gefahr, Ma'am, wir bringen sie zurück," sagte Martin. „Malachi ist ein besserer Indianer, als sie alle, und er wird sie überlisten."

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich denke, Ma'am, wir werden sie, wenn es möglich ist, unvermuthet überfallen und dann ist der Vortheil auf unserer Seite, denn die Hälfte wird getödtet seyn, ehe sie wissen, daß sie angegriffen werden; wir werden auf indianische Manier kämpfen, Ma'am."

Mrs. Campbell stellte noch weitere Fragen, bis

sie am Anfang der Prairie Alfred in aller Eile zurückkommen sahen; er war von Capitän Sinclair begleitet, und jeder hatte noch einen Mann hinter sich auf dem Pferde.

„Hier kommen sie!" sagte Martin, „sie haben hohe Zeit, das ist gewiß."

„Armer Capitän Sinclair. Was muß er leiden! Ich bedaure ihn;" sagte Mrs. Campbell.

„Er muß demungeachtet suchen, ruhig zu seyn," bemerkte Martin, „oder er macht sich mehr Kummer, als gut ist."

Alfred und Capitän Sinclair stiegen ab, sie hatten zwei Soldaten mitgebracht, welche im Walde gut zu gebrauchen und treffliche Schützen waren. Es fand eine eilige Unterredung von nur einigen Minuten statt, denn die Zeit war zu kostbar, und Alfred umarmte Vater und Mutter, welche dem Capitän Sinclair traurig die Hand drückten, und ihm glücklichen Erfolg wünschten; sie gingen nun zu sieben weg, um sich an Malachi und die Erdbeere anzuschließen.

Malachi und die Erdbeere waren während der Zeit nicht müßig gewesen. Letztere war nach Hause gelaufen und hatte Bogen und Pfeil geholt, und nachdem sie länger als eine Stunde den Fußtritten durch den Wald nachgegangen waren, kamen sie an ein schmales Flüßchen, welches den Wald durchschnitt. Hier war die Spur nicht mehr zu sehen, denn man gewahrte sie nicht mehr auf der andern Seite des Flusses, und sie vermutheten, daß die Indianer, um ihre Spur zu verbergen, in dem Fluß eine gewisse Strecke entweder auf oder abwärts weiter gegangen seyen, ehe sie auf das andere Ufer übergingen; als es nun aber an der Zeit war, daß Alfred und die Andern ankommen mußten, ging Malachi wieder auf den Platz, wo Alfred und Martin ihn verlassen hatten, und ließ die Erdbeere zurück, um an dem Flüßchen auf oder abwärts zu gehen, und so die Spur auf der andern

Seite wieder aufzufinden. Sobald sich nun die Truppe bei ihm eingefunden hatte, ging er mit derselben auf der Spur nach dem Ort zurück, wo er die Erdbeere verlassen hatte.

Sie warteten hier einige Zeit, denn die Erdbeere war noch nicht zu sehen, und benützten indessen diese Gelegenheit, um ihre Nahrungsmittel und Schießbedarf unter sich zu vertheilen. Obgleich Capitän Sinclair, wie man sich wohl denken kann, sehr ergriffen war, entwickelte er doch sehr große Thätigkeit im Anordnen und bewies, daß er ungeachtet seines zerrissenen Herzens den Kopf nicht verloren habe. Ihr Marsch wurde durch ihn und Malachi bestimmt, und als Alles vorbereitet war, wartete man mit Ungeduld auf die Erdbeere. Endlich kam sie und brachte die Nachricht, daß sie ohngefähr drei Meilen stromaufwärts die Spur wieder entdeckt habe, worauf sie unverzüglich aufbrachen. Man war übereingekommen, tiefes Stillschweigen zu beobachten, und sie folgten der neu entdeckten Spur ohngefähr eine Meile, als sie an einen lichten Platz des Waldes kamen, auf welchem das Gras ganz kurz und dürr war; jetzt waren sie in Ungewißheit; sie gingen auf die andere Seite dieser Haide, um zu sehen, wohin sie weiter gegangen seyen, nach einer Nachforschung von einer halben Stunde hatten sie noch nichts entdecken können, als sie durch ein leises Pfeifen der Erdbeere, welche zu dem Ort, an welchem sie die Spur verloren, zurückgegangen war, zurückgerufen wurden.

„Sie sind wieder zurückgegangen," sagte die Erdbeere, indem sie auf die vorigen Fußtritte zeigte, „ich sehe die Spuren der Moccassins auf dem Wege doppelt."

„Richtig!" sagte Malachi nach einer kurzen Untersuchung. „Nun denn, Erdbeere, suche nach, wo sie die alte Spur wieder verlassen haben. Ich habe Ihnen gesagt, Sir," fuhr Malachi gegen Alfred fort, „daß

uns die Erdbeere sehr nützlich seyn würde, sie hat ein Auge wie ein Falke."

Es war noch nicht ganz eine halbe Stunde verlaufen, seit sie den Ort entdeckten, auf welchem die Indianer, um sie irre zu führen, auf ihre alte Spur zurückgegangen waren; sie brachen daher wieder auf und verfolgten dieselbe unter Leitung der Erdbeere vorsichtig, bis diese stehen blieb, Malachi einen abgebrochenen Zweig an einem Busche zeigte, und in der Indianersprache zu ihm redete.

„Richtig; laß nun sehen, was sich weiter ereignet!" In wenigen Minuten zeigte die Erdbeere wieder auf einen andern Zweig.

„Das ist Alles recht," sagte Malachi, „ich sagte ja, daß sie uns helfen würde, wenn es möglich ist, nnd sie kann es. Das indianische Weib, welches den Brief schrieb," fuhr Malachi, zu dem Capitän Sinclair sich wendend, fort: „ist uns immer gewogen, sehen Sie, Sir, sie hat überall auf die Gefahr hin, von den Indianern bemerkt zu werden, dünne Zweige abgebrochen, welche uns als Führer dienen sollen. Nun wenn sie fortgefahren hat, dieses zu thun, so brauchen wir nicht in Unruhe zu seyn."

Sie verfolgten ihren Weg durch den Wald bis zu Sonnenuntergang, und bis sie nicht mehr sehen konnten. Sie hatten für heute ohngefähr neun Meilen, von der Niederlassung an, gemacht, und legten sich für diese Nacht unter einen großen Baum; das Wetter war warm und sie machten sich kein Feuer an, um sich etwas zu kochen. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch aßen sie schnell und verfolgten die Spur weiter. Sie war noch ganz deutlich, und wie früher waren gelegentlich Zweige abgebrochen. An diesem Tage legten sie eine Strecke von sechszehn Meilen zurück, und am Abend kamen sie an das Ufer eines, ohngefähr zehn Meilen langen und ein und eine halbe

Meile breiten Sees, auf welchen die Spur gerade zu ging, und dann verschwand.

„Hier müssen sie zu Wasser gegangen seyn,“ sagte Alfred, „aber welche Mittel hatten sie, um überzusetzen?“

„Das müssen wir vor Allem zu entdecken suchen, Sir,“ versetzte Malachi; „denn sonst werden wir die Spur nie wieder finden, vielleicht gelingt uns das morgen frühe, jetzt ist es zu dunkel, und wir könnten mehr verderben, als gut machen, wenn wir jetzt am Ufer nachspüren würden. Wir müssen die Nacht hier zubringen. Hier ist ein hohler Felsen, welcher am Gestade aufwärts zieht, und wir thun wohl, wenn wir uns hinter denselben begeben, weil wir da ein Feuer machen können, ohne von den Indianern bemerkt zu werden, im Falle sie sich auf dem entgegengesetzten Ufer befinden sollten; und in dieser Nacht müssen wir, wenn es möglich ist, alle unsere Provision in Bereitschaft setzen, denn wir können uns darauf verlassen, daß wir diesen Tag weiter gekommen sind, als sie mit der jungen Dame, und wenn wir die Spur bald wieder finden, so werden wir bald bei ihnen seyn.“

„Gott gebe, daß es wahr werde!“ rief Capitän Sinclair aus, „der Gedanke, was die arme Mary ausstehen muß, könnte mich zur Raserei treiben.“

„Ja, Sir, sie wird fürchterlich leiden, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi. „Doch die Indianer werden sie nicht übel behandeln, verlassen Sie sich darauf.“

Capitän Sinclair seufzte, antwortete aber nicht.

Sobald als sie alle an dem Felsen, welchen Malachi gezeigt hatte, angekommen waren, suchten sie Brennholz zu sammeln, und in wenig Minuten hatte die Erdbeere ein zu ihrem Vorhaben hinreichendes Feuer. Da sie keine Kochgeschirre bei sich hatten, so schnitten sie das Schweinefleisch in dünne Stücke, und steckten es auf kleine Stäbe, bis es hinlänglich geröstet war. Dann packten sie es wieder, bis auf jenen Theil, wel-

chen sie für heute essen wollten, in verschiedene Theile zusammen. Als sie ihr Mahl geendet hatten, um die Asche des Feuers herumsaßen und sich von der Wahrscheinlichkeit unterhielten, die Indianer überfallen zu können, sprang Martin auf, machte sich mit seiner Flinte fertig und schlug an.

„Was gibt's?“ sagte Alfred leise; aber Martin legte zum Zeichen, daß er schweigen solle, seinen Finger auf den Mund.

„Es kommt jemand auf diesem Weg — er ist hinter diesem dicken Baum,“ sagte Martin, „ich sehe seinen Kopf noch, aber es ist zu dunkel, um zu erkennen, was es seyn mag.“

Als Martin dieses sagte, wurde ein leises, besonderes Pfeifen durch die Zähne gehört, worauf die Erdbeere eilig mit ihrer Hand die Flinte Martin's abwendete und sagte:

„Es ist John!“

„John? Unmöglich;“ sagte Alfred.

„Er ist's,“ versetzte die Erdbeere. „Ich kenne dieses Pfeifen wohl; ich gehe, ihn zu holen, es hat keine Gefahr.“

Die Erdbeere verließ die Truppe und ging zu dem Baume, indem sie leise John beim Namen rief, und wenige Sekunden hernach kam sie, denselben an der Hand führend, zurück. Ohne ein Wort zu sagen, stellte er sich ruhig an das Feuer.

„Ei, John, woher kommst Du?“ rief Alfred.

„Ich folgte Eurer Spur,“ versetzte John.

„Wenn gingst Du von Hause weg?“

„Gestern, als ich zurückkam,“ versetzte John.

„Weiß Ihr Vater und Ihre Mutter, daß Sie nachkommen wollten,“ sagte Capitän Sinclair.

„Ich traf den alten Graves, und sagte es ihm,“ antwortete John. „Habt Ihr etwas zu essen?“

„Der Junge hat nun keine Zeit zu verlieren, ich will für ihn antworten,“ sagte Martin, indem die Erd-

beere beschäftigt war, ihm Fleisch zu geben. „Sind Sie versehen, John?"

„Noch nicht," versetzte John mit vollem Munde.

„Laßt ihn essen," sagte Malachi, „es ist viel für einen Jungen, zwei Tage ohne Nahrung auszuhalten, und ich will für ihn antworten, daß er, sobald er hörte, daß wir fortgegangen, das Haus verließ, und daß er seit gestern nichts gegessen hat. In der That, so muß er es gemacht haben, wenn er gestern unserer Spur folgte, und uns in so kurzer Zeit, heute Nachts, antreffen wollte, drum laßt ihn in Ruhe."

„Was mich wundert, Malachi, das ist, wie er den Weg zu uns finden konnte."

„Ei nun, Sir, ich muß es gestehen, ich bin hierüber ebenso verwundert, als erfreut," versetzte Malachi, „es ist wirklich ein großes Unternehmen für einen jungen Menschen, das für sich allein zu thun, und ich bin stolz auf ihn, daß er es gethan hat; nun sehe ich erst, welch' einen Jäger er einst geben wird!"

„Es wird Viele geben, die nicht im Stande sind, dieß zu thun, das ist gewiß," sagte Martin, „ich wundere mich so sehr, als Sie, Herr Alfred, wie er dieses zu thun vermochte — indessen er hat die Gabe."

„Aber ich setze den Fall, er hätte uns nicht gefunden, wovon würde er in diesen Wäldern gelebt haben? Es ist ein Glück, daß er uns getroffen hat," sagte Capitän Sinclair.

John schlug auf den Lauf seiner Flinte, welche bei ihm lag, und von Capitän Sinclair nicht bemerkt worden war.

„Ich konnte mir nicht denken, daß John ohne seine Flinte in den Wald gehe, Sir; dachten Sie so?"

„Ich bemerkte nicht, daß er sie bei sich hatte," sagte Capitän Sinclair, „aber ich hätte wohl John besser kennen sollen."

Als John mit seinem Abendessen fertig war, leg-

ten sie sich zur Ruhe, bis auf einen, der Wache hielt, damit sie nicht überfallen würden.

Mit Tagesanbruch frühstückten sie und gingen dann an das Ufer zu der Stelle hinab, an der sie die Spur verlassen hatten. Nach einer langen Nachforschung rief Malachi der Erdbeere, zeigte ihr eine Stelle am Ufer, und forderte sie auf, hinzusehen. Die Erdbeere that es und bemerkte endlich, daß es die Spur eines Canoe's sey, welches bei dem Landen desselben in dem Boden sich abgedrückt hatte.

„Ich dachte es," sagte Malachi, „sie hatten ihr Canoe bei der Hand und sind über den See gefahren. Nun müssen wir den See umgehen und die Spur von Neuem aufsuchen, was uns einen halben Tag aufhalten wird."

Sie umgingen nun den See den Ufern entlang, sorgsam den Boden untersuchend, bis auf die andere Seite. Gegen Mittag waren sie auf der andern Seite bis zu der Stelle gekommen, welche dem Felsen, hinter dem sie in vergangener Nacht ihr Feuer hatten, gegenüber lag, ohne eine Spur entdeckt zu haben.

„Sie sind nicht in gerader Linie übergefahren," sagte Capitän Sinclair, „das ist augenscheinlich, wir müssen nun mehr nordwärts suchen."

Sie thaten dies und entdeckten endlich, daß das Canoe an der Nordspitze des Sees angefahren war, nachdem sie den ganzen Weg dem östlichen Ufer entlang gemacht hatten. Der Ort der Landung war ganz deutlich zu bemerken, und eine kurze Strecke darauf konnten sie wahrnehmen, daß das Canoe fortgeschleift worden war. Es war nun weit in den Nachmittag hinein, und daher wurde die Frage erhoben, ob sie die Spur verfolgen, oder erst suchen sollten zu ermitteln, wo das Canoe verborgen war, weil es ihnen bei ihrer Rückkunft nützlich seyn konnte. Es wurde beschlossen, zunächst das Canoe aufzusuchen, und dies konnte erst nach Verlauf von zwei Stunden geschehen, wo sie es in einem Gebüsche, ohn-

gefähr eine Meile vom See entfernt, versteckt fanden. Dann folgten sie noch zwei Meilen der Spur, die Zweige waren wie zuvor umgebogen oder gebrochen, was ihnen große Hülfe leistete, denn die Nacht war eingetreten. Nachdem sie einen lichten Hügel erreicht hatten, schlugen sie ihr Nachtlager unter den Bäumen auf, und begaben sich zur Ruhe. Mit Anbruch des Tages machten sie sich wieder auf, und nach einem Marsche von zwei Stunden ging die Spur über eine schmale Wiese, was sie etwas in Unruhe versetzte, indessen fanden sie auf der entgegengesetzten Seite die Spur wieder, und da die Zweige noch häufiger gebrochen und gebogen waren, so kamen sie sehr schnell vorwärts. Während dieser Tage hatte Martin mit dem Bogen, welchen die Erdbeere gebracht hatte, zwei Truthähne erlegt, was sehr vortheilhaft für sie war, indem sie nur auf sieben oder acht Tage mit Lebensmitteln versehen waren, während das Ziel ihrer Reise unmöglich noch vorauszusehen war.

Nicht lange vor der Abenddämmerung vernahm das leise Gehör der Erdbeere ein dumpfes Geräusch, wie das eines schwerathmenden Menschen. Sie zeigte mit dem Finger auf ein Gebüsch, die Andern nahten sich vorsichtig und fanden auf der andern Seite desselben ein indianisches Weib, heftig blutend, auf dem Boden liegen. Als sie dasselbe aufhoben, erkannten sie das indianische Weib wieder, welches sie gerettet, dem sie den Fuß eingerichtet hatten, und welches wahrscheinlich entdeckt worden war, als es, um ihnen die Spur zu verrathen, die Zweige abbrach. Die Untersuchung ergab, daß sie mit einem Tomahawk eine starke Wunde am Kopfe erhalten hatte, der Schlag war jedoch glücklicherweise seitwärts abgewichen und nicht in den Schädel eingedrungen. Sie war nicht bei sich, indem sie bis zu dieser Zeit sehr viel Blut verloren hatte. Sie stillten das Blut, legten ihr eine Binde von Linnen um, und gossen ihr etwas Wasser in den Mund. Es war nun dunkel und nicht mehr möglich, diese Nacht

weiter zu kommen. Die Erdbeere ging in den Wald, um einige Kräuter zu suchen, mit welchen sie die Wunde verband, und als sie es der armen Indianerin so bequem als möglich gemacht hatten, legten sie sich zur Ruhe. Nun erst sagte Malachi zu Alfred:

„Es ist kein Zweifel, Sir, daß die Indianer entdeckt haben, daß diese Frau uns die Spur bezeichnete, daß sie ihr einen Schlag mit dem Tomahawk versetzten und sie für todt liegen ließen. Ich denke, daß die Wunde, obwohl sie stark, doch nicht gefährlich ist; die Erdbeere ist auch dieser Meinung. Dies wird sich indessen morgen entscheiden, und wenn sie nicht zu schwach ist, so werden wir uns derselben bedienen, denn wir müssen nun vorwärts machen, so viel wir nur können."

Als sie am nächsten Morgen erwachten, fanden sie die Erdbeere bei der Indianerin sitzen, welche nun ganz wieder bei sich und gefaßt, aber doch sehr schwach und erschöpft war. Malachi und Martin gingen zu ihr und hatten in Zwischenräumen eine lange Unterredung mit ihr. Malachi hatte mit seiner Vermuthung Recht gehabt. Die zornige Schlange hatte gesehen, wie sie einen Zweig einbog, und schlug sie mit seinem Tomahawk nieder. Sie erhielten von ihr die weitere Nachricht, daß die zornige Schlange, über die Gefangennehmung der jungen Otter erbost, beschlossen hatte, für ihn sich eines Andern als Geißel zu bemächtigen, daß er daher Mary Percival geraubt, sechs Indianer, die sämmtlichen erwachsenen Krieger seiner Horde, bei sich habe, daß nach einigen Tagereisen Mary Percival wegen heftiger Schmerzen an den Füßen nicht lange habe gehen können, daß sie sonst geachtet und nicht schlimm behandelt werde, daß die Indianer nicht gerade nach Hause gehen, sondern noch einen Umweg von sechs oder sieben Tagereisen deswegen machen wollen, damit sie nicht von einigen anderen Stämmen, welche auf dem geraden Wege wohnten, gesehen würden, und verrathen werden könnten. Sie sagte, daß sie es gewesen, welche den indianischen

Brief im vergangenen Herbste an Malachi geschrieben, und daß sie dieses darum gethan habe, weil sie von Herrn und Mrs. Campbell so gütig gepflegt worden sey, als man sie mit verrenktem Fuße im Walde gefunden habe, daß Percival ganz wohl war, als sie ihn in den Hütten zurückließen, und daß die zornige Schlange gesonnen sey, wenn er nicht eine beträchtliche Menge Pulver, Blei und mehrere Flinten dagegen erhalten würde, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen, weil er ihm wirklich geneigt sei. Auf die Frage, ob der Knabe munter sey, antwortete sie, daß er es anfangs nicht gewesen, nun aber beinahe ein ganzer Indianer geworden sey, daß es ihm selten erlaubt werde, die Hütten zu verlassen, und nie anders, als in Begleitung der zornigen Schlange. Hinsichtlich der Entfernung und Richtung der Hütten sagte sie, daß es auf geradem Wege noch sieben Tagereisen seyen, daß aber die Horde mit Miß Percival nicht unter fünfzehn Tagen dahin kommen würde, da sie mit jedem Tage von der langen Reise ermüdeter werde. Nachdem sie nun diese Nachricht erhalten, wurde eine Berathung gepflogen, und Malachi, nachdem er darum nachgesucht, sprach zuerst also:

„Meine Meinung ist diese: wir können nichts besseres thun, als so lange hier zu bleiben, bis die Frau so weit sich wieder erholt hat, daß sie mit uns gehen, und uns den geraden Weg zu ihrer Wohnung zeigen kann. In zwei oder drei Tagen wird sie wahrscheinlich wohl genug seyn, um mit uns gehen zu können, dann werden wir den geraden Weg einschlagen, und vor ihnen ankommen. Die Kenntniß der Gegend und der Pfade, wird uns in den Stand setzen, ihnen einen Hinterhalt zu legen, und so das Fräulein selbst ohne viel Gefahr für uns zu befreien. Es wird ihnen nicht einfallen, daß sie in unsere Hände gerathen, weil sie sich einbilden werden, daß die Frau todt ist; ein Tomahawk fehlt selten.“

Nach langer Rücksprache wurde der Vorschlag Malachis als der beste gut geheißen, und in einer weitern Unterredung mit dieser Frau wurde derselben der gefaßte Entschluß bekannt gemacht. Da sie nun ohne Furcht waren, daß die Indianer ihre Spur entdecken könnten, gingen Martin und Alfred auf die Jagd aus, um sich zu verproviantiren, während die Anderen aus Baumzweigen für die ganze Gesellschaft eine geraume Hütte bauten. Gegen Abend kamen Alfred und Martin mit einem schönen Rehbock zurück. Es wurde ein Feuer angeschürt, und Alles machte sich nun an's Kochen und Essen. Das indianische Weib forderte auch was zu essen, und ihre Herstellung war daher nicht mehr zweifelhaft.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In dieser Weise warten zu müssen, war für Capitän Sinclair sehr verdrießlich, es war aber nicht zu helfen. Er überzeugte sich, daß es das Klügste sey, und machte daher keine Einwendung dagegen. Alfred war über diese Verzögerung unruhig, denn er bedachte, in welcher Angst sich sein Vater und seine Mutter befinden würden. Zu ihrer Freude bemerkten sie indessen, daß die Indianerin sich schnell erholte, und am fünften Tag ihres Aufenthalts in dem Walde sagte sie, daß sie nun im Stande sey, mit ihnen zu gehen, wenn sie langsam gehen würden. Man kam daher überein, daß man am sechsten Tage aufbrechen wolle, und so geschah es, nachdem sie ihren Vorrath von gesalztem Fleische zu sich genommen hatten, um sich nicht unterwegs aufhalten, oder von ihren Flinten mehr Gebrauch machen zu müssen, als ihnen nöthig schien. Mit Sonnenaufgang brachen sie auf und folgten nicht mehr der Spur, sondern schlugen, von der Indianerin geleitet, den Weg in gerader

Richtung zu den Wohnungen der Horde der zornigen Schlange ein.

Ohngeachtet der Ermüdung der Indianerin, welche den Kopf verbunden hatte, und wegen großen Blutverlustes sehr schwach war, machten sie doch eine ziemliche Tagreise und hielten dann wieder an. So setzten sie ihren Weg bis zum sechsten Tage fort, als ihnen Nachts, indem sie sich wieder lagerten, die Indianerin sagte, daß sie jetzt nur noch drei oder vier Meilen von den Wohnungen seyen, welche sie suchten. Es wurde nun Rath gehalten, was weiter zu thun sey, und endlich kam man überein, daß die Indianerin sie womöglich an einen den Wohnungen sehr nahen Platz führen solle, wo sie sich verbergen könnten, und daß, wenn sie dort angekommen seyen, diese Frau und Malachi auskundschaften sollten, ob der Häuptling mit seiner Horde und mit Miß Percival schon zurück sey oder nicht. Die Nacht wurde in großer Unruhe und von den Meisten derselben schlaflos zugebracht, so ängstlich sahen sie dem Morgen entgegen. Lang vor Tagesanbruch brachen sie wieder auf, gingen mit Vorsicht weiter, und wurden von der Indianerin in ein dickes, junges Gebüsch geführt, welches nur hundert und fünfzig Schritte von den Wohnungen entfernt war, und sie vor allen Entdeckungen sicherte. Gleich darauf krochen Malachi und die indianische Frau auf allen Vieren fort, und waren in dem Gebüsch bald nicht mehr zu sehen; sie näherten sich den Hütten so viel wie möglich, um besser lauschen zu können. Während der Zeit richteten die Uebrigen ihre Augen auf die Hütten, um zu beobachten, wer herauskomme, wenn sie aufstehen würden, denn der Tag wollte gerade anbrechen, als sie in ihrem Versteck angekommen waren.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatten, sahen sie einen indianischen Knaben aus der Hütte kommen. Er war mit einem indianischen Hemde aus Hirschhaut bekleidet und hatte Bogen und Pfeil in seiner Hand. Eine Adlerfeder war als Zeichen, daß er

der Sohn eines Häuptlings sey, im Haare über dem Ohre befestigt.

„Das ist mein Bruder Percival,“ sagte John mit leiser Stimme.

„Percival!“ versetzte Alfred, „ist es möglich?“

„Ja,“ lispelte die Erdbeere, „es ist Percival; aber sprecht nicht so laut.“

„Nun, den haben sie zu einem ganzen Indianer gemacht,“ sagte Alfred, „wir werden jetzt einen schlechten Eindruck auf ihn machen.“

Percival, er war es, sah sich einige Zeit rund um, endlich flog eine Krähe über seinen Kopf, er spannte seinen Bogen und legte mit seinem Pfeil den Vogel todt zu seinen Füßen.

„Ein Hauptschütze,“ sagte Capitän Sinclair. „Der Junge hat auf alle Fälle etwas gelernt. Das können Sie nicht, John.“

„Nein,“ entgegnete John, „aber sie können auch nicht mit der Flinte so umgehen.“

Sie warteten noch etwas länger, es kam eine indianische Frau, und ein alter Mann heraus, und ungefähr eine Viertelstunde später kamen noch drei Weiber und ein Indianer von beiläufig zwanzig Jahren.

„Ich denke, die haben wir nun ganz in unserer Gewalt,“ sagte Martin.

„Ja, ich denke auch so,“ versetzte Capitän Sinclair.

„Ich wünschte, Malachi käme nun wieder zurück, denn ich glaube nicht, daß er mehr auskundschaften wird, als wir selbst sehen.“

Eine halbe Stunde später kamen Malachi und die Indianerin zurück; sie hatten sich in dem Gebüsche den Wohnungen bis auf fünfzig Schritte genähert; näher gingen sie nicht, indem sie befürchteten, daß, wie die Indianerin sagte, die Hunde, deren sie zwei zu Hause gelassen hatten, Lärm machen möchten. Die Frau sagte nun, daß, nach ihrer Ueberzeugung, die Truppe noch nicht nach Hause gekommen sey, und sie hielten nun

eine Berathung über ihr weiteres Benehmen. Die Indianer waren nicht stark, ein alter Mann, ein Jüngling von zwanzig Jahren und vier Weiber. Diese hätten sie wohl leicht gefangen nehmen, und sich ihrer versichern können, doch war die Frage, ob es auch räthlich sey, indem hiebei leicht jemand entwischen, den abwesenden Trupp hievon in Kenntniß setzen, und veranlassen könnte, mit Mary Percival nicht nach den Hütten zu gehen.

Diese Frage wurde zwischen Malachi, Capitän Sinclair und Alfred leise verhandelt. Endlich unterbrach sie John und sagte: „Sie gehen auf die Jagd, der alte und der junge Indianer und Percival, sie haben alle ihre Bogen und Pfeile."

„Der Junge hat recht," sagte Malachi. „Nun gut, ich betrachte dieß als die Entscheidung unserer Frage; wir können die Männer gefangen nehmen, ohne daß die Weiber etwas davon gewahr werden. Sie werden sie vor Abend nicht zurück erwarten, und wenn sie nicht zurück kommen, so werden sie darüber weder erstaunt, noch unruhig seyn, wir thun daher besser, wenn wir sie weggehen lassen und ihnen folgen. Wenn wir uns derselben versichert haben, dann können wir entscheiden, was mit den Frauen geschehen soll."

Dieß wurde genehmigt und Malachi eröffnete nun der Indianerin ihr Vorhaben, sie pflichtete demselben bei, sagte aber: „Der alte Rabe (auf den alten Indianer zeigend) ist sehr verschmitzt; Sie müssen vorsichtig seyn."

Sie blieben nun noch eine Viertelstunde in ihrem Verstecke, bis die zwei Indianer und Percival den offenen Platz vor den Hütten überschritten und den Wald erreicht hatten. Sie folgten ihnen nun in gerader Richtung; Malachi und John gingen voraus, Martin und Alfred folgten ihnen, sie im Gesichte behaltend, und die übrigen der Truppe gingen in einiger Entfernung hinter Martin und Alfred. Auf diese Art setzten sie ih-

ren Weg länger als eine halbe Stunde im Walde fort, als ein Rudel Hirsche vor Malachi und John vorbeirannte. Sie hielten sogleich an und verbargen sich, Martin und Alfred, welche es bemerkten, thaten dasselbe, und so auch, auf die Bemerkung der Erdbeere, die Uebrigen. Kaum hatten sie dieses gethan, so folgte ein Stück Wild, welches von einem Pfeile getroffen war, dem Rudel nach und nach einigen Sätzen fiel es nieder. In ein paar Minuten erschienen die Jäger und blieben bei dem verwundeten und verendenden Thiere stehen, und nachdem sie etwas mit einander gesprochen hatten, ergriffen sie ihre Messer, um es abzustreifen und aufzubrechen. Während sie nun hiemit beschäftigt waren, krochen Malachi und John von einer Seite, Alfred und Martin von einer andern, und die übrigen von einer dritten Seite leise auf sie zu; aber um sie gänzlich zu umringen, war es nöthig, einen oder zwei mehr östlich zu senden. Capitän Sinclair beorderte daher Graves und einen der Soldaten, so still als möglich an den angewiesenen Platz zu schleichen und zu warten, bis das Zeichen gegeben würde.

Als nun so die Truppe den Indianern und Percival immer näher und näher kam, schien der alte Rabe unruhig zu werden, sah sich rings um und legte sich auf einmal mit dem Ohre auf die Erde; als er dieses that, standen sie still und wagten kaum zu athmen.

„Die Indianerin sagt, daß der alte Rabe Verdacht schöpfe und überzeugt sey, daß ihm jemand im Walde nahe, sie glaube daher, daß es besser sey, wenn sie zu ihm gehe," sagte die Erdbeere zu Capitän Sinclair.

„Laß sie gehen," entgegnete Capitän Sinclair.

Die Indianerin stand auf und ging in gerader Richtung auf die Indianer zu, welche sich bei ihrer Annäherung sogleich umwandten. Sie sprach mit ihnen und es schien, daß sie ihnen ihre Zurückkunft erzählte.

Jedenfalls beschäftigte sie die Aufmerksamkeit des alten Raben, bis ihn die Truppe ganz eingeschlossen

hatte, und dann fielen Martin und alle übrigen, zu gleicher Zeit aufspringend, über sie her. Nach einer kurzen und vergeblichen Gegenwehr hatten sie sich ihrer bemächtigt, doch nicht, ohne daß der junge Indianer einen Soldaten durch einen Messerstich verwundet hatte. Die Riemen waren bereit, die Indianer wurden gebunden und auf Anordnung Malachi's auch Percival, der, so lange er nicht gebunden war, zu entfliehen versuchte. Sobald man sich der Gefangenen versichert hatte, brachen Martin, Graves und einige andere Soldaten das Wild auf, um es zum Essen zu bereiten, während die Erdbeere und die indianische Frau Brennholz sammelten. Indessen stand Capitän Sinclair, Alfred und Malachi mit John bei den Gefangenen und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Percival, welchen sie zu binden genöthigt waren, damit er ihnen nicht entwische. Er war nun fast zwei Jahre bei den Indianern in den Wäldern, ohne das Angesicht eines weißen Mannes gesehen zu haben, und schien alle Erinnerungen seines früheren Lebens verloren zu haben, — so schnell kann man in den Zustand der Verwilderung gerathen. Auf die Frage Alfreds antwortete er nicht und schien ihn nicht zu verstehen.

„Lassen Sie mich es versuchen, Sir," sagte Malachi, „ich will Indianisch mit ihm sprechen; er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen. Es ist bewundernswürdig, wie bald wir in den Stand der Natur zurückkehren, wenn wir einmal in den Wäldern sind."

Malachi sprach nun mit Percival in indianischer Sprache. Percival hörte einige Zeit zu, endlich antwortete er in derselben Sprache.

„Was sagt er, Malachi?" fragte Alfred.

„Er will seinen Todtengesang singen, denn er sey der Sohn eines Kriegers und wolle muthvoll sterben."

„Wie der Junge verändert ist," sagte Capitän Sinclair, „ist es möglich, daß eine so kurze Zeit dieses herbeiführen könnte?"

„Ja, Sir, versetzte Malachi, „bei jungen Leuten bedarf es nicht viel Zeit, um sie ganz zu verändern, aber es wird nicht lange dauern; wenn er wieder bei seiner Mutter zu Hause ist, so wird er nach und nach sein Indianerleben vergessen, und seine frühern Erinnerungen wieder bekommen; eine Frau macht mehr Eindruck als ein Mann. Wir wollen die Erdbeere mit ihm sprechen lassen. Sie sehen, Sir, er ist gebunden und betrachtet sich selbst als einen Gefangenen, und wir dürfen ihn nicht los lassen, bis unser Vorhaben vollbracht ist, dann hat es keine Gefahr mehr, und wenn er wieder kurze Zeit bei uns ist, wird er sich schon zurecht finden."

Malachi rief der Erdbeere und sagte ihr, daß sie mit Percival von seiner Heimath, von seiner Mutter, und von andern, seine früheren Verhältnisse betreffenden Gegenständen sprechen solle.

Die Erdbeere setzte sich zu Percival und sprach mit ihm Indianisch von seinem Vater, von seiner Mutter, von seinen Cousinen, und wie er von den Indianern gefangen wurde, als er auf der Jagd war, wie seine Mutter ihn beweinte, und wie alle seinen Verlust beklagten, dann ging sie in einem leisen, singenden Tone von einem auf das andere über, was sein voriges Leben auf der Ansiedlung berührte, und es war augenscheinlich, daß er sehr aufmerksam zuhörte. Die Erdbeere hatte ihm länger als eine Stunde erzählt, als Alfred sich an ihn wandte und sagte:

„Percival, kennst Du mich denn nicht?"

„Ja," versetzte Percival in englischer Sprache; „ich kenne Dich, Du bist mein Bruder Alfred."

„Nun ist's recht, Sir," sagte Malachi, „so muß man fortfahren, bis dem Jungen seine Gedanken wieder kommen. Die Erdbeere wird es ihm schon nach und nach beibringen."

Nun setzten sie sich zu ihrem Essen nieder; die zwei Indianer wurden auf eine Strecke zurückgebracht,

und unter die Aufsicht eines der Soldaten gestellt; Percival blieb aber bei ihnen. John setzte sich zu Percival und hielt ihm versuchsweise ein Stückchen Wildpret vor den Mund und sagte: „Percival, wenn wir jetzt heimgehen, so werden Deine Hände aufgebunden, und Du wirst statt Deines Bogens und diesem Pfeile, eine Flinte bekommen. Da — esse das."

Das war ein langer Satz für John, indessen er that seine Wirkung, Percival öffnete den Mund, nahm das Wildpret an, und hielt, so von John gefüttert, eine ziemlich gute Mahlzeit. Sobald nun das Essen vorüber war, wurde darüber berathen, was weiter zu thun sey, und die Frage erörtert, ob sie die Weiber gefangen nehmen, oder in den Hütten lassen und sich ruhig verhalten sollten, bis die zornige Schlange mit ihrem Trupp ankommen würde.

Malachi's Meinung war folgende:

„Ich denke, wir werden jedenfalls besser thun, wenn wir bis morgen warten, Sir; Sie sehen, die Frauen werden gar nicht in Unruhe gerathen, wenn die Jäger in einem oder zwei Tagen nicht nach Hause kommen, denn sie wissen, daß sie ohne Wildpret nicht zurückkehren, und dieses findet man nicht immer sogleich; ihr Wegbleiben wird daher bei ihnen nicht den geringsten Argwohn erregen. Ich dächte, wir sollten in unser voriges Versteck zurückkehren und beobachten, was sie vornehmen. Auch wissen wir dann, wenn die Truppe mit Miß Percival kommen wird, ob sie schon während unserer Abwesenheit gekommen sind, oder ob sie erst morgen kommen werden. Es wird daher das Beste seyn, wenn wir uns mit den Gefangenen nicht mehr beschweren, als es absolut nöthig ist."

Dieser Meinung wurde endlich beigestimmt, und sie brachen auf, um zu den Wohnungen der Indianer zurückzukehren. Sie kamen ohngefähr eine Stunde vor der Dämmerung in ihren Schlupfwinkeln an, und hatten die Vorsicht gebraucht, die zwei Indianer zu knebeln,

damit sie nicht durch einen Ruf ihre Gefangennehmung verrathen könnten. Percival wurde wirklich ruhig und fing an, mit John etwas zu sprechen.

Sie hatten sich kaum fünf Minuten lang in dem dichten, jungen Tannengebüsche verborgen, als sie im Holze, auf der andern Seite der Wohnungen, einen entfernten Ruf vernahmen.

„Jetzt werden sie kommen," sagte Martin. „Das ist ihr Signal."

Eine der indianischen Weiber bei den Hütten erwiderte den Ruf.

„Ja, Sir, sie werden kommen," sagte Malachi. „Ich bitte, Capitän Sinclair, seyen Sie ruhig und setzen Sie sich nieder, Sie werden sonst unsern ganzen Plan verderben."

„Nieder, Sinclair! Ich bitte sehr," sagte Alfred.

Capitän Sinclair war sehr aufgeregt, doch that er, was von ihm gefordert wurde.

„O, Alfred," sagte er, „sie ist so nahe!"

„Ja, mein lieber Junge, aber wenn Sie sie noch näher wünschen, so müssen Sie klug seyn."

„Wahr, sehr wahr," versetzte Capitän Sinclair.

In ohngefähr einer halben Stunde sah man die zornige Schlange mit ihrer Horde aus dem Wald herauskommen und bemerkte, daß vier Indianer eine Tragbahre von Baumästen trugen.

„Sie konnte nicht mehr gehen, Sir," sagte Malachi zu Capitän Sinclair, „weil sie sie tragen. Ich sagte Ihnen, daß sie nicht hart behandelt werden würde."

„Laßt sie mich nur sehen, wenn sie von der Bahre heruntergeht, dann werde ich zufrieden seyn," sagte Capitän Sinclair.

Die Indianer waren bald über den offenen Platz und standen an einer Hütte still. Mary Percival wurde herabgehoben, und man sah sie mit Anstrengung

in die Hütte gehen, in welche ihr zwei indianische Weiber folgten.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen der zornigen Schlange und den zwei Weibern begab sich der Häuptling mit seiner Bande in eine andere Hütte.

„Alles recht, Sir," bemerkte Malachi; „sie haben sie unter Aufsicht zweier Frauen in einer Hütte allein gelassen, und so wird keine Gefahr für sie zu befürchten seyn, wenn wir sie angreifen, was, wie ich meine, bald geschehen muß und ehe es dunkel wird, damit sie uns nicht entwischen und uns hernach anderwärts beunruhigen."

„Wir wollen es sogleich thun," sagte Capitän Sinclair.

„Nein, nicht sogleich, Sir; wir haben noch ein und eine halbe Stunde Tag. Wir wollen noch eine Stunde warten, so lange haben sie zum Essen nöthig, dann werden sie sich, erfreut über den Raub der Miß Percival, schlafen legen, wie die Indianer gewöhnlich thun. In einer Stunde von jetzt an werden wir sie am besten überfallen."

„Sie haben recht, Malachi," versetzte Alfred; „Sinclair, Sie müssen Ihre Geduld zügeln."

„Ich muß, ich weiß es," versetzte Capitän Sinclair; „aber es wird eine langweilige Stunde für mich seyn. Lassen Sie uns nun unsere Anstalten treffen; wir haben es mit sechsen zu thun."

„Und nur mit zwei Flinten," sagte Alfred. „Der Erfolg ist uns gewiß."

„Wir müssen erst sehen," sagte Martin, „ob alle in einer Hütte bleiben, oder ob sie sich vertheilen, und müssen demnach verfahren. Welcher wird bei den Gefangenen bleiben?"

„Ich nicht," sagte John in einem bestimmten Ton.

„Du mußt, John, wenn es beschlossen ist," sagte Alfred.

„Besser nicht, Sir," versetzte Malachi, „sobald der Junge das Krachen unserer Flinten hört, wird er seine Gefangenen verlassen, um sich uns anzuschließen, das weiß ich gewiß. Nein, Sir, wir können die Erdbeere bei den Gefangenen lassen, ich will ihr mein Jagdmesser geben, es ist hinreichend."

Sie beobachteten noch eine halbe Stunde die Hütten, bis Alles ruhig schien und niemand mehr herauskam. Nachdem sie nun das Zündkraut auf ihren Flinten untersucht hatten, wurde jedem der Platz angewiesen, so daß sie die Hütten ganz einschlossen und sich gegenseitig unterstützen konnten. John wurde angewiesen, auf seine Cousine Mary recht Acht zu haben und zu verhüten, daß die Frauen nicht mit derselben aus der Hütte, in welche sie gesperrt war, entwischten. John vollzog diesen Auftrag, welcher ihm von Wichtigkeit schien, obwohl man ihn hiezu ausersehen hatte, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Als man der Erdbeere die Aufsicht über die Gefangenen übertragen hatte und diese mit gezogenem Jagdmesser bei ihnen stand, bereit, den geringsten Versuch zur Entweichung zu vereiteln, schlich die ganze Truppe auf demselben Pfade, welchen Malachi und die Indianerin gegangen waren, leise vorwärts, den Hütten zu. Sobald sie angekommen waren, warteten sie einige Minuten, während welcher Malachi umherblickte. Als sie nun sahen, daß Malachi aufsprang, thaten sie es Alle, jeder eilte auf seinen Platz, und um die Hütte, in welcher die zornige Schlange mit seinen Gesellen lag. Die Indianer schienen zu schlafen, und Alles blieb ruhig.

„Laßt uns erst Fräulein Percival an einen sichern Ort bringen," sprach Capitän Sinclair leise.

„So thun Sie es," sagte Alfred; „sie wird Sie lieber sehen, als uns."

Capitän Sinclair eilte zu der Hütte, in welche Miß Percival gebracht worden war, und öffnete die Thüre. Mary Percival stieß, sobald sie den Capitän

Sinclair erkannte, vor Freude einen lauten Schrei aus, stand von den Häuten auf, auf welchen sie niedergesunken war, und fiel ihm um den Hals. Capitän Sinclair schloß sie in seine Arme und wollte sie aus der Hütte tragen, als eine Indianerin ihn beim Rock erfaßte; aber John, welcher eintrat, stieß ihr den Gewehrkolben in's Gesicht, so daß sie ihn gehen ließ und sich zurückzog, und Capitän Sinclair trug nun Mary auf seinen Armen in das Gebüsche, in welchem die Erdbeere bei den Gefangenen Wache hielt.

Mary's Ruf hatte die Indianer, welche wegen ihrer Ermüdung und ihren Entbehrungen in tiefem Schlafe lagen, aufgeweckt; aber bis jetzt wurde in der Hütte noch keine Bewegung vorgenommen, und während Malachi und Alfred sich besprachen, ob sie in die Hütte eindringen sollen oder nicht, fiel ein Schuß aus der Hütte, welcher den nächst Alfred stehenden Soldaten traf. Ein zweiter Schuß folgte und Martin erhielt eine Kugel in die Schulter, und hierauf stürzte die zornige Schlange mit seiner Horde heraus, der Häuptling schwang sein Tomahawk, auf Malachi losspringend, indem die andern Martin und Alfred, welche die nächsten an der Thüre waren, angriffen. Malachi richtete seine Flinte auf die Brust der zornigen Schlange, und als er auf ihn eindrang, schoß er ihm die ganze Ladung durch den Leib. Die andern Indianer wehrten sich verzweifelt, aber da sie ganz eingeschlossen waren, wurden sie überwältigt. Nur zwei derselben blieben am Leben, und diese waren schwer verwundet Die andern lagen todt auf der Erde.

„Das war ein böser Mann, Sir;“ sagte Malachi, indem er auf den Körper des Häuptlings trat; „doch jetzt wird er kein Unheil mehr anrichten.“

„Sind Sie schwer verwundet, Martin?“ fragte Alfred.

„Nein, Sir, nicht schwer; die Kugel ging gerade

durch und hat zum Glück keinen Knochen berührt. Ich will zur Erdbeere gehen und mich verbinden lassen."

„Er ist ganz todt, Sir," sagte Graves, welcher bei dem Soldaten kniete, auf welchen der erste Schuß gefallen war.

„Armer Bursche!" rief Alfred aus. „Nun, ich glaube nicht, daß sie uns noch einmal angreifen; doch ich weiß nicht, ob ich von meiner Flinte Gebrauch gemacht haben würde, wenn sie es nicht gethan hätten."

„Sie erwarteten keinen Pardon, Sir;" sagte Malachi.

„Ich glaube auch nicht. Nun, was ist mit den Weibern anzufangen; die werden uns keinen Schaden thun."

„Nicht viel, Sir; aber in jedem Falle müssen wir sie unschädlich machen; wir müssen alle Waffen wegnehmen, welche wir in den Hütten finden; wir haben ihre zwei Flinten, nun müssen wir alle ihre Bogen, Pfeile, Tomahawks und Messer sammeln, sie entweder vernichten oder behalten, wollen Sie das thun, John? Nehmen Sie Graves dazu."

„Ja," versetzte John und fing sogleich mit Graves seine Nachsuchungen an.

Die zwei Weiber, welche mit Mary Percival in einer Hütte gewesen waren, blieben in derselben, vor John's Flinte sich fürchtend, zurück; die andern zwei aber waren während des Handgemenges in den Wald entwischt. Dieß war von geringer Bedeutung, denn in der That sagte man auch den andern, daß sie gehen könnten, wenn sie wollten, und sobald sie dieses von Malachi vernommen hatten, folgten sie dem Beispiele ihrer Gefährtinnen. John und Graves brachten alle Waffen, welche sie finden konnten, und Malachi und Alfred gingen in das Gebüsche, wohin Capitän Sinclair Mary Percival zunächst gebracht hatte. Alfred umarmte seine Cousine, welche bis jetzt sehr aufgeregt und durch die plötzlichen Uebergänge, durch die

Ereignisse, von ihren Gefühlen so zu sagen überwältigt war; unter allen Ereignissen verursachte ihr das Wiedererscheinen Percivals, gleich einer Auferstehung von den Todten, die größte Aufregung. Alfred war in Berathung mit Malachi, als sie Flammen aus den Hütten empor steigen sahen. Martin war, sobald seine Wunde verbunden war, zurückgekehrt und hatte sie angezündet.

„Das ist recht, Sir;“ sagte Malachi, „ich will Ihnen den Beweis unsers Sieges hier lassen, als Warnung für die andern Indianer.“

„Aber was wird aus den Weibern werden?“

„Diese werden sich an einen andern Stamm anschließen und die Geschichte erzählen; es ist gut, wenn sie dieses thun.“

„Und was beginnen wir mit unsern Gefangenen?“

„Die lassen wir nach und nach frei, Sir; wir haben nichts von ihnen zu fürchten, aber wir lassen sie erst nach einem Marsche von zwei oder drei Tagen im Walde für den Fall los, daß sie mit einer andern Horde, von welcher sie Beistand erwarten könnten, in Verbindung stehen.“

„Und die verwundeten Indianer?“

„Müssen wir der Vorsehung überlassen, Sir; wir können ihnen nicht helfen. Wir werden ihnen Nahrung und Wasser hier lassen. Die Weiber werden zurück kommen, sie finden, wenn sie noch am Leben sind, sie pflegen, und wenn sie todt sind, sie begraben. Doch hier kommt John mit einigen Bärenhäuten, welche er für Miß Mary gerettet hat. Das war vernünftig von dem Jungen. Sobald als das Feuer niedergebrannt ist, wollen wir unser Lager auf die offene Stelle verlegen und eine Wache für diese Nacht aufstellen, und morgen wollen wir mit Gottes Hülfe unsern Rückweg antreten. Wir werden dem Vater und der Mutter Freude bringen, und je eher je besser; sie werden untröstlich seyn über unser langes Ausbleiben.“

„Ja," sagte Mary Percival, „sie werden fast in Verzweiflung darüber seyn; wahr sagt die Bibel: langes Hoffen macht das Herz siech."

Neununddreißigstes Kapitel.

Nicht einer von der Truppe schlief diese Nacht viel, es gab zu viel zu thun, und zu viel zu betrachten. Capitän Sinclair war, wie man sich denken kann, blos mit Mary Percival beschäftigt; jetzt mehr als jemals. Sobald sie nun ihr Lager auf dem lichten Platze eingenommen und Vorrichtungen für die Bequemlichkeit Mary's getroffen hatten, enthoben sie die Erdbeere der Aufsicht auf die Gefangenen, welche sie gleichfalls an den lichten Ort brachten. Percival, welcher bisher seiner Bande noch nicht entledigt worden, wurde nun losgemacht, und es wurde ihm gestattet, umher zu gehen, indem sich immer eines an ihn anschloß und ihn sorgsam bewachte. Der erste Gegenstand, auf welchen sein Blick fiel, war der Körper der zornigen Schlange. Percival betrachtete ihn einige Zeit und setzte sich dann an seiner Seite nieder. Hier blieb er, ohne zu sprechen, länger als zwei Stunden sitzen, bis einige von der Truppe eine Grube gegraben, und den Leichnam begruben. Percival blieb noch einige Minuten an der Seite des Grabes, und ging dann zu den verwundeten Indianern. Er brachte ihnen Wasser und sprach mit ihnen in der Sprache der Indianer. Als er nicht mehr mit ihnen sprach, ließ ihn Mary zu sich rufen, um mit ihm zu sprechen; denn sie hatte ihn bis jetzt kaum gesehen. Der Anblick Mary's schien einen mächtigen Eindruck auf den Knaben zu machen; er lauschte; als sie ihm schmeichelte und liebkoste, und es schien, als wenn verschiedene Er-

innerungen in ihm erwachten, er ließ sich nieder, seufzte und schlief endlich ein. Der Soldat, welchen die zornige Schlange erschossen hatte, war vor dem Häuptlinge begraben worden; die Wunde Martin's wurde von der Erdbeere, welche wirklich geschickt in der indianischen Chirurgie war, verbunden. Sie hatte Ueberschläge aus gestoßenen Kräutern, welche sie und die Indianerin gesucht hatten, für Mary's Füße gemacht, welche entzündet waren, und Mary fühlte sich durch ihre Anwendung sehr erleichtert. Bevor der Tag graute, waren die zwei verwundeten Indianer gestorben, und wurden sogleich neben dem Häuptlinge begraben. Alfred und Malachi hatten sich entschlossen, am nächsten Morgen ihre Rückreise anzutreten, wenn es möglich seyn würde, Mary Percival zu transportiren, denn ihre Truppe war nun um zwei weniger, nämlich: dem gebliebenen Soldaten und Martin, welcher sich dienstuntauglich befand. Die Indianerin war vollkommen mit den übrigen Flinten beladen, mit den beiden den Indianern abgenommenen, und jenen des getödteten Soldaten und Martin's, welcher gegenwärtig nicht im Stande war, auch nur das Geringste zu tragen. Es waren also nur noch sechs dienstfähige Männer, denn John konnte zum Tragen nicht gebraucht werden, und übrigens war er auch bestimmt, über Percival zu wachen. Ueberdieß hatten sie noch die zwei Gefangenen zu beaufsichtigen und waren deßhalb in einiger Verlegenheit. Malachi schlug indessen vor, eine Tragbahre aus Aesten zu machen, sie recht stark zu flechten, und an einer Stange zu befestigen, so daß sie von zwei Männern getragen werden könne. Mary Percival war gerade nicht schwer, und wenn sie sich wechselsweise ablösten, glaubten sie im Stande zu seyn, jeden Tag einige Meilen zurückzulegen, bis Mary vermögen würde, mit ihnen zu gehen. Alfred willigte ein, und mit Sonnenaufgang ging er mit Malachi in den Wald, um Aeste abzuhauen. Bei ihrer Zurückkunft

fanden sie die Truppe schon munter, und Mary fühlte wenig oder gar keine Schmerzen mehr, sie nahm ihr Frühstück von den ihr vorgesetzten Nahrungsmitteln, welche spärlich vertheilt wurden, und sobald sie gegessen hatten, legten sie Mary auf die Tragbahre, brachen auf und nahmen die Gefangenen mit, denn es schien ihnen nicht räthlich, sie jetzt schon los zu lassen. Am ersten Tage machten sie nur einige Meilen, denn sie mußten anhalten, um sich einige Nahrungsmittel zu verschaffen. Die Truppe wurde unter einem großen Baum, welcher als gutes Merkzeichen diente, unter der Aufsicht des Capitäns zurückgelassen, indessen Malachi und Alfred auf die Jagd ausgingen. Als sie mit einbrechender Nacht mit einem Hirsche, welchen sie erlegt hatten, zurückkamen, benachrichtigte sie die Erdbeere, die Indianerin habe ihr erzählt, daß ohngefähr zwei Meilen südwärts ein Fluß sey, welcher in den See münde, und daß zwei Canoe's dort in einem Gebüsche am Ufer verborgen seyen, daß der Fluß breit sey und schnell fließe, und daß sie auf demselben in den See gelangen, und dann mit den Canoe's bis an die Niederlassung fahren könnten. Dieß schien der Beachtung werth, weil sie dadurch wahrscheinlich viel Zeit ersparten, jedenfalls aber Mary Percival sich dabei erholen würde. Sie beschlossen daher, zu dem Flusse zu gehen, und die Canoe's anzusehen, welche, wie die Indianerin sagte, groß genug seyen, um alle aufzunehmen.

Am nächsten Morgen machten sie sich, von der Indianerin geführt, nach dem Flusse auf, und kamen Nachmittags dort an. Sie fanden die Canoes groß genug und in gutem Stande, zogen sie an das Ufer, und setzten ihre Einschiffung auf den folgenden Tag fest; dann gingen sie aus, um noch mehr Nahrungsmittel für ihren Unterhalt herbeizuschaffen. Alfred, Malachi und John gingen, Percival war nun so ruhig und zufrieden geworden und so gerne in der Nähe von Mary Percival,

daß es schien, als sey er aus seinem indianischen Traume erwacht, und alle seine vorigen Verhältnisse seyen ihm wieder beigefallen. Sie dachten nicht, daß es länger nothwendig sey, ihn zu bewachen, denn er wollte in der That Mary nicht von der Seite bleiben, und begann nun solche Fragen, welche bewiesen, daß er Vieles, was er während seines Aufenthalts bei den Indianern vergessen hatte, wieder in sein Gedächtniß zurückrief. Die Jäger hatten gute Jagd gemacht und kehrten mit so viel Wild zurück, daß sie auf vier bis fünf Tage versehen waren. Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, ließen sie die Gefangenen ohngefähr eine halbe Meile in dem Walde zurück, bezeichneten ihnen die Gegend gegen Norden, als die, wohin sie gehen sollten, entfesselten sie und setzten sie in Freiheit. Hierauf stiegen sie in die Canoes und fuhren schnell den Strom hinab.

Der Fluß, auf welchem sie sich eingeschifft hatten, war damals den Europäern noch wenig bekannt, und wird nun die Themse, die daran erbaute Stadt aber wird Landern genannt. Er fällt oben in den Erie-See und ist ein schöner, schnellfließender Strom. Sie schifften drei Tage fort, stiegen Nachts aus, um zu schlafen und ihre Nahrung zuzubereiten, und an dem vierten Tage waren sie genöthigt, sich mehr Nahrungsmittel zu verschaffen. Sie waren glücklich, und am nächsten Tage liefen sie in den See ein, ohngefähr zweihundert Meilen westwärts von der Ansiedlung. Mary Percival war nun vollkommen wieder hergestellt und fand Vergnügen an der Reise. Die Gegend war in voller Pracht; die Bäume am Ufer wiegten ihre Äste in dem Wasser, und sie begegneten keinen Indianern und sahen keine Hütten derselben am Ufer. Zuweilen verscheuchten sie die Hirsche, welche zur Tränke in den Strom herabkamen; als sie um eine Landzunge fuhren, kamen sie an einem Rudel Hirsche, welcher quer über den Strom schwamm vorüber, und erlegten hievon so viele, daß

sie hofften, bis zu ihrer Ankunft auf der Niederlassung genug zu haben.

Percival war nun ganz erfreut, dem Indianerleben wieder entzogen zu seyn, und schien ängstlich die Wiedervereinigung mit seinem Vater und seiner Mutter zu erwarten, nach welchen er unaufhörlich fragte. Er schien sein Englisch wieder gelernt zu haben, aber obwohl er Alles verstand, was gesprochen wurde, hatte er doch das Sprechen vergessen und drückte sich anfangs nur mühsam aus. Das Wetter war sehr schön, und der See so ruhig, daß sie eine schnelle Fahrt machten, obgleich sie mehrmals während der Nacht anhielten. Ihre einzige Beschwerde waren die Musquitos, welche gleich Wolken auf sie fielen, wenn sie landeten, und nur durch große Feuer und dichten Rauch zu vertreiben waren; aber dies wurde aus Freude über die Befreiung ihrer Gefangenen und über den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung nicht beachtet; sie dankten hiefür Gott von Herzen und niemand mehr als Mary Percival und Capitän Sinclair, welcher nie von ihrer Seite wich, außer wenn es Zeit zum Schlafengehen war.

An dem sechsten Tage, Vormittags, wurden sie durch den Anblick des Forts Frontignac, welches sie in der Ferne liegen sahen, erfreut, und obgleich ihre Wohnung wegen des dazwischen liegenden Waldes nicht gesehen werden konnte, so wußten sie doch, daß sie nur noch vier oder fünf Meilen davon entfernt seyen. In weniger als einer Stunde gelangten sie an die Prairie und landeten an dem Orte, an welchem ihre Barke angebunden war. Herr und Mrs. Campbell hatten die Canoes noch nicht bemerkt, denn so ängstlich sie auch jeden Tag die Rückkehr der Truppe erwarteten; so war doch alle ihre Aufmerksamkeit nach der Landseite gerichtet, und sie ahnten nicht, daß sie zu Wasser zurückkommen würden.

„Mein theurer Alfred,“ sagte Mary, „ich glaube nicht, daß es gut ist, wenn wir Percival die Tante

sogleich sehen lassen, wir müssen sie auf sein Erscheinen vorbereiten. Sie hat ihn schon lange Zeit für todt gehalten, und die Erschütterung möchte zu stark seyn."

„Du hast Recht, meine theure Mary. Ich will mit Capitän Sinclair, Malachi und John vorausgehen; nehmt Percival in die Mitte der Nachfolgenden und bringt ihn dann in Malachis Wohnung, wo er mit der Erdbeere bleiben kann, bis wir ihn abholen."

Nachdem diese Anordnung, welcher Percival ungern beistimmte, getroffen war, gingen sie auf diese Weise auf das Haus zu. Außerhalb der Palisaden gewahrten sie Herrn und Mrs. Campbell, welche ihnen den Rücken zuwandten und gegen den Wald in jene Richtung hinsahen, in welcher sie sie verlassen. Als sie den halben Weg vom Ufer aus zurückgelegt hatten, kam Heinrich mit Oscar aus dem Hause. Der Hund gewahrte sie sogleich und sprang freudig bellend auf sie zu. Heinrich schrie auf:

„Vater, Mutter!... Da sind sie... Da kommen sie...!"

Herr und Mrs. Campbell wendeten sich um, eilten der schnell nahenden Truppe entgegen, und als sie Mary in ihre Arme schlossen, waren jetzt alle Fragen unnöthig — sie war gerettet, und das war ihnen genug.

„Kommen Sie, Mutter! Lassen Sie uns in's Haus gehen, damit Sie wieder etwas ruhiger werden," sagte Alfred, damit sie Percival nicht gewahr wurde, welcher in geringer Entfernung unter den Andern folgte. „Lassen Sie sich führen, nehmen Sie meinen Arm."

Mrs. Campbell, welche sehr erschüttert war, that es, und Alle wandten sich von der Truppe ab, in deren Mitte sich Percival befand. Emma sah aber aufmerksam hin und wollte aufschreien, als Capitän Sinclair seinen Finger auf seine Lippen legte.

Sobald sie bei dem Hause angekommen und hineingegangen waren, unterrichtete sie Alfred mit wenigen Worten, was sich seitdem zugetragen; wie erfolgreich

ihr Unternehmen gewesen und wie wenig sie von den Indianern in Zukunft zu fürchten hatten.

„Wie viel Dank bin ich Euch schuldig," rief Mrs. Campbell aus. „Gott belohn Euch für Alles, was Ihr thatet! Es war schrecklich, theure Mary, daß ich Dich auch so verlieren sollte, wie meinen armen Jungen. Er ist verloren für immer — aber Gott hat es gethan."

„Es war uns sehr befremdend, Mutter," sagte Alfred, „als wir eines Tages hörten, daß die Indianer einen weißen Knaben in dem Walde gefunden haben."

„Ach! Ach, den meinen nicht."

„Ich habe Ursache zu glauben, daß es Percival war, meine theure Mutter, und ich habe Hoffnung, daß er am Leben ist."

„Mein theurer Alfred, mache mir keine vergebliche Hoffnung, Du kennst die Gefühle eines Mutterherzens nicht. Der geringste Anschein einer solchen Hoffnung bringt mich in eine solche Aufregung und Spannung, daß ich gar nicht zu Gedanken kommen kann. Ich hatte mich in den Willen Gottes ergeben, bringe mich nicht in einen Zustand des Zweifels und des Kummers zurück."

„Glauben Sie, meine theure Mutter, daß ich eine solche Hoffnung in Ihnen erwecken würde, wenn sie nicht gegründet wäre, wenn sie sich nicht realisiren könnte? Nein, theure Mutter, so grausam bin ich nicht."

„Weißt Du, daß Percival am Leben ist?" sagte Mrs. Campbell, indem sie Alfred am Arm faßte.

„Beruhigen Sie sich, theure Mutter, ich weiß es — ich bin gewiß, daß er noch am Leben ist, und daß er der ist, welcher von den Indianern gefunden wurde, und ich habe große Hoffnung, daß wir ihn wieder erhalten."

„Gott gebe es, Gott gebe es in seiner großen Barmherzigkeit!" sagte Mrs. Campbell; „mein Herz ist fast gebrochen vor Freude! Gott stehe mir bei! O,

wo ist — er? Mein theurer Alfred — wo ist er?" fuhr Mrs. Campbell fort.

Alfred antwortete nicht, aber eine Thränenfluth entströmte seinen Augen.

„Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie sich etwas mehr gesammelt haben, meine theure Mutter. Emma, Du hast noch kein Wort zu mir gesagt."

„Ich kann vor übergroßer Freude nicht sprechen, Alfred," versetzte Emma, ihm die Hand reichend, „aber niemand ist Deine Zurückkunft so lieb als mir, und niemand ist Dir so dankbar dafür, daß Du Mary zurückgebracht hast."

„Nun, Alfred, ich bin ruhig," sagte Mrs. Campbell. „Laß mich jetzt Alles hören, was Du weißt."

„Ich sehe Sie nun ruhig, theure Mutter, und deshalb sage ich Ihnen, daß Percival nicht fern von uns ist."

„Alfred, er ist hier, ich weiß gewiß, er ist hier!"

„Er ist bei Malachi und der Erdbeere, und in einer Minute will ich ihn hieher bringen." Alfred verließ das Haus; Mrs. Campbell unterlag fast ihren Gefühlen. Mary und Emma eilten zu ihr, um sie zu unterstützen. In einer Minute darauf kam Alfred mit Percival zurück, die Mutter umarmte ihn, weinte über ihr lange verlornes Kind, und führte ihn in die Arme seines Vaters.

„Wie hat sich das zugetragen, und durch welch' gnadenvolles Zusammenwirken Du uns erhalten, und wieder gegeben worden bist," sagte Herr Campbell, als die ersten Gemüthsbewegungen vorüber waren, „das werden wir hören; aber eins wissen wir, und sind dessen gewiß, das ist: allein durch die Güte Gottes. Laßt uns jetzt, da unsere Herzen von Dank und Liebe heiß erfüllt sind, Ihm unsern Dank bringen und mögen unsere Dankgebete gnädig von ihm aufgenommen werden.

Herr Campbell fiel auf die Kniee nieder und seinem Beispiele folgte die ganze Versammlung. In ei-

nem inbrünstigen Gebete dankte er für die seiner Familie erzeigte neue Gnade und sprach die Hoffnung aus, niemals die allmächtige Fügung zu vergessen, frömmer und vertrauensvoller vor ihm zu leben, der ihm in der Stunde der Gefahr und der Trübsal beistand — welcher ihnen so wunderbar ihre verlorenen Schätze wiedergab, Aller Herzen mit Freude und Wonne erfüllte.

„Und nun, theurer Alfred," sagte Mrs. Campbell, welche bis jetzt Percival umschlungen hielt, „erzähle uns, was sich zugetragen, und wie Ihr Mary und den lieben Jungen wieder bekommen habt."

Alfred erzählte nun Alles ausführlich, zuerst die Kenntniß, welche Capitän Sinclair, Malachi und er von dem Leben Percivals durch den Brief, welchen die Indianerin geschrieben, erhalten; die Gefangennehmung der jungen Otter, in deren Folge Mary geraubt wurde. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Herr Campbell:

„Und der arme Martin, wo ist er, daß ich ihm danken kann?"

„Er ist in seiner Hütte mit der Erdbeere, welche ihm seine Wunde verbindet; denn seit zwei oder drei Tagen konnte dieses nicht geschehen, und dieß hat ihm viele Schmerzen verursacht."

„Wir sind ihm großen Dank schuldig," sagte Herr Campbell, „er hat viel für uns ausgestanden. Und Ihr armer Mann, Capitän Sinclair, welcher geblieben ist."

„Ja!" versetzte Sinclair, „es war einer unserer besten Leute — doch er wird im Himmel seyn. Er hat sein Leben für die Wiedererlangung meiner theuren Mary hingegeben, und Sie können sich darauf verlassen, ich werde sein Weib und sein Kind nie vergessen."

„Nun, Mary, laß hören, wie es Dir bei den Indianern gegangen ist, ehe Du befreit wurdest!"

„Ich war, wie Sie wissen, nach dem Cedernsumpfe

gegangen, um Wachholderbeeren zu sammeln, als ich plötzlich überfallen und mir sogleich der Mund verstopft wurde, so daß ich nicht rufen konnte. Mein Kopf wurde mir mit einer Decke umwickelt, so daß ich fast erstickte; ich wurde dann aufgehoben und von zwei oder drei Männern getragen. Einige Zeit war ich ganz besinnungslos, aber die Hitze war so stark, daß mein Kopf schwamm und ich glaubte ohnmächtig zu werden. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich niedergelegt wurde. Nach einiger Zeit, als ich wieder zu mir kam, lag ich, von fünf oder sechs Indianern umgeben, welche rings um mich kauerten, unter einem Baume. Ich erschrack, wie Sie sich wohl vorstellen können, nicht wenig. Eine Zeit lang machten sie keine Bewegung und sprachen auch nicht, ich wagte aufzustehen, aber eine Hand, auf meine Schulter gelegt, drückte mich wieder nieder, und ich dachte nicht daran, einen nutzlosen Widerstand zu versuchen. Bald darauf brachte mir eine indianische Frau etwas Wasser, und ich erkannte sie sogleich als jene, welcher wir Hülfe leisteten, als sie in dem Walde gefunden wurde. Dieß gab mir Muth und Hoffnung, obgleich ihre Geberden nichts verriethen, und ich konnte auch an ihren Augen nicht bemerken, daß sie sich erkenntlich zeigen wolle. Aber ich war in Gedanken überzeugt, daß sie mir helfen würde, und sie that es. Als ich aufgestanden war und etwas Wasser getrunken hatte, sprachen die Indianer leise mit einander. Ich bemerkte, daß sie einem besondere Achtung bezeigten, und nach der Beschreibung, welche mir mein Vater und Alfred von der zornigen Schlange gemacht hatten, zweifelte ich nicht, daß er es sey. Wir blieben ungefähr eine halbe Stunde an diesem Orte, dann brachen sie auf und gaben mir ein Zeichen, ihnen zu folgen. Ich konnte es nicht ändern und wir gingen fort, bis die Nacht einbrach; ich war, Sie können es sich leicht denken, nicht wenig ermüdet. Sie ließen mich bei der Indianerin und zogen sich einige Schritte zurück,

Die Frau machte mir ein Zeichen, daß ich schlafen solle, und obwohl ich dachte, daß das unmöglich sey, war ich doch so sehr abgemattet, daß ich, als ich meine Gebete zu dem Allmächtigen empor geschickt hatte, in einigen Minuten einschlief.

Vor Anbruch des Tages wurde ich durch ihre Stimme aufgeweckt, und die Frau brachte mir eine Handvoll gerösteten indianischen Korns; es war kein Frühstück, wie ich es gewohnt war, aber ich war hungrig und daher genöthigt, es zu essen; sobald es Tag war, brachen wir auf und gelangten gegen Abend an einen See. Sie brachten ein Canoe aus dem Gebüsche, in welchem wir zwei oder drei Stunden längs der Ufer hinfuhren, dann stiegen wir aus und setzten unsere Reise fort. Meine Füße waren ganz wund und schmerzten mich sehr, denn sie waren voller Blasen, und ich vermochte kaum weiter zu gehen; sie zwangen mich indessen hiezu, ohne jedoch große Gewalt anzuwenden, zogen und schoben sie mich, um mich mit fortzubringen. Ich begriff nun, daß ich eine Gefangene sey, und daß man mir gerade nicht übel begegnen würde, wenn ich mich in ihren Willen füge. Gegen Abend konnte ich kaum einen Fuß vor den andern setzen, weil man mich genöthigt hatte, zwei oder drei Meilen in einem Flusse zu waten, in welchem meine Schuhe ganz auseinander gegangen waren. Nachts machten sie Halt, und die Indianerin bereitete einige Kräuter und legte sie auf meine Füße; dieß gewährte mir eine große Erleichterung, aber sie nahm nicht die geringste Notiz von den Zeichen, die ich ihr machte. Am nächsten Morgen befand ich mich in Folge der aufgelegten Kräuter so wohl, daß ich die erste Hälfte des Tages sehr gut gehen konnte. Ich war etwas voraus, als ich den Häuptling hinter mir sprechen hörte, ich drehte mich um, und denken Sie mein Entsetzen, als ich sah, daß er seinen Tomahawk hervorriß und das arme indianische Weib damit niederhieb. Ich konnte mich nicht enthalten, zu ihr zu eilen, aber

ich bemerkte nur, daß ihr Kopf gespalten, und daß sie wahrscheinlich todt war, denn ich wurde weggezogen und gezwungen, den Weg fortzusetzen. Sir werden leicht begreifen, daß mein Blut bei dieser Scene erstarrte, und daß ich nun auch für mich fürchtete. Als ich weggeschleppt wurde, wußte ich noch nicht, daß Percival am Leben und daß die junge Otter im Fort gefangen sey. Mein Gedanke, als der Häuptling die Frau niederschlug, war der, daß er sich ihrer entledigen wolle, und daß ich ihre Stelle ersetzen solle. Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig, doch ich betete im Gehen zu Gott, welcher die verborgenste That sieht, und das leiseste Gebet hört, und wurde hiedurch beruhigt. Ich wußte, daß meine Abwesenheit sogleich entdeckt werden würde, und daß es Einige gebe, welche für meine Befreiung ihr Leben wagen würden. Ich hatte daher bis jetzt Hoffnung, und darum strengte ich mich auch an, so geschwind, als möglich, zu gehen, um die Indianer nicht aufzubringen. Aber Nachts hatte ich niemand, um meine Fuße, welche ganz blutig und angeschwollen waren, zu verbinden, ich war wahrhaft unglücklich, als ich so allein war. Ich konnte die arme, in ihrem Blute liegende Indianerin nicht aus den Gedanken bringen, die wegen eines mir unbekannten Vergehens, oder eines Fehlers wegen sterben mußte. Am nächsten Morgen war meine Nahrung wie gewöhnlich etwas geröstetes indianisches Korn, von welchem ich zu meinem Unterhalte nur eine einzige Handvoll auf die Dauer von vierundzwanzig Stunden bekam; indessen der Hunger plagte mich nicht mehr, ich hatte zu große Schmerzen. Ich war im Stande, noch bis Mittag mich fortzuschleppen, aber nun konnte ich nicht weiter. Ich blieb stehen und setzte mich dann nieder; der Häuptling befahl mir durch Zeichen aufzustehen, ich deutete auf meine Füße, welche bis zu dem Knöchel geschwollen waren, aber er drang darauf, zog seinen Tomahawk hervor, um mich zu erschrecken. Ich war so ermattet, daß ich

den Schlag dankbar empfangen haben würde, aber ich erinnerte mich meines theuren Onkels, meiner Tante und entschloß mich, um Ihrer willen das Aeußerste zu thun; ich that es, lief aber nicht länger als eine Stunde; denn zuletzt konnte meine Natur diese Anstrengung nicht mehr ertragen, und ich fiel bewußtlos nieder."

„Meine arme Mary!" rief Emma.

„Ich dachte oft an Dich, meine theure Schwester," versetzte Mary, sie küssend.

„Es muß lang gewesen seyn, bevor ich wieder zu mir kam," fuhr Mary fort, „denn ich sah, daß die Indianer geschäftig waren, eine Art Tragbahre zu flechten; sobald dieselbe fertig war, wurde ich darauf gelegt, und an einer Stange, welche zwei auf ihren Schultern trugen, schaukelnd fortgebracht. Es that auch sehr Noth, daß dieser Tag mir erträglicher gemacht wurde, denn meine Füße waren in einem gefahrdrohenden Zustande und machten mir viele Schmerzen. Nachts blieben wir an einem Flüßchen und ich stellte meine Füße zwei bis drei Stunden in das Wasser, welches die Entzündung etwas mäßigte, und dazu beitrug, daß ich etwas schlafen konnte. So trugen sie mich noch einige Tage, als mir befohlen wurde, wieder zu gehen. Ich that es zwei Tage und befand mich wieder in dem vorigen Zustande. Es wurde nun wieder eine Tragbahre gemacht, und ich wurde bis zu den Wohnungen der zornigen Schlange und seiner Horde getragen. Was von nun an sich zugetragen, haben Sie schon von Alfred gehört."

Als Mary ihre Erzählung geendet hatte, setzten sie sich zum Abendessen nieder, und es ist nur noch zu bemerken, daß Herr Campbell nicht verfehlte, vor dem Schlafengehen dem Allmächtigen seinen Dank für ihre Erhaltung darzubringen. Am nächsten Morgen erwachten sie alle gesund und wohlbehalten. Martin kam zeitig mit der Erdbeere in das Haus, seine Wunde war

besser, und Herr und Mrs. Campbell sprachen ihm ihren Dank und ihre Theilnahme aus.

Bei dem Frühstück sagte Herr Campbell:

„John, in unserer Freude, Deinen Bruder und Deine Cousine wieder zu sehen, habe ich ganz vergessen, Dich wegen Deines Fortlaufens auszuschelten."

„Das thun Sie nicht," sagte Malachi; „denn er war uns sehr nützlich, ich versichere Sie."

„Nun, ich will jetzt nicht mit ihm zanken," versetzte Herr Campbell; „aber er soll es nicht wieder thun. Wenn er mir seinen sehnlichen Wunsch, mit Euch zu gehen, anvertraut hätte, so würde ich ihm wahrscheinlich die Erlaubniß hiezu gegeben haben."

„Ich muß Sie nun verlassen, meine Lieben, und in's Fort zurückkehren," sagte Capitän Sinclair; „ich denke aber, daß ich Sie in wenigen Tagen wieder sehen werde, doch muß ich den Erfolg unserer Unternehmungen und den Tod des armen Watkins melden. Wollen Sie mir wohl eines Ihrer Pferde leihen, Herr Campbell?"

„Recht gerne," versetzte Herr Campbell, „Sie wissen, daß das Schiff von Montreal in einigen Tagen erwartet wird, vielleicht bringen Sie uns Briefe mit, wenn welche angekommen sind."

Capitän Sinclair verließ, wie man sich vorstellen kann, seine Lieben sehr ungerne, und in ein oder zwei Tagen kehrte die Familie wieder zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurück. Die Auswanderer hatten, während sie auf diesem Zuge abwesend waren, viel Getraide eingebracht, und Alle waren nun emsig mit der Ernte beschäftigt.

„Wie glücklich sind wir nun, Mary," sagte Emma zu ihrer Schwester, als sie zum Flusse gingen und John zusahen, welcher Forellen fing.

„Ja, meine theure Emma, wir haben eine Lehre bekommen, welche, wie ich hoffe, uns unsere gegenwärtige Lage nicht bereuen lassen wird. Das Unglück,

welches wir erfahren haben, lehrt uns, wie dankbar wir seyn müssen. Wir haben nun nichts mehr von den Indianern zu fürchten, und ich fühle, daß ich mein Leben hier in Frieden und Dank zubringen könnte."

„Aber nicht ohne Capitän Sinclair!"

„Nicht gerade ohne ihn; ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich ihn für seine Geduld und für seine Liebe zu mir werde belohnen können, aber jetzt nicht, und mein Onkel und meine Tante sollen bestimmen, wenn ich soll. Wo ist Percival?"

„Er ist mit Malachi in den Wald gegangen, die Flinte auf der Schulter, er ist deshalb nicht wenig stolz. John ist nicht eifersüchtig darauf. Er sagt, Percival möge mit der Flinte umgehen lernen, und den albernen Bogen und Pfeil wegwerfen. Glaubst Du nicht, daß sein Aufenthalt bei den Indianern ihn ganz verändert hat?"

„Sehr viel, er ist männlicher und stiller, er scheint mehr zu denken, als zu sprechen. Doch Heinrich kommt zu uns, das Essen ist fertig, und wir müssen hungrige Leute nicht warten lassen."

„Nein," antwortete Emma, „sonst müßte ich mich selbst warten lassen."

Vierzigstes Kapitel.

In das Fort zurückgekehrt, erzählte Capitän Sinclair dem Oberst, wie erfolgreich ihr Unternehmen gewesen war, und wurde von ihm, der seine Verbindung mit Mary Percival erfahren hatte, herzlich beglückwünscht. Die junge Otter, welche während der Abwesenheit des Capitän Sinclair noch gefangen gehalten worden war, wurde nun in Freiheit gesetzt, und der Oberst, welcher gewahrte, daß der Capitän Sinclair nach diesen Ereignissen dringend wünschte, einige Zeit auf der Ansiedlung zuzubringen, gab ihm sehr

gütig einige Tage Urlaub, da er ihn ohnedies jetzt nicht nothwendig hatte. Zu gleicher Zeit ließ der Oberst Herrn Campbell wissen, daß, sobald die Fahrzeuge von Montreal angekommen seyn würden, er selbst die ankommenden Briefe und Zeitungen überbringen und auch seine Glückwünsche persönlich abstatten würde.

Capitän Sinclair kam, weil er mehrere Briefe, welche in seiner Abwesenheit gekommen waren, zu beantworten hatte, erst nach drei Tagen vom Fort zurück. Bei seiner Ankunft auf der Ansiedlung fand er Alles wohl. Mary hatte sich von ihrer Entzündung gänzlich erholt, und Alles ging wieder auf die frühere Art und Weise und so vor sich, wie wenn dieses Ereigniß gar nicht stattgehabt hätte. In der That schien auch der ganzen Gesellschaft zu ihrem Glücke und Gedeihen nichts mehr nothwendig. Die Auswanderer, welche sich Herrn Campbell angeschlossen hatten, waren fleißig, emsig, höflich und sehr dienstfertig. Sie bezeugten Herrn Campbell die größte Achtung, waren ihm mit Liebe und Güte zugethan, und unterstützten ihn nach allen ihren Kräften. Obschon das Gut nun sich sehr vergrößert hatte, so war die Arbeit leicht für die vielen Hände, über welche man gebieten konnte. Der Stamm hatte sich sehr vermehrt. Der alte Graves hatte während der Abwesenheit Alfreds und Martins die Mühle besorgt, und wollte sich diesem Geschäfte auch ferner unterziehen, was Alfred sehr freute. Kurz, Freude und Ueberfluß herrschten in der Ansiedlung, und Alfreds Worte — als er seinen Vater zu bestimmen suchte, nach Canada zu gehen, — daß sein Vater, wenn auch nicht reich, doch mit seinen Kindern unabhängig seyn werde, bewährten sich. Nach drei Tagen kam Capitän Sinclair an; er wurde mit der größten Herzlichkeit empfangen, und als das Mittagessen vorüber war, wendete sich Herr Campbell an die Familie und sagte:

„Meine theuren Kinder, eure Mutter und ich haben uns über Einiges mit einander besprochen, und

uns überzeugt, daß wir Gott so vielen Dank für seine uns bewiesene Güte und Gnade schuldig sind, und daß es sehr eigennützig wäre, wenn wir nicht auch unserer Seits etwas thun würden, was zum Glück Anderer beitragen kann. Wir sind nun unabhängig und haben die Aussicht, es mit jedem Tage mehr zu werden; wir sind nicht mehr auf uns allein beschränkt, da wir von allen denen umgeben sind, welche uns lieben und uns bei jeder Gelegenheit beschützen. Kurz, wir leben in Ruhe und Sicherheit, und wir hoffen von der Vorsehung, daß wir es auch künftig seyn werden. Du, mein theurer Alfred, hast so großmüthig Deinem Stande, welcher so vortheilhaft für Dich war, entsagt, um uns hier, in der Wildniß, zu unterstützen, und wir kannten den Werth der Dienste zu gut, um sie nicht anzunehmen, obwohl wir das Opfer, welches Du uns gebracht hast, vollkommen zu würdigen wußten. Wir wollen aber Deinen hülfreichen Arm und Dein edles Herz nicht länger mehr zurückhalten, da wir jetzt in keiner Wildniß mehr sind; wir haben daher beschlossen, und es ist unsere Pflicht, Dich nicht länger mehr Deinem Stande zu entziehen, sondern Dich vielmehr zu bitten, zu demselben zurückzutreten, Deine Laufbahn zu verfolgen. Wir hoffen zu Gott, daß sie eben so glücklich als ehrenvoll für Dich seyn möge. Nimm unsern innigsten Dank, mein lieber Sohn, für Deine Liebe zu uns, und betrachte Dich nun selbst als frei, nach England zurückzukehren und in den Dienst wieder einzutreten, sobald es Dir gefällt."

„Und nun wende ich mich an Dich, meine theure Mary; Du und Deine Schwester, Ihr beide, habt uns hieher begleitet, und seitdem geliebt und unermüdet unter vielen Entbehrungen uns beigestanden, die wir im Anfange zu ertragen hatten. Du, Mary, hast einem verehrungswürdigen, verdienstvollen Manne Liebe zu Dir eingeflößt, aber demohngeachtet nie die geringste Neigung gezeigt, uns zu verlassen; ja, wir kennen den

Entschluß, den Du gefaßt hast. Deine Tante und ich halten es aber für Pflicht, Dir zu sagen, daß Du Dich, so theuer Du uns auch bist, nicht länger für uns aufopfern, sondern ihn, der Dich so wohl verdient, glücklich machen sollst. Daß Du nicht mehr hier bleiben kannst, ist eine ausgemachte Sache. Deines künftigen Gatten Vermögen und seine Stellung erfordern, daß er nach England zurückgeht und sich nicht länger in den Wäldern von Canada vergräbt. Du hast daher unsere vollkommene Einwilligung, und ich muß sagen, es wird uns viele Freude machen, wenn Du Deine Verbindung mit Capitän Sinclair nicht länger aufschiebst und ihm als Gattin folgst. Du magst früher oder später gehen, so wird unser Segen und unser Gebet Dich begleiten, und Du wirst die Ueberzeugung mit Dir nehmen, daß Du stets eine sorgsame Tochter für uns warst, und daß wir Dich so zärtlich liebten, wie Aeltern nur lieben können. Nehmen Sie sie, Capitän Sinclair, aus meiner Hand mit unserm Segen und unsern herzlichsten Wünschen für Ihr Glück, welches, wie ich nicht zweifle, so groß seyn wird, als es in dieser verkehrten Welt nur immer seyn kann. Eine gehorsame Tochter wird stets ein gutes Weib werden."

Mary, welche zwischen Mrs. Campbell und Capitän Sinclair saß, fiel ihrer Tante weinend um den Hals. Herr Campbell reichte Capitän Sinclair die Hand, und dieser drückte sie ihm mit dem heißesten Dank und innigster Hingebung. Alfred, welcher bis jetzt noch nichts gesprochen hatte, ging zu seiner Mutter und küßte sie.

„Ich wünsche, daß Du gehst," sagte seine Mutter; „ich wünsche, daß Du wieder in die Dienste gehst, zu welchen Du Neigung hast. Denke nicht anders, oder glaube nicht, daß Deine Abreise mir Kummer verursachen werde."

„Geh, mein Sohn," sagte Herr Campbell, ihm

die Hand schüttelnd, „und laß mich Dich als Schiffscapitän sehen, bevor ich sterbe."

Mrs. Campbell nahm nun Mary mit in ein anstoßendes Zimmer, damit sie sich sammeln möge, und Capitän Sinclair wagte es, zu folgen. Jedermann war zufrieden mit dieser Eröffnung des Herrn Campbell und Emma sah sehr ernstlich drein. Alfred gewahrte es und sagte ihr:

„Emma, Du bist sehr ernst bei dem Gedanken, Mary zu verlassen, und ich wundere mich nicht, daß es so ist. Doch Du wirst einen Trost haben, wenn Du mich da lassen wirst, damit ich Dich noch länger plage, wie Du beständig sagtest."

„Daran dachte ich nicht," rief Emma halb erzürnt. „Ja, Du warst eine große Plage, und je eher Du gehst...."

Emma endigte ihre Rede nicht und verließ das Zimmer, um zu ihrer Schwester zu gehen.

Nachdem Herr Campbell so seine Wünsche ausgesprochen hatte, war Mary's Verbindung und Alfreds Rückkehr in den Dienst während der nächsten Tage der fortwährende Gegenstand der Unterhaltung. Es wurde bestimmt, daß die Trauung Mary's in einem Monate durch den Caplan des Forts, welcher zurückgekommen war, vorgenommen werde, und daß Capitän Sinclair mit seiner Gattin und Alfred gegen Ende Septembers die Ansiedlung verlassen sollten, damit sie in Quebec in der Zeit der guten Ueberfahrt und vor dem Winter ankommen. Es war schon in der letzten Woche des August's und daher bis zu ihrer Abreise nicht viel Zeit mehr übrig. Capitän Sinclair ging in das Fort zurück, um den Oberst von dem, was vorgegangen war, in Kenntniß zu setzen, und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um einen Urlaub zu erhalten und nach England zurückzukehren. Dieser war durch seinen Einfluß auf den Gouverneur überzeugt, daß er den Urlaub erhalte, und wenn er in England sey, würde es ihm

leicht sein, zu quittiren, oder in ein anderes Regiment einzutreten.

Da kein Krieg und keine Störung mehr in Canada zu befürchten war, so konnte dieses Vorhaben, ohne eine Rüge befürchten zu müssen, ausgeführt werden.

Eine Woche später kamen die Schiffe von Montreal, und der Oberst und Capitän Sinclair kamen auf die Ansiedlung und brachten Briefe und Zeitungen aus England mit.

Nachdem Herr und Mrs. Campbell die Glückwünsche des Obersten empfangen hatten, öffneten sie mit seiner Erlaubniß ihre Briefe in Gegenwart der ganzen Familie, und alle waren begierig, die Neuigkeiten zu vernehmen. Der erste Brief, welchen Herr Campbell öffnete, machte zum Erstaunen Aller einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Er las einen Augenblick, fiel auf die Knie und schien im Zustande gänzlicher Zerstörung zu seyn.

„Keine schlimmen Neuigkeiten, wie ich hoffe, Campbell?" sagte seine Gattin ängstlich, und alle Uebrigen sahen bestürzt auf ihn.

„Nein, theure Emilie, keine schlimme Neuigkeiten, aber sehr unerwartete; wie ich sie in meinem Leben nur einmal erhalten habe. Du erinnerst Dich, obgleich Jahre verstrichen sind, noch jenes Briefes, welcher mir in unserm kleinen Speisezimmer übergeben wurde?"

„Welcher Dich in Besitz von Werton-Hall setzte, Campbell?"

„Ja, diesen meine ich, doch ich will Euch nicht länger in Zweifel lassen. Dieser ist gerade das Seitenstück zu dem vorigen Briefe."

Herr Campbell las nun folgendes:

..... Den 7. Mai 18—

„Verehrter Herr!

„Es macht uns viel Vergnügen, Sie wieder zu benachrichtigen, daß Sie, so bald es Ihnen beliebt, zurückkommen und von Werton-Hall Besitz nehmen

können. Sie werden sich erinnern, daß vor einigen Monaten Herr Douglas Campbell bei einem Rennen stürzte; man hielt es anfangs nicht für gefährlich, aber es zeigte sich, daß das Rückgrat verletzt war, und nach Verfluß einiger Monate starb er am 9. April.

„Da Herr Douglas Campbell keine Nachkommenschaft hinterläßt, und Sie der nächste Erbe sind, so sind Sie nun in dem unbestrittenen Besitze der Güter, auf welche Sie vor einigen Jahren so willig verzichteten.

„Ich habe als Ihr Agent bei dem Hinscheiden des Herrn Campbell das Nöthige besorgt. Mrs. D. Campbell hat ein hübsches Gut in dem Eigenthume, welches ihr nach diesem Tode bleibt. Ihre Befehle erwartend, bin ich, theurer Sir, Ihr ergebenster

J. Harvey."

„Herr Campbell, ich bringe Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche," sagte der Oberst, indem er aufsprang und ihm die Hand reichte. „Sie haben ein solches Glück verdient. Mrs. Campbell, ich muß auch Ihnen eiligst meine Glückwünsche darbringen."

Mrs. Campbell war anfangs vor Erstaunen sprachlos, dann sagte sie:

„Wir sind in Gottes Hand und sein Wille geschehe. Wegen Dir und meinen Kindern soll ich mich freuen. Nun, da ich glücklich hier bin, nun da meine Kinder mir wieder gegeben sind, so zweifle ich, ich gestehe es, ob ich in Werton-Hall glücklicher seyn werde. Jedenfalls werde ich diesen Ort mit Bedauern verlassen. Wir haben zu viele Umgestaltungen des Glückes erlebt, Campbell, seit dem wir vereinigt sind, um nicht die Erfahrung gemacht zu haben, daß Friede, Ruhe und Zufriedenheit glücklicher machen, als Reichthum."

„Ich fühle wie Du, Emilie," versetzte Herr Campbell. „Denn wir sind alt geworden, und haben gelernt, bei allen Zufällen dieser vergänglichen Welt klug zu seyn. Unsere Kinder, glaube ich, denken anders, und das wundert mich nicht."

„Ich werde nicht gehen," sagte John, „man wird mich in die Schule schicken; nein, kein Schulmeister soll mich aushauen, ich bin ein Mann."

„Mich auch nicht!" rief Percival.

Der Oberst, Herr und Mrs. Campbell, als die Aelteren der Gesellschaft, konnten sich nicht enthalten, über die Aeußerung beider Knaben zu lächeln. Sie hatten sich beide gefallen, den Mann zu spielen und es war augenscheinlich, daß sie für eine künftige Schulzucht sehr ungeeignet seyn würden.

„Keiner von Euch soll in die Schule gehen," versetzte Herr Campbell; „aber Ihr müßt Euch selbst für eine Stelle im Leben fähig machen, Ihr müßt Euch selbst prüfen, Euch entschließen, was Ihr lernen wollt."

Es ist schwer, die Freude zu beschreiben, welche Manche der Gesellschaft bei der Aussicht empfanden, jetzt nach England zurückzukehren. Wahr ist, daß Mary Percival bei dem Gedanken, nicht so fern von ihrem Onkel und ihrer Tante zu seyn, sich freute, und daß es Emma in England aus Gründen, die sie für sich selbst behielt, besser gefiel; aber es war nicht die Aussicht, in den Besitz eines großen Gutes zu gelangen, was diese Freude bei einigen veranlaßte, und es war nicht sowohl die Freude der Wiedererlangung ihrer Besitzung, was Herrn und Mrs. Campbell bestimmte, nicht zu zögern, sondern es war das Erkennen ihrer Pflicht, und darum wurden die Anstalten zu ihrer Rückreise mit Alfred und Capitän Sinclair getroffen."

John fuhr indessen immer noch fort, zu erklären, daß er nicht mitgehe, und Percival war derselben Meinung, obgleich er sich nicht so bestimmt darüber aussprach.

Als Herr und Mrs. Campbell allein waren, sagte er zu seiner Gattin:

„Ich weiß nicht, was mit John anzufangen ist, er scheint so entschlossen in seiner Erklärung, nicht mit uns zu gehen, daß ich fürchte, er wird zur Zeit unserer Abreise in den Wald laufen. Er geht nun be-

ständig mit Malachi und Martin, und scheint sich von seiner Familie zu trennen."

„Da ist schwer zu entscheiden, Campbell. Ich habe schon mehr als einmal daran gedacht, es möchte besser seyn, ihn hier zu lassen. Er ist unser jüngster Sohn, Heinrich wird die Besitzung erben, und wir müssen für die andern aus unseren Ersparnissen sorgen. Nun, dieses Gut wird, bis John erwachsen seyn wird, nicht von unbeträchtlichem Werthe und, nach meinem Dafürhalten, keine üble Mitgabe für einen jüngeren Sohn seyn. Er scheint so an den Wäldern, und an dem Leben in der freien Natur zu hängen, daß ich fürchte, es möchte Ursache zu seiner beständigen Unzufriedenheit und zum fortwährenden Mißmuthe geben, wenn wir ihn nach England nehmen würden. Wenn es so ist, welchen Vortheil und welchen Nutzen könnten wir aus seiner Rückkehr schöpfen? Das ist schwer zu errathen."

„Ich habe schon ernstlich daran gedacht, ihn hier unter Malachis und Martins Aufsicht zu lassen," versetzte Herr Campbell. Er wird glücklich seyn, und nach und nach reich werden. Was kann er in England mehr erlangen? Aber Du mußtest Dich vorher aussprechen, meine theure Emilie, denn ich kenne die Muttergefühle und ehre sie."

„Ich kann nicht allein bestimmen, mein lieber Mann, ich will zuvor mit John sprechen, und mit Alfred und Heinrich mich berathen."

Das Resultat ihrer Unterredung mit ihren Söhnen war, daß John in Canada unter Aufsicht Martins und Malachis, welche die Verwaltung des Gutes und die Aufsicht über ihn führen würden, bleiben solle. Martin sollte die Verwaltung des Gutes übernehmen, Malachi sein Gefährte in den Wäldern seyn, und der alte Graves, welcher der Mühle vorstand, machte sich verbindlich, die Correspondenz mit Herrn Campbell zu unterhalten, und ihn von Allem, was vorging, in Kenntniß zu setzen.

Als dieses bestimmt worden war, trug John seinen

Kopf zwei Zoll höher und versprach, daß er der Mutter selbst schreiben wolle. Der Oberst, nachdem er diese Anordnung erfahren hatte, verbürgte sich selbst, daß er, so lange er Commandant im Fort seyn werde, nicht nur auf John, sondern auf das ganze Gut ein wachsames Auge haben wolle, und daß er Herrn Campbell gelegenheitlich von Allem benachrichtigen werde.

Einen Monat nach Empfang dieses Briefs schiffte sich die ganze Familie, mit Ausnahme Johns, auf zwei Fahrzeugen ein, kam nach Montreal, wo sie sich ein paar Tage aufhielt, und von wo sie nach Quebec reiste.

In Quebec hatte ihr Agent bereits alle Cajüten eines der schönsten Schiffe für ihre Ueberfahrt gemiethet, und nach Verlauf von sechs Wochen befanden sie sich in Liverpool, von wo sie sich mit der Post nach Werton-Hall verfügten; Mrs. Douglas Campell hatte sich auf ihr eigenes Gut in Schottland zurückgezogen.

Wir haben nun unsere Erzählung geendigt, und unsern Lesern nur noch zu sagen, was sich weiter mit der Familie Campbell zugetragen hat.

Heinrich ging nicht auf die Universität zurück, sondern blieb bei seinem Vater und seiner Mutter auf Hall, indem er seinen Vater in der Verwaltung der Besitzung, welche ihm einst zufiel, unterstützte.

Alfred wurde auf einem Schiffe, welches Capitän Lumley commandirte, angestellt. Er wurde bald befördert und überall als ein stattlicher und gewandter Offizier ausgezeichnet.

Vier Jahre nach seiner Rückkehr nach England heirathete er seine Cousine Emma — was den Leser nicht wundern wird.

Mary Percival vermählte sich mit Capitän Sinclair, welcher seine Entlassung nahm, und sich auf halben Sold setzen ließ, um auf seinen Gütern in Schottland zu leben.

Percival besuchte das Colleg, und kam als ein sehr tüchtiger Rechtsgelehrter zurück.

John blieb in Canada bis er zwanzig Jahre alt

war, und dann ging er nach England, um seinen Vater und seine Mutter wieder zu sehen. Er war sechs Schuh und vier Zoll hoch aufgeschossen, aber im Verhältniß zu seiner Größe stark. Er galt für einen sehr unterhaltenden Gesellschafter, wußte eine Menge zu erzählen, sein Lieblingsthema aber war die Jagd. Die Ansiedlung war gut verwaltet; die Auswanderer hatten zur Verschönerung und Verbesserung derselben beigetragen.

Die Erdbeere hatte Martin mit drei kleinen Papooses (wie die Indianer ihre Kinder nennen) beschenkt. Malachi war zu alt geworden, um noch häufig in den Wald zu gehen, setzte sich im Winter an das Feuer, und wärmte sich im Sommer vor der Thüre des Hauses in der Sonne. Oscar war todt, aber sie hatten einige schöne, junge Hunde von ihm nachgezogen. Herr Campbell gab John, als er zurückkehrte, die Verschreibung des Gutes in Canada mit, und bald hernach suchte sich derselbe ein Canadisches Weibchen zu Quebec aus, welches ihn ganz glücklich machte.

Herr und Mrs. Campbell erreichten ein hohes Alter, wurden, so lange sie lebten, verehrt, und bei ihrem Tode beweint. Sie hatten Glück und Unglück kennen gelernt, und in allen Ereignissen ihres Lebens so ehrenwerthen Sinn gezeigt, daß sie sich weder vor dem einen erhoben, noch vor dem andern sich schmiegten. Sie wußten, daß diese Welt nur eine Welt der Prüfung und der Vorbereitung zu einer andern ist; sie erfüllten daher in jeder Lage ihres Lebens ihre Pflicht und, stets bereit, wenn es Gott gefallen sollte, sie abzurufen, — bewiesen sie in allen ihren Handlungen, daß sie sich stets ihrer Pflichten gegen Gott und gegen ihren Nächsten erinnerten.

Sie lebten und starben (wie hoffentlich auch alle meine Leser thun wollen) als wahre und gute Christen!

MONACENSIS

Zur Nachricht!

Im belletristischen Auslande, von C. Spindler herausgegeben, sind neben vielen andern Werken erschienen:

Sämmtliche Werke

von

Frau Emilie Flygare-Carlén,

welche in Schweden wie in Deutschland mit derselben Begeisterung und Begierde verschlungen werden, wie die Schriften von Fräulein Friederike Bremer.

Folgende Romane sind bis jetzt von dieser berühmten Dichterin in Schweden erschienen und werden von uns in vortrefflicher deutscher Uebersetzung geliefert:

Waldemar Klein.

Gustav Lindorm; oder: **Führe uns nicht in Versuchung!**

Die Rose von Tistelön.

Ivar der Skjutsjunge.

Der Stellvertreter.

Die Milchbrüder.

Die Kircheinweihung von Hamarby.

Der Professor und seine Schützlinge.

Der Kammerer Laßmann als alter Junggesell u. s. w.

Das Fideikommiß.

Paul Wärning, Abenteuer eines Scheerenjungen.

Sämmtliche Werke

von

Frederika Bremer.

Von dieser genialen und liebenswürdigen Dichterin sind bis jetzt nachstehende Romane in trefflicher deutscher Uebersetzung im belletristischen Auslande erschienen:

Die Töchter des Präsidenten, 2 Bde.

Nina, 5 Bde.

Die Nachbarn, 5 Bde.

Streit und Friede, oder Scenen aus Norwegen, 2 Bde.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden, 5 Bde.

Die Familie H., 2 Bde.

Ein Tagebuch, 4 Bde.

Londoner Mysterien.

Ein Sittengemälde

von

Sir Francis Trolopp.

Complett in 20 Bändchen.

Jedes Bändchen geheftet à 6 kr. oder 2 Neugroschen.

Man wäre in großem Irrthume, würde man obiges Werk nur als eine fade Nachahmung der „Pariser Mysterien" betrachten; es ist so eigenthümlich und in seiner Art so vortrefflich wie das Werk des Eugen Sue, von dem es nur den Titel, nicht einmal die Form entlehnte.

Wer London, dieses sündhafte Babel, nicht durch die egoistische Brille eines Britten, sondern mit den kritischen Augen eines Fremden beobachtet und wiedergeschildert kennen lernen will, greife getrost zu diesem Buche, er wird sich über Erwarten davon angezogen fühlen.

Es wird ein interessanter Vergleich werden, wenn wir die „Enthüllungen von London," die soeben von Ainsworth herausgegeben werden und wovon das belletristische Ausland auch eine treffliche Uebersetzung bringen wird, mit obigen „Londoner Mysterien" zusammenstellen, weil dadurch die Eigenthümlichkeit in der Auffassung von socialen Zuständen der zwei rivalisirenden Nationen, Britten und Franzosen, von denen hier jede seinen Repräsentanten hat, am unzweideutigsten in die Augen springen wird.

Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

August Zoller.

1ster bis 12ter Band.

Geheftet jeder Band 6 kr. oder 2 Neugr.

Der grenzenlose Beifall dieses Buches ist hauptsächlich durch den Angriff gegen den Jesuitismus errungen worden und wenn die, den Jesuiten in diesem Roman zur Last gebrachten Verbrechen, auch nicht wirklich von diesem Orden ausgingen, so ist leider noch eine so abscheuliche Verdorbenheit in der europäischen Gesellschaft, daß man mit Grund annehmen kann, Eugen Sue habe die Hauptscenen in diesem Buche einer teufelischen Intrike der Gegenwart entnommen.

Die Hälfte des ganzen Romans ist jetzt in den Händen der Subscribenten von „Spindlers Belletristischem Auslande.“

Stuttgart, im Januar 1845.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Zur Nachricht!

Unter der Presse befindet sich für das „belletristische Ausland" der

Neueste Roman

von

Frau Flygare Carlén

welcher unter dem Titel:

Paul Wärning,

Abenteuer eines Scheerenjungen.

5 Theile.

Anfangs Februar 1845 ausgegeben wird. Soviel des Schönen wir schon aus der liebenswürdigen Feder der Frau Flygare Carlén besitzen, so übertrifft obiger Roman ihre bisherigen Dichtungen nach dem Urtheile unseres Stockholmer Correspondenten um ein Bedeutendes. Zugleich zeigen wir an, daß

Neue Genrebilder

aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam.

gleichfalls unter der Presse sind, welche den hohen Ruf des Verfassers — Herrn Dr. C. A. Wetterbergh — nur noch fester begründen werden.

Stuttgart, Januar 1845.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Bö

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marryat, Frederick,

Die Ansiedler in Canada fünf Theile

Stuttgart 1845

L.eleg.g. 16 t-6,2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573053-5